

Simon Meyer, David J. Krieger

«NIENETWIL»

DIE UTOPIE, DIE ÜBERALL IST

Essays, Mythen und Artefakte
an den Grenzen des Wissens

[transcript]

Simon Meyer, David J. Krieger
«Nienetwil» – Die Utopie, die überall ist

Simon Meyer ist gelernter Kunstschmied, Fotograf, Kunst- und Kulturschaffender sowie Leiter der Fachstelle audiovisuelles Kulturgut der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB). 2005 initiierte er das Projekt «Nienetwil – Werkstatt und Forschungszentrum für visionäre Vergangenheiten» als offenen Denkraum für interdisziplinäre Projekte zwischen Kunstschafft–Handwerk–Bildung.

David J. Krieger (Prof. Dr. habil. habil.), Philosoph, ist Direktor des IKF – Institut für Kommunikation und Führung in Luzern. Er war Mitbegründer des Instituts für Kommunikation und Kultur an der Universität Luzern, wo er sich in Religionswissenschaft und in Kommunikationswissenschaft habilitiert hat. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Akteur-Netzwerk-Theorie, Systemtheorie, Hermeneutik, Informationstheorie, Digitale Ethik und Neue Medien.

Simon Meyer, David J. Krieger

«Nienetwil» – Die Utopie, die überall ist

Essays, Mythen und Artefakte an den Grenzen des Wissens

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-NC-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Simon Meyer, David J. Krieger

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839479704>

Print-ISBN: 978-3-8376-8363-9 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7970-4

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Vorwort7

Einführung

Nienetwil: Eine Utopie, die überall ist 11

1. Ursprünge 17

1.1 Nienetwil als Utopie und Ursprung 17

1.2 Was ist visionäre Geschichtsforschung? 19

1.3 Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte .. 26

1.4 Biografie von d’Aciei Arbogast I. 29

1.5 Die Stellung des Handwerks und Werkzeugs in der Nienetwiler Kultur 35

1.6 Biografie von Amot Nussquammer sen. 39

1.7 Einführung in die Nienetwil-Kultur 46

1.8 Briefwechsel zwischen zwei Freunden und Streithähnen: Arbogast und
Nussquammer 59

1.9 Biografie des Nomis Arbogast 63

1.10 Erinnerungen an Amot Nussquammer jun. 66

1.11 Biografie von d’Aciei Arbogast II. 75

1.12 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 1) 80

2. Design107

2.1 Einleitung107

2.2 Was treibt dich an?
Grundlagen und Perspektiven des Concern Designs 109

2.3 Das Ende der Arbeit und der Beginn des Designs 116

2.4 Korrespondenz: Nussquammer und Arbogast über *be*, *gabe* und *tobe* 128

2.5 Alaju: Die Worte *gadho*, *gabe*, *be* und *tobe* 144

2.6	Ausgrabungsbericht zum «Skandi-Stein»	150
2.7	Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 2).....	155
3.	Macht	185
3.1	Einleitung: Was ist Macht?.....	185
3.2	Eine sehr kurze Geschichte der Macht	189
3.3	Das Tagebuch des Jesuiten S.P. SJ	191
3.4	Über das Wesen der Macht – Notizen eines Treffens	197
3.5	Wie Odo und Teneak das Rechnen erfanden	214
3.6	Die Alaju-Wörter <i>tu</i> , <i>katetehe</i> und <i>home</i>	217
3.7	Die Funde der Häuser 6 und 7 in Pompeji.....	221
3.8	Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 3).....	228
4.	Spiel	245
4.1	Einleitung: Das Leben ist nur ein Spiel	245
4.2	Das Spiel des Sammelns	250
4.3	Interview mit Nomis Arbogast	256
4.4	Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Kybernetik	266
4.5	Die Alaju-Wörter <i>kuku</i> , <i>toho</i> , <i>muſei</i>	278
4.6	<i>Kanwiki</i> – Fundbericht zu den <i>kanwiki</i> -Steinen der Grabung Nienetwil 4–2021	283
4.7	Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 4).....	286
	Liste der Protagonisten und Autoren	301
	Weblinks	303
	Die Autoren	305
	Gastautoren	305
	Abbildungsnachweis	307

Vorwort

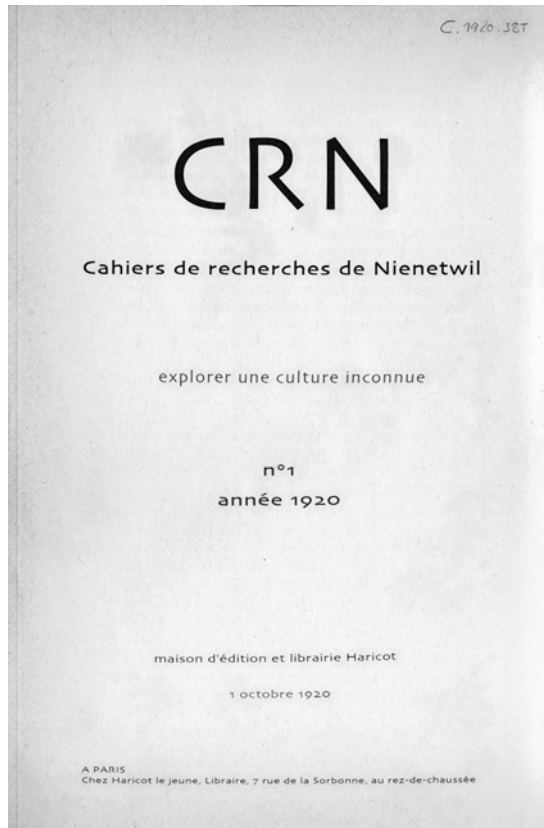
Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

willkommen zu einem Buch, das anders ist als alle anderen. Was Sie in Ihren Händen halten, ist nicht einfach eine historische Aufzeichnung, nicht rein fiktiv und nicht nur eine akademische Abhandlung. Es ist all dies – und gleichzeitig etwas ganz anderes.

Die Essays, Geschichten, Briefe, Biografien, philosophischen Spekulationen, archäologischen und historischen Berichte, aus denen dieses Buch besteht, sind das Ergebnis eines langjährigen, facettenreichen und fortlaufenden Forschungsprojekts, das sich auf einen Ort konzentriert, der zwar nie wirklich existiert hat, dennoch zutiefst real ist: Nienetwil. Nienetwil (ausgesprochen *nee-nat-veel*, mit der Hauptbetonung auf der ersten Silbe) ist ein schweizerdeutsches Wort, das wörtlich «das Dorf, das nirgendwo ist» bedeutet. Es ist ein kulturelles Konstrukt, ein Archiv, eine Sprache, eine Gesellschaft und ein methodischer Spiegel, der das widerspiegelt, was unsere Welt ursprünglich war, ist und sein könnte. Es dient als Ausgrabungsstätte – für Artefakte und Ideen –, die darauf abzielt, tiefere Wahrheiten darüber zu erforschen, wie wir uns an unsere Identität erinnern, unsere Vergangenheit und Zukunft gestalten, unsere Gesellschaft organisieren und uns das menschliche Leben vorstellen.

Aber lassen Sie es uns noch einmal sagen: Dies ist kein herkömmliches Buch. Es führt Sie nicht durch eine einzige Erzählung. Es folgt keinem standardmäßigen disziplinären Format. Sie finden darin fiktive Biografien und archäologische Berichte, rekonstruierte Sprachen, philosophische Reflexionen, Briefe, Glossare und Dialoge, die alle im Stil einer heterodoxen wissenschaftlichen Zeitschrift präsentiert sind. Tatsächlich wurden diese Texte erstmals in der Schweiz unter dem Deckmantel einer fiktiven wissenschaftlichen Zeitschrift, den *Cahiers de recherches de Nienetwil* (CRN), veröffentlicht, die zwischen den beiden Weltkriegen in Paris erschien.

Abb. 1: Titelseite des ersten CRN, «Maison d'édition et librairie Haricot», 1. Oktober 1920



Da das Originaljournal während des Zweiten Weltkriegs verloren ging, beschlossen die Herausgeber, die Texte über Nienetwil, die aus den Nachlässen der ursprünglichen Mitwirkenden überliefert wurden, in einer Neuauflage der CRN zu veröffentlichen. Die vier veröffentlichten Ausgaben der neuen CRN konzentrierten sich auf bestimmte Themen wie Ursprünge, Design, Macht und Spiel. Für dieses Buch haben wir die ursprünglichen thematischen Schwerpunkte der einzelnen Hefte beibehalten und sie in Kapiteln angeordnet. Jedes

Kapitel enthält das Material, das in der jeweiligen Ausgabe erschienen ist, jedoch wurden alle Texte für diese Buchpublikation überarbeitet und revidiert.¹

Genau wie in den CRN werden die Texte in diesem Buch von zwei Erzählern, den «Herausgebern», vorgestellt, welche die Art des Textes, seine Herkunft und die Gründe für seine Veröffentlichung erläutern.

Obwohl es keine einheitliche Erzählung gibt, sind die Texte nicht nur thematisch, sondern auch chronologisch miteinander verbunden. Sie sind wie Puzzleteile oder Fragmente aus einer archäologischen Untersuchung, die unsere Welt widerspiegeln, brechen und neu interpretieren.

Wir, die Herausgeber und Autoren, laden die Leserin, den Leser ein, sich mit diesem Material nicht als fertiges Produkt, sondern als fortlaufende Untersuchung auseinanderzusetzen – als partizipativer Akt des Lesens, Interpretierens und Neuzusammenstellens.

Was ist das denn für ein Buch?

Die Arbeit bewegt sich im Feld der spekulativen Anthropologie und steht in der Tradition von Ursula Le Guin, Jorge Luis Borges und fiktiven Ethnografien. Sie entwirft eine Utopie im Geiste Thomas Morus', Tommaso Campanellas und Francis Bacons.

Zugleich verkörpert es eine kritische Designtheorie, geprägt von Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Denken und Peter Friedrich Stephans Überlegungen zu «Matters of Concern».

Darüber hinaus entfaltet sie eine zeitgenössische Philosophie, inspiriert von Heidegger, Gadamer, Wittgenstein und Latour.

Als visionäre Geschichtsforschung versteht sie die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit als ein Terrain der Möglichkeiten – nicht der Gewissheiten.

Schließlich eröffnet sie eine philosophische und soziologische Theorie, die untersucht, wie Gesellschaften durch Rituale, Werkzeuge, Sprache und Mythen Bedeutung, Identität, Erinnerung und Macht hervorbringen.

In dieser Geschichte gibt es Protagonisten – wie den exzentrischen d'Aciei Arbogast I. und seinen Sohn Nomis Arbogast, den nachdenklichen Amot Nussquammer sen., den exzentrischen und schwer fassbaren d'Aciei Arbogast II., den ehrgeizigen und zynischen Nussquammer jun. und die schöne und

1 Die Cahiers de recherches de Nienetwil sind abrufbar unter <https://www.nienetwil.ch>

geheimnisvolle Miribal Ciséan –, deren Autobiografien sich mit realen historischen, politischen und intellektuellen Themen und Ereignissen der letzten hundert Jahre überschneiden. Die Leserin, der Leser findet Feldberichte über erfundene archäologische Ausgrabungen, Glossare mit Wörtern aus einer verlorenen Sprache (Alaju) sowie Essays über die Bedeutung von Geschichte, Bildung, Design, Macht und Spiel in der imaginären Kultur von Nienetwil.

Was dieses Buch neu und interessant macht, ist nicht nur seine Mischung aus verschiedenen Genres, sondern auch sein Ansatz. Die Geschichte von Nienetwil dient als transdisziplinäres Experiment in der narrativen Erkenntnistheorie, wobei das Erzählen von Geschichten und die philosophische Spekulation als Werkzeuge dienen, um die Grenzen von Wissen, Kultur, Erinnerung und Vorstellungskraft zu erforschen. Es stellt die Frage: Können fiktive Geschichten Aufschluss über die reale Zukunft geben? Können imaginäre Sprachen tiefgründige Wahrheiten offenbaren? Kann ein erfundenes Archiv authentischer sein als ein tatsächliches?

Daher wird dieses Buch ein breites Spektrum an Leserinnen und Lesern ansprechen, darunter Wissenschaftler und Studierende, die sich für experimentelle Formen der Anthropologie, der Philosophie, der Geschichte und des Designs interessieren. Künstlerinnen, Designerinnen und Schriftstellerinnen, die nach alternativen Modellen der Weltgestaltung suchen. Dieses Buch richtet sich an Leserinnen und Leser, die sich für Utopien, spekulative Vergangenheiten und imaginäre Geografien interessieren. Es richtet sich an diejenigen, die nach einer Vision suchen, die uns in die Zukunft führt. Und schließlich ist es ein Buch für alle, die bereit sind, zu erforschen, was es bedeutet, anders zu denken.

Wir erwarten nicht, dass Sie an Nienetwil glauben. Wir möchten, dass Sie mit ihm denken.

Die Herausgeber

Simon Meyer und David J. Krieger

Einführung

Nienetwil: Eine Utopie, die überall ist

Was ist Nienetwil? Es ist ein Ort, eine Kultur, eine Methode – und ein Spiegel. Es ist eine Utopie, die im Gegensatz zu traditionellen Utopien nicht nirgendwo, sondern nirgendwo Bestimmtes, also überall, zu finden ist.

Was hier geschrieben steht, ist den «Fakten» so nahe, dass sie, obwohl sie nicht real sind, real sein könnten und vielleicht eines Tages auch real sein werden. Nienetwil fungiert als spekulatives ethnografisches Projekt, als konzeptionelle Landschaft, in der aktuelle Fragen zu Macht, Erinnerung, Identität, Kunst und Technologie indirekt und kreativ untersucht werden können.

Dieses Buch ist stark interdisziplinär ausgerichtet. Es stützt sich auf die Anthropologie, insbesondere auf ethnografisches Storytelling und fiktive Verwandtschaftsbeziehungen, sowie auf Designtheorie, einschließlich kritischen und spekulativen Designs. Es ist auch von Philosophen wie Gadamer, Heidegger, Wittgenstein, Foucault, Latour, Luhmann und Peter Friedrich Stephan beeinflusst. Darüber hinaus fungiert es als Beispiel für utopische Literatur, nicht, indem es imaginäre Gesellschaften nutzt, um die heutigen sozialen Realitäten zu kritisieren oder indem es behauptet, «reale» soziale Strukturen aufzudecken, die von Ideologien verdeckt werden, sondern indem es beschreibt, was wir tun, wenn wir überhaupt etwas tun.

In einer Zeit, die von Informationsüberflutung, Krisennarrativen und epistemischer Überlastung geprägt ist, sehen wir einen Wert darin, Raum für Fantasie zu schaffen, der in einer visionären Geschichte und einer utopischen Weltanschauung verwurzelt ist. Wie alle Utopien ist auch Nienetwil nicht eskapistisch, sondern investigativ und inspirierend. Im Gegensatz zu traditionellen Utopien basiert es jedoch nicht auf der Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte. Es stellt die Gesellschaft, wie sie wahrgenommen wird, nicht einer utopischen Gesellschaft gegenüber, die das beansprucht, was die Gesellschaft sein sollte. Stattdessen beschreibt Nienet-

wil, wie Ordnung entsteht, also das, was ist, und nicht das, was sein sollte. Nienetwil hinterfragt traditionelle Methoden der Wissensgewinnung in Wissenschaft und Literatur. Es bricht mit alten und ehrwürdigen Annahmen über die Natur der Realität, der Sprache und der menschlichen Existenz. Es zielt nicht auf Kritik ab, sondern darauf, die Art und Weise, wie wir Fragen stellen und welche Antworten wir akzeptieren, neu zu gestalten. Dieses Buch soll Gespräche anregen. Es lädt uns ein, die Welt zu erforschen, zu interpretieren und neu zu gestalten – nicht so, wie sie erscheint, sondern so, wie sie durch die Augen der Nienetwiler gesehen werden kann.

Die Geschichte von Nienetwil beginnt in Kapitel 1 mit Fragen nach den Ursprüngen. Die Geschichte der Menschheit ist nicht nur eine Aufzeichnung des Überlebens und der Anpassung, sondern auch der fortwährenden Schöpfung von Welten. Vom Moment an, als die frühen Hominiden Steine aufhoben und sie zu Äxten formten, verließen sie eine rein natürliche Umwelt und betraten eine Welt der Artefakte, der Technologie, der Kultur und vor allem des Sinnes. Vor über 3,3 Millionen Jahren, als Hominiden die ersten Steinäxte formten, entstand eine höhere Ebene emergenter Ordnung jenseits von Materie und Leben, die wir «Sinn» nennen können. Jede Interaktion mit der Welt auf der Ebene von Sinn konstruiert Informationen. Dies geschieht durch das, was wir, den Nienetwilern folgend, als «sammeln» bezeichnen könnten. Durch die Konstruktion von Relationen zwischen Menschen und Nicht-Menschen wird die Welt zu einer Sinnwelt. Die Konstruktion von Relationen, das Sammeln und die Schaffung eines «Kollektivs» sind die Ursprünge des Sinns. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass – als viel später die griechischen Philosophen die Weltordnung in *logos* entdeckten – das Wort von *legein* stammt, was so viel wie «sammeln» und «aufbewahren» bedeutet.

Die Emergenz von Sinn ereignete sich mindestens drei Millionen Jahre vor dem Erscheinen des Homo sapiens und ist somit auch der Ursprung der Menschheit. Der Mensch entwickelte sich in einer Welt, die schon voller Bedeutung war, einer Welt, die schon lange vor seiner Erscheinung existierte. Die Geschichte von Nienetwil erinnert uns daran, dass es niemals neutral ist, über Ursprünge zu sprechen. Es ist immer ein Prozess der Gestaltung einer Vergangenheit – einer sogenannten «visionären Vergangenheit» –, durch den wir entdecken, wer wir sind, und unsere Zukunft gestalten. Ursprünge liegen in beiden Bedeutungen des Wortes «vor» uns: Sie liegen zeitlich hinter uns und sie liegen auf unserem Weg in die Zukunft vor uns. Daher sind Ursprünge sowohl historisch als auch utopisch: Sie zeigen uns, woher wir kommen, helfen uns aber auch, uns vorzustellen, wohin wir gehen.

Kapitel 2 befasst sich mit dem Begriff «Design». Wenn Ursprünge bereits mit Design verschmelzen, dann weil Design den fortlaufenden Prozess der Gestaltung von Welten repräsentiert. Im Anthropozän entgeht nichts dem Design – seien es Städte, Netzwerke, Ökosysteme oder sogar der menschliche Körper selbst. Während Design früher als bloße Dekoration, als ornamental und rein ästhetisch angesehen wurde, muss es heute als primärer Akt der Weltgestaltung, als grundlegender Akt der Konstruktion von Sinn angesehen werden. Bruno Latour und Peter Friedrich Stephan bezeichnen dies als Fokus auf «Concerns» (Anliegen): Themen wie Klimawandel, Migration oder Ungleichheit sind keine feststehenden Tatsachen, sondern komplexe Netzwerke, an denen Menschen, Objekte, Institutionen, Technologien und Werte beteiligt sind, die ständig neu bewertet und ausgehandelt werden. Design wird zur Art und Weise, wie Gesellschaften auf diese Concerns reagieren, nicht durch die Schaffung einzelner Artefakte, sondern durch die Umstrukturierung von Relationen, Institutionen und dem kollektiven Leben. Nienetwil zeigt, dass Design nicht als Funktion plus Schönheit zu verstehen ist, sondern als gemeinsamer Schöpfungsakt – was die Skandaj als *skandi* bezeichneten: ein gemeinschaftliches Lied, das neue Realitäten hervorbringt.

In Kapitel 3 wird gezeigt, dass Design allein die Dynamik der Kultur und den kreativen Prozess der Sinnkonstruktion nicht erklären kann, ohne das «Spiel» zu berücksichtigen. Nach der von Hans-Georg Gadamer entwickelten Phänomenologie des Spiels ist das Spiel die Bewegung, durch die Möglichkeiten getestet, Regeln außer Kraft gesetzt und neue Wege des Sammelns, Zusammenfügens und Vernetzens erkundet werden. Das Spiel erscheint als Prinzip der Innovation: Das Sammeln ist nicht nur notwendig, sondern auch experimentell – eine Methode, um gemeinsam Sinn zu schaffen. Das Spiel geht über den Nutzen hinaus; es schafft Freude, zufällige Begegnungen und einen Überschuss an Bedeutung. Für die Nienetwiler sind Spiel und Ernsthaftigkeit keine Gegensätze. Stattdessen ist das Spiel die ernsthafte Grundlage der Kultur selbst, die es der Kreativität ermöglicht, über den bloßen Nutzen hinaus zu gedeihen. Durch das Spiel gehen Menschen und Nicht-Menschen gleichermaßen Beziehungen ein, die Grenzen herausfordern, Rollen verschieben und neue Wege zur Transformation eröffnen. Durch das Spiel wird der utopische Geist Nienetwils sichtbar.

Schließlich kann keine Darstellung von Ursprüngen, Design und Spiel die Frage der «Macht» außer Acht lassen. Macht organisiert, aber sie verzerrt auch. In der europäischen Geschichte wurde Macht oft als Hierarchie visualisiert – als Pyramide, in der Befehle von oben nach unten fließen. Dem-

gegenüber steht das Verständnis von Macht in Nienetwil als das «Sammeln», also das Zusammenführen von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen, in Kollektiven. Macht ist keine Herrschaft, sondern die Fähigkeit, eine fragile, gemeinsame Welt zusammenzuführen, auszuhandeln und zusammenzuhalten. Dies steht im Gegensatz zur Politik des «schlechten Sammelns», die starre Hierarchien schafft und sich durch Eroberung, Ausgrenzung und Selbstperpetuierung aufrechterhält. In einer Zeit, in der vernetzte Formen der Kommunikation und Organisation traditionelle Strukturen infrage stellen, wird die Einsicht der Nienetwiler in Bezug auf Macht noch dringlicher. Gute Macht ist langsam, geduldig und inklusiv – immer provisorisch, immer offen für Neuverhandlungen.

Design, Spiel und Macht könnten als «Dimensionen» des Sammelns verstanden werden. So wie der Raum drei Dimensionen hat, in denen alles seinen Platz hat, so finden aus der Perspektive von Nienetwil alle Dinge innerhalb der Dimensionen von Design, Spiel und Macht statt. Natürlich gibt es auch eine vierte Dimension, die Zeit. Die Nienetwiler hatten kein Wort für Zeit. Was ihrem Verständnis dieser vierten Dimension am nächsten kommt, könnte mit «Information» übersetzt werden. Aber das ist eine andere Geschichte, die an anderer Stelle erzählt werden muss.¹ Aus der Perspektive des aktuellen Standes der Nienetwil-Forschung lässt sich sagen, dass Design, Spiel und Macht Dimensionen dessen sind, was die Nienetwiler als «Sammeln» und als «Kollektive» bezeichneten. Sie verstehen ihre Welt als eine kontinuierliche Interaktion zwischen Ursprüngen, Design, Spiel und Macht. Ursprünge erinnern uns daran, dass die Menschheit schon immer von Erfindungen geprägt ist. Das Design zeigt, dass die Konstruktion von Information durch die Interaktion mit der materiellen Welt nicht optional, sondern für unsere Existenz unerlässlich ist. Spiel betont, dass Erfindungen offen, freudig und experimentell bleiben müssen. Und Macht offenbart, worum es geht: nämlich darum, wie diese Akte der Gestaltung und des Spiels gesammelt, organisiert und aufrechterhalten werden, damit die Welt und unsere Existenz stattfinden können.

Das Nienetwil-Projekt bietet daher nicht nur eine mythische Rekonstruktion einer verlorenen Kultur, sondern auch einen Rahmen für die Betrachtung unserer heutigen Zeit und unserer Zukunft. Es legt nahe, dass die Krisen unserer Zeit – ökologische, soziale, politische – nicht durch Rückzug in die Nostalgie oder in die Resignation bewältigt werden können, sondern durch die Re-

1 Siehe David J. Krieger, *Informationeller Pragmatismus. Zur Philosophie digitaler Transformation*, transcript Verlag 2025.

aktivierung dieser vier Dimensionen des Sammelns. Unsere Ursprünge neu zu denken bedeutet, neue Anfänge zu entdecken. Design zu ehren bedeutet, unsere gemeinsame Verantwortung für die Welt anzuerkennen. Das Spiel ernst zu nehmen bedeutet, Kreativität und Freiheit zu schützen. Macht neu zu denken bedeutet, ungerechte Herrschaft zugunsten des kollektiven Gedeihens abzulehnen.

Die Herausgeber

1. Ursprünge

1.1 Nienetwil als Utopie und Ursprung

von Simon Meyer und David J. Krieger

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

wir freuen uns, Ihnen Material aus der ersten Ausgabe der Neuauflage der *Cahiers de recherches de Nienetwil* (CRN) jetzt in Buchform präsentieren zu dürfen. Diese Texte wurden zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg vom akademischen Verlag Haricot in Paris veröffentlicht. Die ursprünglichen Herausgeber, d'Aciei Arbogast I. und Amot Nussquammer sen. widmeten sich der Erforschung der längst vergessenen Kultur von Nienetwil. Warum Nienetwil? Nienetwil ist ein Ort, der nirgendwo ist, das heißt, er befindet sich an keinem bestimmten Ort. Das kann nur bedeuten, dass Nienetwil überall ist. Da Satelliten die Planeten umkreisen und jeden Ort auf der Erde sichtbar machen, gibt es natürlich keine unentdeckten Inseln oder vergessenen Bergtäler mehr, in denen Utopien zu finden wären. Heute ist eine Utopie nicht «woanders», sondern muss nirgendwo im Besonderen sein. Der einzige verbleibende utopische Raum ist daher überall. Wenn wir uns keine andere und bessere Welt für alle Menschen auf dieser Erde vorstellen können, dann kann der utopische Geist nicht überleben. Zu sagen, dass Nienetwil eine Utopie ist, bedeutet, dass Nienetwil in der heutigen globalen Netzwerkgesellschaft überall ist: bei uns, unter uns und um uns herum. Der Grund, warum es überall sein kann, liegt darin, dass es der Ursprung, der Anfang, die erste Kultur ist, aus der alle anderen seit Beginn der Geschichte und sogar schon davor hervorgegangen sind.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte haben kulturelle Veränderungen stattgefunden, Eroberungen erfolgten und Imperien, Paläste und Tempel wurden erbaut, was alles zur Entwicklung dessen beigetragen hat, was wir als

«Zivilisation» bezeichnen. Heute scheinen wir an einem kritischen Wendepunkt dieser Entwicklung zu stehen. Entweder gelingt es uns, uns in Richtung einer globalen, friedlichen und nachhaltigen Zukunft zu bewegen, oder wir bleiben in den alten Gewohnheiten stecken, die zunehmend dysfunktional und destruktiv werden. In einer solchen Situation brauchen wir Visionen von einer besseren, anderen Welt. Diese Visionen haben immer die Form von Utopien angenommen. Utopien haben eine lange Geschichte: Immer, wenn eine Gesellschaft vor einer Krise oder an einem Wendepunkt steht, werden Utopien geschaffen und geteilt, um den Menschen Hoffnung, Orientierung und eine Vision für die Zukunft zu geben. Das ist die Idee hinter Nienetwil.

Nienetwil ist eine Utopie, die überall zu finden ist. Wenn jedoch etwas überall zu finden ist, müssen wir uns fragen, wie es dorthin gekommen ist. Die Antwort auf diese Frage lautet, dass Nienetwil die erste und ursprüngliche Kultur und Lebensweise der Menschheit repräsentiert. Tatsächlich reicht die Kultur von Nienetwil weiter zurück als die Entstehung des *Homo sapiens*. schließlich stellten unsere Vorfahren bereits Millionen von Jahren vor dem Erscheinen des *Homo sapiens* Steinwerkzeuge her. Für die antiken griechischen Philosophen waren die Ursprünge *arché*, die ersten Prinzipien, aus denen alle Dinge entstanden sind und die bestimmen, was sie sind und werden. In diesem Sinne liegen die Anfänge immer «vor» uns, im doppelten Sinne, dass sie sowohl zeitlich zuerst da waren als auch in der Zukunft vor uns liegen. Deshalb ist die Erforschung von Nienetwil nicht nur visionäre Geschichtsschreibung, sondern auch ein ehrgeiziger Versuch, die Zukunft zu entwerfen.

Wir, die Herausgeber, die sich mit Nienetwil befassen – zusammen mit Arbogast, Nussquammer, Miribal und anderen, deren Schriften erhalten geblieben und in diesem Buch veröffentlicht sind –, sehen es als unsere Pflicht an, die «Wahrheit» zu sagen. Utopia ist nicht nur Fiktion. Wir haben dieses Buch nicht geschrieben, um Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, Fantasien oder Unsinn zu erzählen. Humor und Unterhaltung sind natürlich erlaubt, aber wir meinen es in erster Linie ernst. Und wir hoffen auch, dass das, was wir in diesem Buch präsentieren, ernst genommen wird.

1.2 Was ist visionäre Geschichtsforschung?

von David J. Krieger

Wir alle kennen die historische Forschung, insbesondere unter dem Begriff «Geschichte». Wir betrachten Geschichte vielleicht als ein etwas langweiliges – und sicherlich nicht «visionäres» – Schulfach, das sich mit Nationen, Herrschern, Kriegen, Verträgen und wirtschaftlichen Entwicklungen befasst. Aber wir denken vielleicht auch an spannende, oft sehr dicke historische Romane, die die Geschichten gewöhnlicher Menschen aus der Vergangenheit erzählen. Was auch immer wir unter Geschichte und dem Studium der Vergangenheit verstehen, wir haben es mit etwas sehr Altem zu tun. Die alten Griechen schufen im 5. Jahrhundert v. Chr. die Geschichtsschreibung. Sie ersetzten mythologische und poetische Erzählungen, die seit Jahrtausenden üblich waren, durch eine neue Sichtweise auf die Vergangenheit.

Fakten und Visionen

Die Dichter und Mythenschöpfer der Antike konzentrierten sich nicht darauf, vergangene Ereignisse zu erforschen, sondern darauf, sich von den Musen inspirieren zu lassen oder Offenbarungen von Göttern oder Propheten zu empfangen. Selbst wenn Gedichte – wie Homers Ilias und Odyssee – auf vermeintlich historische Fakten Bezug nahmen, dienten diese Fakten lediglich dazu, die Heldentaten des Achilles und die schicksalhafte Verstrickung der Götter mit ihm und anderen Helden zu veranschaulichen. Dasselbe gilt für Odysseus in der Odyssee: Das Ziel war es, die vorbildlichen Eigenschaften des Helden durch weltliche und übernatürliche Ereignisse darzustellen. Mythologische Geschichten sollten offenbaren, was den Menschen wirklich ausmacht. Die Beschreibungen von Helden in der Poesie dienten nicht dazu, ein reales Ereignis aus der Vergangenheit darzustellen, sondern als «Vorbilder» dafür, wie wahre Menschen sein sollten. Mythologie und Poesie sollten keine tatsächlichen Ereignisse wiedergeben, da Fakten allein unbedeutend sind; sie brauchen eine «Vision», um Bedeutung und Wichtigkeit zu erlangen. Dasselbe gilt für das Alte Testament, wie zum Beispiel das Buch der Könige und die Chroniken, die, obwohl sie sich mit vermeintlich historischen Ereignissen befassen, in erster Linie dazu dienten, die großen Taten Gottes zu verkünden. Mythologische Geschichten werden eher von einer Vision als vom Bestreben angetrieben, aufzudecken, was «wirklich» geschehen ist. Daher sind Mytho-

logie und Poesie «visionäre» Geschichten der Vergangenheit, die nicht von der Sorge um historische Fakten getrieben sind.

Dies änderte sich mit Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr., den Cicero als «Vater der Geschichte» (*pater historiae*) bezeichnete. Herodot verfasste die «Historien», in denen er den Aufstieg des Persischen Reiches schilderte und dabei ausführlich auf verschiedene Völker und deren Leben, Bräuche und Religionen einging. Der Schwerpunkt seiner «Forschung» lag nicht nur auf den Griechen und ihren Taten, sondern auch auf der gesamten damals bekannten Welt. Dieser Ansatz, der die westliche Geschichtsschreibung bis heute beeinflusst, wirft jedoch die grundlegende Frage aller historischen Forschung auf: Was soll aus der unendlichen Vielfalt von Ereignissen, Menschen, Taten, Bräuchen, Religionen, Gebäuden, Artefakten und vielem mehr ausgewählt und in die historische Erzählung aufgenommen werden? Dies wird als «Auswahlproblem» bezeichnet. Da es unmöglich ist, über alles zu berichten, müssen Historiker eine Auswahl treffen. Herodot selbst erklärt, warum er sich dafür entschieden hat, nur bestimmte Ereignisse zu erzählen und andere nicht. Er schreibt seine Geschichten, «damit die Taten der Menschen nicht mit der Zeit verloren gehen, damit die großen und bewundernswerten Taten nicht ohne Ruhm vergehen» (Herodot: *Proömium der Historien*).

Herodot befasste sich also nicht nur mit Fakten, sondern mit solchen, die «großartig und bewundernswert» waren und daher «Ruhm» verdienten. Was jedoch «großartig» und «bewundernswert» ist und was «Ruhm» verdient, ist nicht aus den Fakten selbst ersichtlich, sondern eine Bewertung, eine Interpretation, eine «Vision», die Historiker und ihr Publikum in die Fakten einbringen. Eine «Vision» leitet die Erforschung der Vergangenheit und hilft bei der Lösung des Problems, worauf man sich konzentrieren soll. Dieser Ansatz unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Homers, der nur Heldentaten auswählte, um zu zeigen, was für ihn wichtig und bedeutungsvoll war. Die Geschichtsschreibung scheint somit in einem Dilemma gefangen zu sein: Entweder man recherchiert die Fakten und erhält am Ende eine verwirrende Fülle möglicherweise unbedeutender Ereignisse, oder man lässt sich bei der Erforschung der Vergangenheit von einer Vision leiten, die entscheidet, was wichtig und bedeutungsvoll ist und was nicht. Der spätantike Historiker Ammianus Marcellinus fasst dieses Problem zusammen, wenn er schreibt:

«Man fühlt sich beleidigt, wenn man auslässt, was der Kaiser bei Tisch gesagt hat, oder wenn man nicht erwähnt, warum einige einfache Soldaten unter den Fahnen bestraft wurden, oder weil man nicht über Ereignisse in kleinen

Burgen schweigen durfte ... Es gibt noch viele weitere solcher und ähnlicher Vorwürfe. Sie widersprechen jedoch den Regeln der Geschichtsschreibung, die nur die Höhepunkte der Ereignisse beschreiben und nicht die Details der unteren Sphären nachzeichnen. Denn wenn jemand diese untersuchen wollte, könnte er genauso gut hoffen, dass die unteilbaren Teilchen, die im leeren Raum schweben und die wir Griechen «Atome» nennen, gezählt werden könnten.» (Ammianus 26,1,1)

Gerade weil der Historiker nicht alle Atome und alle möglichen Kombinationen von Atomen im Universum zählen und nachzählen kann, muss er, wie Ammianus sagt, nur «die Höhepunkte» der Geschichte nacherzählen. Was jedoch die «Höhepunkte» sind, kann nur durch eine Vision ihrer Bedeutung und Signifikanz bestimmt werden. Als Fakten an sich sind alle gleich wichtig.

Die Schlussfolgerung ist klar: Jede Erforschung der Vergangenheit ist «visionär». Selbst wenn man sich eher auf Fakten als auf Mythologie konzentriert, spielt die Vision immer noch eine wichtige Rolle. Mit der Zeit wurde es wichtig, nicht nur bedeutende Fakten wiederzugeben, sondern auch die Visionen, die zu ihrer Entdeckung geführt haben. Je nach Vision werden unterschiedliche Fakten untersucht und aufgedeckt. Nicht nur jede Erforschung der Vergangenheit ist von Natur aus visionär, sondern auch die visionäre Erforschung der Vergangenheit hat ihre eigene Geschichte.

Die Geschichte der Visionen

Während die römische Geschichtsschreibung oft entweder die republikanische Ära oder die jeweiligen Kaiser verherrlichte, sahen christliche mittelalterliche Historiker Gottes Plan in allen historischen Ereignissen als offensichtlich an. Die Vergangenheit war nur insofern interessant, als sie die Wahrheit der christlichen Lehre und den Glauben an die Erlösung bestätigte. Dies änderte sich in der Neuzeit, als sich der Fokus auf den Menschen verlagerte. Der Humanismus stellte den Menschen in den Mittelpunkt des Weltgeschehens: Nicht Gott, sondern der Mensch wird in historischen Fakten bezeugt.

Die säkularisierte, «aufgeklärte Moderne» interessierte sich für die Vergangenheit nur insoweit, als sie Ausdruck menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung war. Die Vernunft ersetzt Gott als Ursprung und Ziel der Geschichte. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts forderte die Menschen auf, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und mit ihrer angeborenen Vernunft die Welt aus der Dunkelheit religiöser Vorurteile ins Licht zu führen. Das abstrakte und mathematische Denken der Aufklärung konnte jedoch

die Romantiker des 19. Jahrhunderts nicht zufriedenstellen, die die Vielfalt und Einzigartigkeit verschiedener Zivilisationen und Kulturen schätzten. So wurde nach Hegels Ansicht die Vernunft zum Weltgeist, der durch die historische Dialektik über die Widersprüche innerhalb der Geschichte zur Vollkommenheit der Selbsterkenntnis des Geistes voranschreitet. Die Geschichte ermöglicht es dem Weltgeist, sich seiner selbst bewusst zu werden, und in dieser absoluten Erkenntnis findet sie ihr Ende.

Marx und Engels glaubten, dass es in der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts kein zufriedenstellendes Ende der Geschichte gab, und interpretierten Hegels Ideen neu. Der Idealist Hegel inspirierte den Materialisten Marx. Marx und Engels fanden Beweise für die Gesetze des dialektischen Materialismus in historischen Fakten: Durch Klassenkampf und die unvermeidliche Revolution würde eine kommunistische Gesellschaft entstehen, und erst dann könnte das Ende der Geschichte mit Zuversicht verkündet werden. Der Rest Europas lehnte solche weltbeherrschenden und absolutistischen Visionen ab und bevorzugte stattdessen den Fortschritt durch Wissenschaft und eine freie Wirtschaft. Es wurde verkündet, dass der Einfluss des wissenschaftlichen Fortschritts, der Demokratie und des Kapitalismus im Laufe der Geschichte offensichtlich gewesen sei. Die Vorherrschaft Europas in der Welt im 19. Jahrhundert, auch Kolonialismus genannt, wurde als Mittel angesehen, um die Überlegenheit der europäischen Kultur zu demonstrieren und zu rechtfertigen. Die Ideen der Aufklärung, des Fortschritts, der Wissenschaft und der freien Marktwirtschaft prägten auch heute noch das Selbstverständnis des Westens und fördern die Ansicht, dass die «freie Welt» des modernen Westens den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte darstellt. Leider erlitten viele dieser Visionen während der Weltkriege des 20. Jahrhunderts und der darauffolgenden Globalisierung einen Niedergang. Der Glaube an die Überlegenheit der europäischen Moderne ist endgültig zu Ende gegangen. Die Kernideen der westlichen Kultur haben sich in einem beispiellosen Akt der Selbstzerstörung aufgelöst.

Moderne Vorstellungen von westlicher Überlegenheit wurden durch postmoderne Kritik ersetzt. Die postmoderne «Dekonstruktion» zielte darauf ab, alle Visionen abzulehnen, indem sie ein Konzept der Visionslosigkeit propagierte, also die Sinnlosigkeit des Versuchs, in Fakten einen Sinn zu finden. Die Postmoderne «dekonstruierte» alle Ansprüche auf visionäre Bedeutung und ließ die Fakten für sich selbst sprechen, ohne eine übergeordnete Weltanschauung oder eine einheitliche Interpretation der Geschichte. Nachdem die Bedeutungslosigkeit der Fakten an sich so gründlich und schonungslos

aufgezeigt worden war, wurde klar, dass man sie interpretieren konnte, wie man wollte. Wenn die Fakten nicht für sich selbst «sprechen», «verpflichten» sie uns auch nicht zu irgendetwas. Die zynische Schlussfolgerung der post-modernen Kritik lautete: Wenn die Fakten an sich keine Bedeutung haben, müssen sie daher unseren Visionen dienen und können uns nicht zwingen, Dinge auf eine Weise zu denken oder zu sehen, die wir nicht wollen.

Die Post-Wahrheits-Ära, in der wir heute leben, reagiert auf die Postmoderne, indem sie paradoxerweise Fakten für irrelevant erklärt und nur Visionen wertschätzt. Wir sind in das Zeitalter der Fake News eingetreten. Politiker können jede Lüge verbreiten, solange die Menschen daran glauben und entsprechend wählen. Tatsächlich hat sich das, was die Sophisten über Politik behaupteten – dass Macht Recht schafft –, in den Bereich des Wissens verlagert und wird durch eine zynische politische Erkenntnistheorie gerechtfertigt.

In dieser seltsamen Situation, in der Fakten wie zu Zeiten Homers und der Propheten nur Visionen dienen, stellt sich die Frage nach der Utopie, das heißt, nach der richtigen Vision.

Post-Wahrheit und Utopie

In der heutigen Post-Wahrheits-Ära ist eine Tatsache nicht mehr das, was sie einmal war. Früher waren Tatsachen objektive Wahrheiten, frei von subjektiven Meinungen. Von den Menschen wurde erwartet, dass sie sich an die Fakten halten. Heute sind Fakten, ob zu Recht oder zu Unrecht, ob gut oder schlecht, untrennbar mit sozialen, politischen, religiösen und anderen Subjektivitäten verbunden. Greta Thunberg soll einmal auf die Frage, wie sie die USA im Vergleich zu Europa sehe, geantwortet haben, dass man in den USA entweder an den Klimawandel glaube oder nicht. In Europa, so sagte sie, sei er eine Tatsache. Aber selbst in Europa ist der Klimawandel eine Tatsache, deren Bedeutung unklar ist. Was genau verlangt diese Tatsache von uns? Das ist eine Frage, die diskutiert und ausgehandelt werden muss, und Verhandlungen werden immer von Interessen bestimmt, und Interessen werden letztlich von Visionen geprägt. Wenn die Fakten für sich selbst sprechen würden, müsste Greta Thunberg nicht auf die Straße gehen. Offensichtlich brauchen die Fakten jemanden, der für sie spricht. Ob in der Natur oder in der Kultur, die Wahrheit ist nicht mehr einfach da, objektiv gegeben und mit dem Anspruch, von allen akzeptiert zu werden. Die Wahrheit ist zu einer Verhandlungssache geworden. Und was verhandelt werden muss, ist nicht nur die Welt, wie sie ist, sondern auch die Welt, wie sie sein sollte.

Nach der postmodernen Dekonstruktion aller Visionen sind Visionen in der heutigen Post-Wahrheits-Ära zurückgekehrt und behaupten offen und ungeniert, die Fakten zu prägen. Die Auswüchse dieser Post-Wahrheits-Ära sind in der heutigen Politik und in den Medien, die voller Fake News und Clickbait sind, deutlich zu erkennen. Die Medien haben sich an eine «Aufmerksamkeitsökonomie» angepasst, in der Nachrichten danach definiert werden, was die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zieht oder Klicks generiert. Die Wahrheit spielt in den Medien und in der Politik keine bedeutende Rolle mehr – obwohl dies schon immer mehr oder weniger der Fall war. Stattdessen wurde die Wahrheit durch Filterblasen, Echokammern, Populismus, Identitätspolitik und eine verwirrende Mischung aus Verschwörungstheorien ersetzt. Wenn, wie Niklas Luhmann sagte, die Medien die «Selbstbeobachtung der Gesellschaft» sind, dann können wir nur mit Entsetzen in diesen Spiegel schauen und feststellen, dass wir uns jetzt als das Porträt Dorian Grays sehen. Wir sehen uns brutal in der Realität der Weltpolitik, der sozialen Spaltung, der wirtschaftlichen Kämpfe und des Konsumismus reflektiert. Aber wir haben immer noch die Wahl, wie wir uns im Spiegel der Vergangenheit sehen. Wenn Visionen die Fakten prägen, dann hängt alles davon ab, die richtige Vision zu haben. Das führt uns zum Konzept der «Utopie».

Utopien haben immer Visionen über Fakten gestellt, weil Utopisten glauben, dass Fakten anders sein können und sollten. Im Gegensatz zu Verschwörungstheorien und vielen Ideologien sind Utopien darauf ausgerichtet, die Regeln zu respektieren, die ihnen eine gewisse «Glaubwürdigkeit» verleihen. Da Utopien immer die Welt beschreiben, wie sie sein sollte, sollte diese Vision, auch wenn sie «frei» geschaffen wurde, dennoch «plausibel» sein. Die «Fakten», auf denen die utopische Vision beruht, könnten – so die Behauptung – tatsächlich geschehen sein oder in Zukunft geschehen. Interessanterweise müssen utopische Visionen glaubwürdig sein.

Alle Personen, denen Sie in diesem Buch begegnen werden, sind Kinder ihrer Zeit. D'Aciei Arbogast und sein Sohn Nomis Arbogast, Amot Nussquammer und sein Sohn Amot jun., Miribal Ciséan und andere sind Menschen, die sich in ihren Lebensumständen wirklich so verhalten, denken und fühlen, wie hier beschrieben, und die so gehandelt haben könnten, wie sie es tun. Alle archäologischen Funde zu Nienetwil, die im Kantonsmuseum Luzern aufbewahrt werden, könnten im wirklichen Leben entdeckt worden sein und werden vielleicht eines Tages tatsächlich gefunden werden.

Alles, was hier über Nienetwil gesagt wird, ist fest in der «Realität» verankert, basiert auf realen Erfahrungen, ist mit authentischen Elementen ver-

woben und somit sowohl glaubwürdig als auch glaubenswert. Eine utopische Vision muss nicht nur plausibel erscheinen, sondern auch glaubwürdig sein. Utopien sollten eine Welt entwerfen, die unser Vertrauen und unsere Hoffnungen verdient, sodass wir bereit sind, uns in irgendeiner Weise dafür einzusetzen, diese Welt Wirklichkeit werden zu lassen. Zur Verteidigung utopischer Fiktion muss gesagt werden, dass sie niemals reine «Erfindung» ist, sondern stets auf Geschichte, Traditionen und aktuellen Themen basiert. Diese bilden die Grundlage für utopische Darstellungen und beeinflussen deren Relevanz und Bedeutung für die Gesellschaft. Obwohl Utopien «nirgendwo» existieren, werden sie nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern aus bestimmten sozialen und historischen Kontexten und von diesen angetrieben. Angesichts der heutigen Gesellschaft und der Welt behaupten wir in diesem Buch, dass es sinnvoll ist, an diese Utopie zu glauben und nicht an eine andere. Utopien sind die Antwort auf die Fragen, die sich eine Gesellschaft und ein bestimmter historischer Moment stellen: Wohin gehen wir? Was wird aus uns? Welche Zukunft wollen wir gestalten?

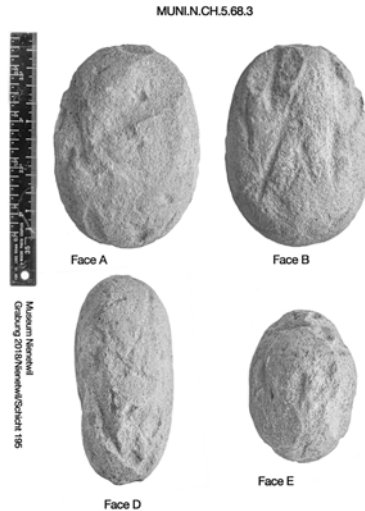
1.3 Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte

von Simon Meyer

Der Artikel beschreibt das Fundobjekt KMLU.N.CH.5.68.3 und führt uns in einer kleinen Zeitreise an den Anfang der Benennung von Werkzeugen und damit der Möglichkeit, Wissen zu kumulieren.

Kurz bevor wir im Herbst 2018 die Grabungsetappe Nienetwil/2 abschlossen, kam in Schicht 195 ein Stein zum Vorschein, der unsere Grabungsequipe in Feierlaune versetzte. Es handelte sich um einen ca. 11 × 8 × 5 cm großen, aus hartem, grobem graubraunen und über und über mit Gebrauchsspuren versetzten Sandstein. Die Schicht, in der er gefunden wurde, hatten wir schon zuvor auf ca. 3,6 Mio. Jahre vor unserer Zeit datiert.

Abb. 2: Wissenschaftliche 4-Seiten-Aufnahme des Objekts KMLU.N.CH.5.68.3



Der grobkörnige Stein hat, obwohl Sandstein, eine hohe Härte und ist von denen, die ihn benutzten, offenbar für Schleifarbeiten verwendet worden. Es sind zudem eindeutige Schlagspuren zu erkennen, deren natürliches Entstehen ausgeschlossen werden kann.

Wir hatten wirklich Grund zum Feiern, denn was uns da aus der Kiste mit der Aufschrift KMLU.N.CH.5.68.3 entgegenblinzelte, war um so viel mehr als nur ein Stein.

KMLU.N.CH.5.68.3: Zu dieser Fundbeschreibung würde nun natürlich noch die Typologisierung angehängt, Erklärungen zur Altersbestimmung der Gebrauchsspuren und zum Umgebungsmaterial sowie Analysen der im Umgebungsmaterial gefundenen versteinerten Pflanzen- und Knochenreste, und nicht zuletzt natürlich das geologische Gutachten, das ebenfalls angefertigt worden ist. Aber dies ist keine archäologische Fachzeitschrift, und wen es interessiert, der darf gerne beim Kantonsmuseum Luzern vorstellig werden.

Wir werden Sie, geneigte Leserin, geneigter Leser, lieber auf eine kleine Reise durch die Zeit und in eine Kultur entführen, damit Sie beim Betrachten dieses Geröll-Objekts in ähnliche Verzückung geraten können wie wir.

Stellen Sie sich vor, Sie reisen in der Zeit zurück. Weit zurück. Unglaublich weit zurück. Wir wissen nicht genau, wie weit es ist, aber KMLU.N.CH.5.68.3, bzw. die Gebrauchsspuren darauf, können auf ein Alter von etwa 3,6 Mio. Jahren datiert werden. Es gab also noch keine Medien, die verbreiten konnten, was nun geschah, aber das macht nichts, denn es wurde in all der Zeit nie vergessen.

Wir sehen vor uns ein fruchtbares Tal und eine Angehörige der Gattung *Homo nienetwilensis*. Nennen wir sie Tok. Tok also macht sich an einem Bachbett zu schaffen und fischt einen Stein aus dem Wasser. Sie packt den Stein mit der Hand, öffnet die andere Hand, in der sie einige Nüsse birgt und nun eine davon auf einen flachen Stein fallen lässt. Sie schaut die Nuss an und den Stein, so, wie sie das schon Dutzende Male gemacht hat, und schlägt mit dem Stein auf die Nuss, die nun zertrümmert auf dem flachen Fels liegt. Tok schaut ihren Stein bewundernd an, offensichtlich gefällt er ihr. Sie wirft die anderen Nüsse ebenfalls auf den Felsen und zerschlägt sie alle. Genüsslich pult sie das Essbare raus und verzehrt es. Während Tok so dasitzt und kaut, packt sie einen zweiten Stein. Er ist ebenfalls rund und liegt gut in der Hand. Offensichtlich um herauszufinden, ob ihr schöner Stein diesen neuen nun auch wie die Nüsse zerschmettern kann, schlägt sie mit Wucht darauf ein. «Tscheck» macht der Stein und Funken sprühen. Tok hebt den Kopf. «ck» macht sie, und sieht den Stein an. «ck».

Sie schlägt mit dem Stein erneut auf den anderen ein und wieder macht es «ck». Pure Freude ergreift Tok und herumhüpfend schlägt sie nun die beiden Steine gegeneinander und ruft «ck», «ck». Sie hatte begriffen.

Einen Monat später sehen wir einen anderen Hominiden, der einem Jungen einen runden Stein hinwirft. «ck», sagt er, und der Junge packt den Stein und öffnet ein paar Nüsse damit.

Was wir gesehen haben, ist der Urbeginn der intentionellen, nach überliefertem Wissen weitergegebenen und benannten Werkzeugnutzung. Wo bis dahin einfach ein Ast oder Stein als Hilfe, zum Beispiel für das Nüsseknacken, aufgehoben und nach der Arbeit wieder fallen gelassen und vergessen wurde, haben das Werkzeug und die damit verrichtete Arbeit nun einen Namen. Damit ist es möglich geworden, Wissen weiterzutragen und zu kumulieren. Der Werkzeug-Stein ist nun nicht mehr bloß ein Stein, er ist *ck*, und ebenso wird das Schlagen von Stein auf etwas anderes mit *ck* bezeichnet.

So hat – und auch das wird Tok nicht vergessen – der Mensch nicht nur das Objekt beeinflusst, sondern das Objekt auch den Menschen. In vielen Kulturen, wie etwa in der Nienetwiler Kultur, blieb diese Erkenntnis erhalten und prägt teils bis heute das Verhältnis vom Menschen zu dem, was ihn umgibt, als das Begreifen sich gegenseitig beeinflussender Individuen.

3,6 Millionen Jahre später ist aus dem *ck* ein *tek* geworden. Es bezeichnet nun nicht nur Arbeiten, die mit dem *chec*, also einem runden Stein, gemacht werden, sondern jede Form der Bearbeitung. Und viele Tausend Jahre später – über Athen prangte bereits die Akropolis – floss das Wort in die griechische Sprache ein und wurde dort zu *techne* und bedeutete Handwerk/Kunst.

Und nun verstehen Sie vielleicht, weshalb KMLU.N.CH.5.68.3 so viel Freude bereitet: weil er ein Zeuge jener Zeit ist, in der Tok einem Werkzeug einen Namen gab und damit den Weg zur Nienetwiler Kultur – und im weitesten Sinne zur Menschwerdung – ebnete.

1.4 Biografie von d'Aciei Arbogast I.

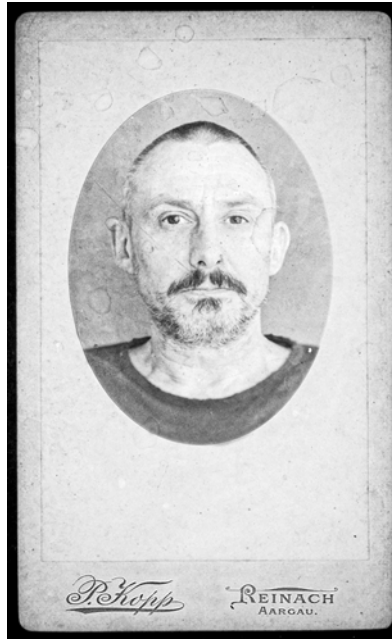
von Nomis Arbogast

(d'Aciei Arbogast, geboren am 30. März 1871, Grosswangen, verschollen im Juni 1969)

Über meinen Vater d'Aciei Arbogast zu berichten, ist nicht einfach. Um ehrlich zu sein, hatten wir ein etwas angespanntes Verhältnis. Das lag unter anderem daran, dass ich nicht bei ihm aufgewachsen bin. Meine Mutter starb an einer Lungenentzündung, als ich gerade einmal vier Jahre alt war. Da sich mein Vater nicht um mich kümmern konnte oder wollte, wurde ich von einer befreundeten Familie großgezogen. Da diese sesshaft waren, oder *schuri*, wie wir sagen, also «geschützt» lebende, hatten sie natürlich einen etwas anderen Lebenswandel als mein Vater, der bis zum Tag meiner Geburt nie einen festen Wohnort gekannt hat. Stets war er unterwegs und hat, mit Ausnahme des süd- und nordamerikanischen Kontinents, die ganze Welt bereist. Meine Ansichten über die Skandaj waren denn auch etwas anders als die seinen, und das hatte bei unseren gegenseitigen Besuchen jedes Mal hitzige Diskussionen zur Folge. Trotzdem liebte ich ihn, und wenn er mich nicht gerade mit seinen Weisheiten zuschüttete, war ich begierig, von seinen Reisen und all den Ländern zu erfahren. Wie auch immer: Meine Gefühle für meinen Vater sind zwiespältig und werden es wohl immer bleiben.

Einer der Hauptgründe war wohl, dass er seine Erzählungen, nach alter Skandaj Sitte, immer bis zum schieren Exzess ausschmückte, oder aber – und auch das kam vor – einfach nur Geschichten erzählte, die zwar irgendwo einen kleinen Kern Wahrheit enthielten, sonst aber hauptsächlich entweder der Belehrung, der Unterhaltung oder beidem dienten. Selten wusste ich, ob das, was er mir erzählte, wirklich wahr war oder erfunden. Erst viel später, als ich mit dem alten Amot sprach oder mit Miribal, mit anderen Bekannten und Freunden von ihm – und von denen gab es interessanterweise überall welche, und ich meine wirklich überall –, merkte ich, dass tatsächlich das meiste von dem, was er mir erzählte, stimmte. Wenn ich heute also über ihn berichte, schwingt in mir noch immer diese Skepsis bezüglich des Wahrheitsgehalts seiner Geschichten mit. Aber, und dank meines Alters kann ich das heute ruhig sagen, spielt das kaum eine Rolle: Wahrheit, Erfindung, Vergangenheit oder Gegenwart, alles mischt und beeinflusst einander so lange, bis letztlich quasi eine Essenz eines Lebens zutage gefördert wird, die uns, selbst wenn erfunden, wahrhaftig gegenübertritt.

*Abb. 3: Carte de Visite von d'Aciei Arbogast.
Fotograf: Peter Kopp, 1906*



Mein Vater war ein Skandaj, ein Nienetwiler, wenn ihr das so nennen wollt – und er war der Sohn eines Piraten und Politikers, eines Skandaj, der, wie mein Vater selbst, immer nur die Zukunft des Stammes im Kopf hatte. Er wurde in Grosswangen im Kanton Luzern in der Schweiz geboren, lebte dort aber nie, denn seine Mutter starb im Kindbett und sein Vater zog mit ihm nach Luzern. Da Hannes Meyer, wie sein Vater offiziell in den Urkunden hieß, wie die meisten Skandaj über große Sprachfertigkeiten verfügte, unterrichtete er in Luzern und konnte sich, dank seines politischen Einflusses, auch das eine oder andere leisten. So wuchs mein Vater die ersten dreizehn Jahre seines Lebens recht behütet auf. Das änderte sich 1884, als sein Vater verschwand. Es gibt verschiedene Gerüchte über sein Verschwinden, und selbst die Polizeiakten in den Archiven geben wenig her. Mein Vater erzählte mir einmal in etwas angetrunkenem Zustand, dass «es für den Alten Zeit war, zu verschwinden». Ich konnte und kann mit dieser Aussage bis heute nichts anfangen. Jedenfalls hatte es zur Folge, dass mein Vater in die Obhut der Familie Reidler kam – na-

türlich ebenfalls Skandaj, die, getarnt als Handelsreisende, durch halb Europa zogen. Natürlich handelten sie nicht mit Ware, denn es waren ja Skandaj, sondern sie sammelten Wissen und Fertigkeiten, die sie auf ihrer Reise an andere Skandaj weitergaben. Heute scheint mir, dass mein Vater diese Reise nie beendet hat.

Es würde natürlich zu weit führen, hier sein Leben in allen Einzelheiten zu erzählen. Es geht, so habe ich das von den Autoren dieser Publikation verstanden, ja mehr darum, zu erfahren wieso er stets so handelte, wie er es tat. Es ist daher unerlässlich, sein Leben in thematische Kapitel zu gliedern.

Sprache

Mein Vater war ein Sprachtalent sondergleichen. Es gab, jedenfalls wenn ich den Erzählungen Miribals und anderer seiner Freunde Glauben schenken will, wirklich niemanden, mit dem er sich nicht unterhalten konnte. Ob aus Afrika, Indien, dem Iran, China oder Griechenland, Russland, Schweden oder den Aborigines in Australien: Nach kurzer Zeit schon konnte er sich mit allen unterhalten. Und, ich möchte das besonders erwähnen, denn es scheint mir außerordentlich, selbst mit Basken, Finnen oder Ungarn fiel ihm das leicht. Dazu kam ein offensichtlich dermaßen jovialer Charakter, dass ihm auch jeder die Zeit gab, die er brauchte, um die jeweilige Sprache zu erlernen.

Die Sprache war für meinen Vater das wichtigste Werkzeug überhaupt. Was für einen Schmied der Hammer ist, war für meinen Vater die Sprache. Mit ihr gelang es ihm, all das zu erreichen, was er schließlich auch erreicht hat, nämlich das Erbe der Nienetwiler durch zwei Weltkriege in ein neues Jahrhundert zu retten.

Eine seiner wichtigsten «Schülerinnen» war seine Tochter Miribal. Ihre Mutter war zwar keine Skandaj, aber das tat ihrem Eifer, das Alaju und so viele andere Sprachen wie möglich zu erlernen, keinen Abbruch.

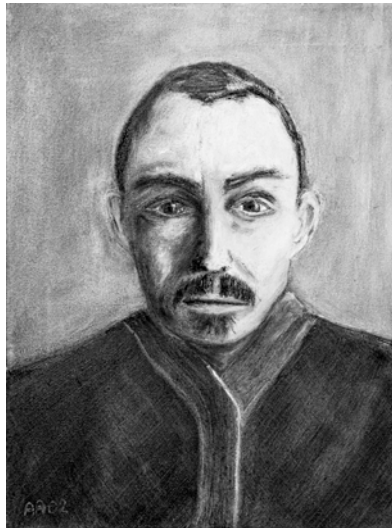
«Sprache ist der Spiegel der Seele und Barriere oder Schlüssel zur Welt!», pflegte Arbogast zu sagen. Er vertrat die Meinung, dass lange bevor irgend ein Hominide ein Wort hervorbrachte, bereits Sprache existiert hat. Nicht eine Sprache der Worte, sondern eine Sprache der Gesten. Und diese Gesten seien noch zu einem Großteil in den Handzeichen und der Körpersprache der Skandaj zu finden.

Auch forschte er zeit seines Lebens nach dem Ursprung der Sprachen, um die uralten Skandaj-Erzählungen, wonach das Skandaj die Mutter aller Sprachen sei, zu bestätigen oder diese These zu verwerfen. Bis zum Ende seines Lebens hat er nur Beweise für diese These gefunden.

Archäologie

Mit ebensolchem Enthusiasmus verfolgte Arbogast seine Forschungen nach dem Ursprung der Skandaj selbst. Hier wurde er vor allem von seinem Freund und Kollegen Amot Nussquammer unterstützt. Und obwohl die beiden das Fuder gewiss nicht immer auf demselben Wagen hatten, fanden sie doch stets wieder zusammen und brachten dieses Forschungsgebiet in ungeahnte Höhen.

*Abb. 4: Selbstporträt von d'Aciei Arbogast I.,
Öl auf Leinwand, Paris, 1902*



Kunst

Die Kunst war sicher nicht das große Talent meines Vaters, im Gegenteil: Er wurde nicht selten als absolut untalentierter Dilettant beschimpft. Dennoch befasste er sich mit ihr mit derselben Intensität, wie er das mit allem tat. Den Ursprung, Sinn und Zweck der Kunst zu ergründen war hier sein vorrangiges Ziel, und nicht, darin gut zu werden – was ihm mangels Talent denn auch niemals gelang.

Abenteurer und Lebemann

Mein Vater war ein Abenteurer, wie man ihn in den besten Groschenromanen finden kann. Er nahm einfach jede Herausforderung an, die ihm auf seinen Reisen begegnete. Er tauchte nach archäologischen Schätzen, drang tief in von Feinden besetztes Gebiet ein, um irgendwo einen Stein zu bergen, der zur Nienetwiler Kultur gehörte, er hatte so viele Liebschaften, dass jeder Seemann blass vor Neid geworden wäre. Er trank gerne, sang gerne, redete noch lieber und warf sich mit Inbrunst in jede Schlägerei, wenn es ein ehrbares Ziel zu verfolgen gab. Mein Vater kannte «mehr Leute als Gott», wie man sagt, und kam interessanterweise mit allen aus. Ich wünschte mir, er hätte mir dieses Talent vererbt! Mein Vater war ein Mensch, der den Krieg hasste, Gewalt ablehnte, und beides, wenn es sein musste, auch mit der Faust bekämpfte. Jedenfalls in jungen Jahren. Als er älter wurde, ließ er das sein und verfocht seine Ziele mit Diplomatie und einem strategischen Gespür, das ihm allerlei Freunde aus der Weltpolitik einbrachte.

Es ist wahrlich ein Jammer, dass er, mit all diesen Talenten gesegnet, ein dermaßen mittelmäßiger Vater war! Letztlich war er wohl einfach ein Getriebener, der alles, was er konnte, in die eine Sache investierte: Nienetwil.

Und mehr kann ich in dieser Kürze über ihn nicht berichten.

1871 Geboren

1889/90 Erste Grabung in Kairo

1891 In Luzern, und Grabungen im Umland

1894 Grabungen in Uppsala und Umland Helsinki, von da nach Kanada (Ankunft März 1895)

1895 Besuch der pochi'a Clans in Kanada

1898/99 Zweite Grabung in Ägypten

1901 Grabungen in Frankreich (Frühjahr) und Reise nach Österreich

1905/06 Grabungen im Umland von Beromünster (wohnt in der Löffelburg)

1912 Reise durch Nordeuropa

1913 Reise und Grabungen in Sibirien

1914 Japan

1914/15/16 China/Tibet/Indien

1616/17 Nordafrikareise mit den Petientlango'a

1920 Reise Italien

1922 Slowakei und Österreich

1924 Domizil in Paris und verschiedene Grabungen und Reisen durch Frank-

reich und Spanien

1930/31 Ausgrabungen in Pompeji und Etrurien

1935 Indien

1937 England/Irland

1939 Zürich und bis nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz

1950 Verschiedene Reisen durch Europa

1952 Reise nach Chicago zur Beerdigung von Amot Nussquammer sen.

1969 Verschwindet spurlos

1.5 Die Stellung des Handwerks und Werkzeugs in der Nienetwiler Kultur

2020 wurden im Nachlass Arbogast die Notizen zu einem Vortrag von d'Aciei Arbogast I. gefunden. Es ist nicht bekannt, wo er diesen hielt. In einer Randnotiz auf der ersten Seite steht «Begrüß. Walon?». Es ist daher möglich, dass er den Vortrag vor dem Collegium der Universität in Brüssel gehalten hat.

In dem Vortrag beschreibt Arbogast die Wichtigkeit des Handwerks in der Nienetwiler Kultur und welchen Bezug die Nienetwiler dazu haben.

D'Aciei Arbogast, 1897

Meine hochgeschätzten Kollegen

Die Nienetwiler Kultur ist ohne das Handwerk gar nicht denkbar. Der Homo nienetwilensis, wie ihn mein Kollege Nussquammer ab und an zu nennen pflegt, lebt ein vom modernen westlichen Menschen gänzlich verschiedenes Leben und die schöpferische Tätigkeit steht ihm am höchsten.

Es ist ja nicht unbekannt, dass ich selbst aus diesem Volk stamme, und es wird Sie daher nicht überraschen, wenn ich einige Aspekte unserer Kultur erkläre.

Als Charles Darwin vor zwanzig Jahren seine Theorie über die Abstammung des Menschen veröffentlichte, ging ein Aufschrei um die Welt. Es war ein schockierter Schrei, in dem Angst und Zorn mitschwangen. Wie konnte es dieser Brite wagen, uns mit Affen zu vergleichen?

In den Kreisen der Skandaj, also meines Volkes, war dagegen nichts dergleichen zu hören. Weshalb? Weil wir, im Gegensatz zu Ihnen, werte Anwesende, einen gänzlich anderen Bezug zur Welt haben. Wir sehen uns weder anderen Menschen noch Tieren noch Pflanzen noch Dingen überlegen. Sie alle sind wie wir einfache Akteure in einem ungeheuerlich großen und komplizierten Kosmos. Anders als der moderne Mensch sehen wir auch nicht den Verstand als das wichtigste Zeichen des Menschseins. Jedenfalls nicht so, wie Sie das verstehen. Der Verstand ist für uns kein in eine Knochenschale eingepferchtes und dort einer grauen Masse entspringendes Wunderwerk.

Der Verstand ist lediglich ein Werkzeug, das uns ermöglicht, etwas zu erledigen, was wir, sagen wir einmal, mit dem Gefühl oder dem Daumen oder

einer Wolke nicht tun können. Auch arbeitet unser Verstand anders. Nicht weil unser Hirn anders gebaut wäre, sondern weil wir aus einer anderen Kultur kommen. Sie sagen, dieser Tisch ist ein Tisch aus Holz, wir sagen, da hätte ich gerne mitgesungen, wobei singen bei uns nicht grundsätzlich eine musikalische Lautäußerung sein muss. Das Wort *skandi* (singen) bedeutet, wenn einer schöpferischen Tätigkeit nachgegangen wird, bei der wir mit dem Material, mit dem zusammen wir etwas erschaffen, in ein Zwiegespräch zu treten. Es ist quasi unser Geist, also das Zusammenkommen von Körper, Verstand und Gefühl, das sich auf ein gegenseitiges Beeinflussen einlässt und sich dabei bewusst ist, dass es nicht nur befähigt ist, ein Material zum Beispiel zu bearbeiten, sondern dass erstens dieses Bearbeiten unseren Geist verändert und zweitens das Bearbeitete sich verändert, während es auch uns verändert. Und da wir uns dessen bewusst sind und uns die Möglichkeiten, die uns das bietet, erfreuen, singen wir dann auch mit unserer Kehle.

Die Nienetwiler Kultur kann an den Anfang des vor einigen Jahren durch Eugène Dubois in «Paleontologische onderzoekingen op Java» klassifizierte Gattung *Homo erectus* zurückverfolgt werden. Aus diesem *Homo erectus* sind später verschiedene Arten entstanden, so etwa der Neandertaler und der *Homo sapiens*. Es ist eine leider noch weitgehend unbewiesene Theorie – die aber durch verschiedene Indizien als richtig gewertet werden darf –, dass sich im Lauf der Zeit ein Teil dieser Art abgespalten hat und sich zum *Homo nienetwilensis* entwickelte.

Sie hat sich körperlich gleich entwickelt wie der *Homo sapiens*, jedoch umweltbedingt gewisse Eigenarten ausgebildet, die sich aber nicht körperlich, sondern in ihrer Kultur niederschlug.

Unsere Art blieb also für gut zweihundertfünfzigtausend Jahre weitgehend für sich. Es gab zwar Austausch mit den anderen Arten, dieser kam aber erst in der letzten Eiszeit mit den Neandertalern, und später, als auch dieser sich in Zentraleuropa ansiedelte, mit dem *Homo sapiens* in Gange. Was immer die Anthropologie und die Archäologie noch zutage fördern wird und unabhängig davon, wie dann die «Familienverhältnisse» aussehen werden, eines ist unbestritten: Der *Homo nienetwilensis* hat all sein Wissen und all seine Fertigkeiten seit Anbeginn bis auf den heutigen Tag festgehalten und tradiert.

Seine Kultur unterscheidet sich in krasser Weise von der anderer Völker. So kennt er zum Beispiel keine Hierarchien und auch das Konzept Religion ist ihm gänzlich fremd.

Unser Verhältnis zur Welt ist dergestalt, dass wir nichts anhäufen wollen. Materieller Reichtum hat in unserer Sprache nicht einmal ein Wort. Auch se-

hen wir unsere Tätigkeiten, egal worum es sich handelt, jeweils, wie oben bereits erwähnt, als ein Singen, und Werkzeuge sind uns nicht einfach leblose Dinge, mit denen wir anderen leblosen Dingen eine Form aufzwingen, sondern sind vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied des Gegenübers zu verstehen. Dieser «Vermittler» zeigt uns die Möglichkeiten auf, die sich durch eine Zusammenarbeit von uns mit dem Gegenüber ergeben. Es wird sozusagen eine Sammlung an Möglichkeiten erstellt. Es muss hinzugefügt werden, dass auch die Hand, der Mund oder Geist, ja unser ganzes Selbst sowie das Selbst und Potenzial eines Selbst aller uns umgebenden Dinge als Vermittler gesehen werden, also als Teil einer Sammlung von Einflüssen und Möglichkeiten. Stehe ich also mit einem Stück Eisen an einem Amboss, so sind daran verschiedene Akteure beteiligt: Das Eisen ist in diesem Fall quasi der Hauptdarsteller, denn es hat ein Potenzial, das es vielleicht freigeben will, zum Beispiel das Potenzial, eine Axt zu werden.

Der Amboss, obwohl er still dasteht, ist hierbei keineswegs passiv, denn er verfügt, wie wir anderen Beteiligten, über viele Möglichkeiten, wie er mit uns in Interaktion treten kann. Der Hammer ist ebenfalls aktiv und ist ganz und gar nicht einfach ein in meiner Hand liegendes Ding, das woanders draufschlägt. Damit er sein Lied singen kann, müssen jedoch Amboss, Eisen, er und ich zusammen alle Möglichkeiten sammeln und einander vermitteln. Die Rolle des Schmiedes, also meine, besteht darin, die verschiedenen Möglichkeiten zu erkennen und für die Akteure zu sprechen, wo sie es nicht selber tun können. So formen wir gemeinsam aus einem Eisen eine Schaufel und haben in dieser Zeit vier neue Leben geschaffen, denn unsere alten sind mit diesem Lied vergangen und haben einem neuen, reicheren Platz gemacht.

In diesem Kontext ist leicht zu verstehen, dass wir auch das Handwerk weitgehend anders verstehen als der moderne westliche Mensch (von anderen kann ich nicht ausschließen, dass sie unser Begreifen teilen).

Das Erschaffen eines Objekts wird, wie meiner obigen Ausführung zu entnehmen ist, also nicht als ein rein technischer Akt oder ein schöpferischer Akt im Sinne der christlichen Lehre gesehen, sondern als ein sich miteinander dem Potenzial aller Beteiligten annäherndes Handeln, bei dem alle ihrer Sammlung neue Möglichkeiten hinzufügen können.

Interessanterweise gibt es im Alaju kein Wort für Handwerk. Es gibt das Tun, im Sinne von etwas erledigen, das wir *pat* nennen, oder es gibt das Wort *wep*, welches Sie im Wort «weben» wiederfinden und das bei uns so viel bedeutet wie «etwas, das mehr wird als die daran getane Arbeit», und wir haben das Wort *skandi*, welches das oben erläuterte Handeln ausdrückt. Es bedeutet «sin-

gen», aber auch «leuchten» und «Hand» zugleich und ist das Wort, nach dem wir uns selber benennen.

In diesem Zusammenhang ist es zwar nicht wichtig, aber ich will es dennoch ergänzend anmerken, dass wir mehrere verschiedene Namen für uns benutzen. Meinen wir unser Volk, also die ihm angehörenden Menschen, so sagen wir *skandaj*, meinen wir unser Volk als ein Gefäß für eine Idee oder Gesellschaftsform, dann sagen wir *tekaj*, was in etwa «die Zusammenführenden» bedeutet.

Die weitere Eigenbezeichnung *skai* ist kaum mehr geläufig. Sie ist eine Urform von *skanaj*, welche jedoch noch auf unsere Wurzel als mit Steinwerkzeug Arbeitende hindeutet.

Aber für Handwerk in dem Sinne, wie es in der deutschen Sprache verwendet wird, gibt es, obwohl es uns so wichtig ist, kein Wort.

Ich konnte Ihnen in diesem kurzen Abriss vielleicht eine Ahnung davon vermitteln, wie die Nienetwiler Kultur funktioniert und welchen Stellenwert das *skandi* bei uns hat. Es wäre mir eine Freude, wenn Sie etwas davon in Ihr Leben mitnehmen möchten und die Welt – wenn nicht völlig anders, doch wenigstens ein bisschen – belebter und spannender erleben würden.

AA, 87

(Abschrift aus Notiz KaLU N CH 1.16.1.jpg, 22.6.2020)

1.6 Biografie von Amot Nussquammer sen.

von David J. Krieger

Dieser Aufsatz befasst sich mit dem Leben und Werk des Anthropologen und Nienetwil-Forschers Amot Nussquammer sen. und beleuchtet die Motive seiner Forschung sowie seine Entwicklung als Wissenschaftler.

Amot Nussquammer sen. (1860–1952) war Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er war mit Amalie Soppenweiler und Miribal Ciséan verheiratet und Vater von Amot Nussquammer jun.

Amot Nussquammer sen. ist vor allem für seine Beiträge zur Erforschung und Interpretation der Nienetwiler Kultur bekannt, die erstmals in den *Cahiers de recherches de Nienetwil* (CRN) dokumentiert wurde. Leider haben diese Aufzeichnungen den Zweiten Weltkrieg nicht überstanden und alles, was wir über Amot Nussquammer und seinen Beitrag zur Nienetwil-Forschung wissen, muss mühsam aus seinem Nachlass zusammengetragen werden. Es handelt sich dabei um die Briefe seines Sohnes A. Nussquammer jun. sowie die verbliebene Korrespondenz zwischen Nussquammer und d'Aciei Arbogast I., mit dem Nussquammer die CRN gründete und viele Jahre lang zusammenarbeitete. Zudem sind im Nachlass von Nussquammer und Arbogast zahlreiche Notizen, Manuskripte und Papiere verschiedener Art zu finden. Darüber hinaus stützen wir uns auf persönliche Mitteilungen von A. Nussquammer jun. und Miribal Ciséan, Nussquammers zweiter Frau, sowie an David Krieger, um Informationen über Nussquammers intellektuelle Entwicklung zu erhalten.

Da die Arbeit an der Durchsicht und Bearbeitung der zahlreichen schriftlichen Dokumente aus dem Nachlass von Nussquammer sen. noch nicht abgeschlossen ist, muss dieser Versuch einer intellektuellen Biografie vorläufig und fragmentarisch bleiben.

*Abb. 5: Porträt von Amot Nussquammer sen. von d'Aciei
Arbogast, 1882*



Jugendzeit

Soweit wir wissen, ist Nussquammer nicht der richtige Familienname, da Amot seinen Namen von Jesuitenpriestern erhielt. Er wurde 1860 als Findelkind vor dem Tor eines Jesuitenklosters in Galicien, Spanien, gefunden. Da er mit seiner hellen Haut und seinen rötlichen Haaren germanisch aussah, gaben ihm die Priester den Namen Amot. Und weil er scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, gaben sie ihm den Nachnamen Nussquammer, abgeleitet vom Lateinischen *quam* = nirgendwo. Die Jesuiten, insbesondere der junge Pater Ignacio Martes, der später Nussquammers Mentor werden sollte, unterrichteten Amot nicht nur im christlichen Glauben, sondern auch in den Naturwissenschaften. Der Grund dafür war, dass die Jesuiten nach der allgemeinen Restauration von 1814, die Papst Pius VII. in seiner Bulle *Sollicitudo omnium ecclesiarum* verfügt hatte, wie überall sonst auch in Spanien ungewöhnlich ehrgeizig Schulen und Forschungszentren gründeten.

Es scheint, dass Amot beabsichtigte, dem Jesuitenorden beizutreten und Priester zu werden. Diese Pläne wurden jedoch durchkreuzt, nachdem die Comtesse de Gravenour, eine Anhängerin des Marquis de Sade, eine schicksalhafte Nacht im Kloster verbringen musste. Die Comtesse und ihr Gefolge waren aufgrund eines Sturms gezwungen, im Kloster Zuflucht zu suchen. In dieser Nacht weihte die Comtesse den jungen und neugierigen Nussquammer in die Geheimnisse der Sinnlichkeit ein. Am nächsten Tag beschloss Nussquammer, dass das Zölibat nichts für ihn war, und bat seinen Mentor, Pater Ignacio, um die Erlaubnis, das Kloster zu verlassen und sein Studium im Ausland fortzusetzen. Pater Ignacio war ein weltgewandter und großzügiger Mann, von dem Nussquammer zeitlebens in den höchsten Tönen sprach, und er zeigte Verständnis für Nussquammers Wünsche. Durch seine Verbindungen an der Universität Freiburg i. Br. konnte er Nussquammer einen Studienplatz sichern. Mit großer Traurigkeit verließ Nussquammer das Kloster, das sein Zuhause und seine Familie gewesen waren, und reiste 1878 nach Deutschland, um Philosophie und Linguistik zu studieren.

Studienjahre

In Freiburg lernte Nussquammer Rudolf Martin kennen, mit dem er bis zu seinem Lebensende in Kontakt blieb. Martin schrieb einmal, dass Nussquammers »unglaubliche Sprachkenntnisse, seine Eloquenz und Fantasie wie ein Frühlingsmorgen in der Monotonie der steifen Umgebung der Universität Freiburg« waren.

Nach Abschluss seines Studiums im Jahr 1885 verfasste er seine Dissertation *Zwischen Francis Bacon und Thomas Hobbes – Eine ideologische Interpretation der Naturphilosophie aus der Perspektive des Wolffianismus*, die großes Lob erhielt. Leider ist das Werk nirgends auffindbar. Sein Freund Rudolf Martin, der sich selbst als Kantianer bezeichnete, erwähnte Nussquammer in den »Philosophischen Schriften der Universität Freiburg im Breisgau«, Ausgabe 2, 1886, ohne Näheres über ihn zu sagen.

Es war auch Martin, der Nussquammer, der überredete, nach München zu ziehen, um sich dem Institut für Anthropologie und Urgeschichte anzuschließen, das 1886 von Johannes Ranke neu eröffnet worden war. Beide begannen dort, Anthropologie zu studieren, und schlossen ihr Studium bei Ranke ab. Ranke empfand Nussquammers Dissertationsvorhaben mit dem Titel »Der Ursprung der Sprachenvielfalt aus der babylonischen Sprachverwirrung« als Beleidigung und zwang ihn, eine Arbeit mit dem Titel »Die Rundheit des Schädels des mitteleuropäischen Homo sapiens, eine Übersicht über alle stein-

zeitlichen Leichen und Knochen» zu schreiben. Nach Abschluss seines Studiums der Anthropologie und Urgeschichte im Jahr 1890 zog Nussquammer in die Schweiz, um in den Schweizer Alpen zu forschen.

Nienetwil-Forschung

In der Schweiz hörte Nussquammer erstmals von der umstrittenen Entdeckung einer sehr alten und wenig bekannten Kultur und ihrem Entdecker, d'Aciei Arbogast. Arbogast soll gesagt haben: «Hier verbirgt sich eine Kultur, die niemandem bekannt ist. Ich möchte wissenschaftlich untersuchen, was mein Herz bereits weiß: dass sie in Gefahr ist!» Aus verschiedenen Gründen konnte Nussquammer Arbogast zu diesem Zeitpunkt nicht treffen, da Arbogast oft auf Forschungsreisen unterwegs war. Er verließ daraufhin die Schweiz und reiste nach Frankreich, nach Berlin und nach Wien. In Wien trat er zusammen mit d'Aciei Arbogast im Hotel Kaiserhof auf. Dies war um 1892, da ein Porträt, das angeblich Nussquammer darstellt und Arbogast zugeschrieben wird, aus dieser Zeit stammt. Später kam es zu einem regen und oft kontroversen Briefwechsel zwischen den beiden. Nussquammer, der einerseits nach Beweisen für die Nienetwil Kultursuche und andererseits versuchte, die Religion in seine Forschungen einzubeziehen, geriet wiederholt mit seinem ungläubigen Freund Arbogast aneinander. Eine Anekdote aus dieser Zeit verdeutlicht die Spannungen zwischen den beiden. Nach einem besonders heftigen Streit rief Arbogast aus, Nussquammer sei kein Wissenschaftler, sondern ein Dichter, weil er Mythen mehr liebe als die Wahrheit. Nussquammer soll geantwortet haben, es sei besser, in alten Geschichten nach der Wahrheit zu suchen, als ein gottloser Mensch zu sein. Die beiden trennten sich im Zorn und sprachen monatelang nicht miteinander. Erst auf Druck des Herausgebers der CRN, Haricot, nahmen sie den Kontakt wieder auf und setzten ihre Zusammenarbeit fort.

Nussquammers erste Frau Amalie (geb. Soppenweiler), die er kurz nach Abschluss seines Studiums in München kennenlernte, hatte einen bedeutenden Einfluss auf seine Ideen. Amalie stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Lübeck und verschaffte Nussquammer die finanzielle Unterstützung, die er benötigte, um seinen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen.

Da die Ehe kinderlos blieb, fand Amalie Trost in ihrer Liebe zu Tieren. Sie zogen aufs Land, wo Amalie einen privaten Zoo gründete. Sie kümmerte sich um viele Tiere, darunter auch Affen. Als Nussquammer beobachtete, wie die Tiere, insbesondere die Affen, miteinander «kommunizierten» – durch Laute

und Gesten –, kam Nussquammer zu der Überzeugung, dass auch Tiere ihre eigene «Sprache» hatten. Diese Idee wurde durch Darwins Schriften gestützt. Für Nussquammer stellte dies jedoch eine Herausforderung dar: Wie konnten Tiere eine Sprache haben, wenn Gott laut der Heiligen Schrift und vielen Linguisten nur den Menschen Sprache gegeben hatte? Aristoteles definierte den Menschen bekanntlich als das Tier, das Sprache hat, als *zoon logon echon*. Es schien klar, dass Gott Adam bei seiner Erschaffung die Sprache gegeben hatte. Also fragte sich Nussquammer, wie Tiere auch Sprache haben konnten und wie sich die menschliche Sprache, wie Darwin vermutete, über einen langen Zeitraum aus den Sprachen der Tiere entwickelt haben konnte.

Diese Fragen beschäftigten Nussquammer, bis er zufällig auf eine Antwort stieß. Nach seinem ersten Treffen mit Arbogast, bei dem sich die beiden recht gut verstanden – vor allem, weil Nussquammer sofort Interesse an Arbogasts Entdeckungen über eine Kultur namens «Nienetwil» zeigte –, begab sich Nussquammer auf eine Studienreise nach Indien. Er hatte bereits Sanskrit an der Universität Freiburg gelernt, aber die Sprache und Kultur der Hindus blieben für ihn geheimnisvoll und verborgen. Also beschloss er, nach Indien zu gehen, um die alte indische Sprache und Kultur zu studieren, erneut organisiert von seinem Mentor, Pater Ignacio, und unter der Leitung von Swami Davananda Saraswati in dessen Ashram in Mysore. Obwohl der Swami ein Sannyasin war und jeglichen Ritualismus ablehnte, respektierte er die alten brahmanischen Bräuche und Riten sehr. Diese waren wichtig für Menschen, die noch nicht bereit waren, sich dem Weg der Entsagung zu widmen. Das tägliche Leben im Ashram umfasste nicht nur Meditation und das Studium der Veden, sondern auch brahmanische Riten.

Von den Brahmanen lernte Nussquammer die alte indische Kosmologie kennen, in der Gott als Purusha («großer Mann») die Welt erschuf, indem er sich rituell zerstückelte und alle Lebewesen aus seinem Körper hervorgehen ließ. Diese Vorstellung, kombiniert mit der vedischen Lehre von der Einheit aller Wesen, gab Nussquammer die Antwort auf seine Fragen nach dem Ursprung der Sprache. Er argumentierte, dass es keinen Grund gab, warum Gott die göttliche Gabe der Sprache nur Adam und nicht allen Lebewesen zur Zeit der Schöpfung gegeben haben sollte. Sprache, wie auch das Bewusstsein – wie die Hindus glaubten – wohnt jedem Wesen inne, nur auf unterschiedliche Weise. Deshalb konnten die Tiere im Zoo Amalies kommunizieren. Und nach Darwins Evolutionstheorie könnte sich die menschliche Sprache aus der Sprache der Tiere entwickelt haben, die archäologischen Funden wie auch Darwins Theorie zufolge schon lange vor den Menschen existierte. Mit

dieser Überzeugung kehrte Nussquammer aus Indien zurück und nahm die Zusammenarbeit mit Arbogast über Nienetwil wieder auf. Die Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast sowie die Veröffentlichungen in den CRN sind an anderer Stelle dokumentiert und finden in gewissem Umfang auch in diesem Buch Erwähnung. Hier liegt der Schwerpunkt auf den wichtigsten Meilensteinen in Nussquammers intellektuellem Werdegang.

Auswanderung

Nachdem Amalie 1920 gestorben war, zog Nussquammer in eine Wohnung in Paris. Bald darauf zog er in die Schweiz, um Arbogast bei seinen Ausgrabungen zu helfen. 1940 fiel Frankreich Hitlers «Blitzkrieg» zum Opfer und die Lage in der Schweiz wurde instabil. Nussquammer beschloss, nach Amerika auszuwandern. Er war nicht allein, denn Miribal Ciséan, mit der er eine Liebesbeziehung hatte, war schwanger, und Nussquammer heiratete sie, um sie und das Kind vor den Zerstörungen des Krieges zu schützen. Im Archiv des Kantonsmuseums Luzern befindet sich eine Postkarte von Miribal Ciséan vom 6. Mai 1940 aus Paris: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. Miribal.» Sie kamen 1940 in New York an und zogen später nach Illinois, wo sie sich in der Nähe von Chicago niederließen. Ihr Kind wurde 1941 geboren und nach seinem Vater ebenfalls Amot genannt. Miribal arbeitete während des Krieges als Übersetzer und lernte an der University of Illinois in Urbana-Champaign W. Ross Ashby, Heinz von Foerster und andere kennen, die sich für die aufkommende Wissenschaft der Kybernetik interessierten. Ein möglicher Einfluss kybernetischer Ideen auf Nussquammers späteres Werk lässt sich nicht ausschließen.

Amot Nussquammer starb 1952 im Alter von 92 Jahren.

Sein Sohn, Amot Nussquammer jun., studierte an der Universität Chicago bei Mircea Eliade und Paul Ricœur und setzte die Forschungen seines Vaters zu Nienetwil fort. In den 1980er-Jahren wanderte er nach Argentinien aus, wo er eine professionelle Tangotänzerin kennenlernte. Sie heirateten und zogen nach Rio de Janeiro, wo Nussquammer bis zu seinem Tod im Jahr 2011 gemeinsam mit seiner Frau eine der erfolgreichsten Sambaschulen leitete. Sein Sohn, der nun die Sambaschule leitet, erklärte sich bereit, die Unterlagen seines Vaters, die wertvolle Informationen über Nienetwil enthalten könnten, an David Krieger, einen Kollegen von Nussquammer an der University of Chicago, zu

übergeben. Nach Erhalt dieser Unterlagen kontaktierte Krieger Simon Meyer und das Kantonsmuseum Luzern, das den Nachlass von Arbogast verwaltet.

Damit ist dieser Versuch einer intellektuellen Biografie von A. Nussquammer sen. abgeschlossen. Da die Untersuchung verschiedener Dokumente noch nicht beendet ist, die Suche nach weiteren Aufzeichnungen und Zeugnissen fortgesetzt wird und die von Nussquammer jun. hinterlassenen Unterlagen schließlich unvollständig sind, ist davon auszugehen, dass diese Skizze von Nussquammers Leben in Zukunft überarbeitet, aktualisiert und korrigiert werden wird.

1.7 Einführung in die Nienetwil-Kultur

von Amot Nussquammer sen.

Nach dem Tod von Amot Nussquammer jun. (1941–2011) schickte sein Sohn X. M. I. Nussquammer auf Wunsch seines Vaters zwei Kisten mit Unterlagen, die die wissenschaftlichen Arbeiten seines Vaters und Großvaters A. Nussquammer Sr. (1860–1952) an David Krieger, einen Kommilitonen und Freund von Nussquammer jun. Unter diesen Papieren befand sich auch das Manuskript eines Vortrags, den Nussquammer sen. 1943 im British Museum in London, im Rahmen einer Sonderausstellung in den neu eröffneten Geologie-Galerien, gehalten hatte. Aus einer Notiz von Nussquammer erfahren wir, dass auch Aciel Arbogast eingeladen war, die Reise jedoch durch das vom Krieg zerrüttete Europa nicht riskieren konnte. Auch Großbritannien war vom Krieg betroffen. Trotz der Umstände war der Leiter der Abteilung, W. N. Edwards, sehr daran interessiert, einen kleinen Teil der Galerien für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen, die Edwards als «experimentell» bezeichnete. Der Grund, warum Nussquammer, der erst zwei Jahre zuvor in die USA gezogen war und über 80 Jahre alt war, die Einladung annahm, lag wahrscheinlich darin, dass sich die Ausstellung auf drei neue Themen konzentrierte, die für ihn von großer Bedeutung waren. Diese Themen waren: 1) «Typen des frühen Menschen», in der verschiedene Arten der Gattung Homo, darunter Homo neanderthalensis und Homo nienetwilensis, vorgestellt wurden; 2) «Werkzeuge und Waffen der frühen Menschen» und 3) eine Ausstellung mit dem Titel «Der Mensch als Werkzeugmacher». Da Arbogast nicht an der Eröffnung teilnehmen konnte und Nussquammer, nebst Arbogast, die einzige Person war, die die Nienetwil-Forschung vertreten konnte, nahm er die beschwerliche Reise auf sich.

Neben Nussquammer hielten auch Kenneth P. Oakley und F. E. Zeuner kurze Vorträge auf der Veranstaltung. Einige Jahre nach der Ausstellung veröffentlichte Oakley ein Buch mit dem Titel «Man the Tool-Maker», das ihn bekannt machte. Er erwähnt darin zwar nicht den Einfluss von Arbogast und Nussquammer, doch deren Einfluss auf den Inhalt ist deutlich erkennbar. Soweit wir wissen, war der Vortrag in London der letzte öffentliche Vortrag von Nussquammer sen. Kurz nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und lehnte alle Einladungen zu ähnlichen Veranstaltungen ab. Da dieser Vortrag eine Zusammenfassung seines Lebenswerks darstellt und das Manuskript kurz und klar die Hauptgedanken der Nienetwiler Kultur behandelt, haben wir, die Herausgeber, beschlossen,

diesen Text in überarbeiteter Form in der ersten Ausgabe der neu erschienenen *Cahiers de recherches de Nienetwil* sowie in diesem Buch zu veröffentlichen.

Als Nussquammers Sohn, Amot Nussquammer jun., die wissenschaftliche Arbeit seines Vaters übernahm und fortsetzte, nutzte er dieses Manuskript offensichtlich auch als Grundlage für seine Lehrtätigkeit und für verschiedene Artikel, die er erfolglos in wissenschaftlichen Zeitschriften zu veröffentlichen versuchte. Dies geht aus den zahlreichen Anmerkungen und Überarbeitungen im Text hervor. Die wahren Autoren des Manuskripts sind daher gemeinsam A. Nussquammer sen. und A. Nussquammer jun. Verweise im Text auf Entdeckungen, Autoren und Ideen, die erst nach dem Tod von Nussquammer sen. im Jahr 1952 bekannt geworden sein können, deuten darauf hin, dass Nussquammer jun. ebenfalls Autor war. Ansonsten unterscheiden sich die Vorstellungen der beiden Nussquammer über die Grundstrukturen der Nienetwiler Kultur kaum.

In diesem Zusammenhang ist auch hervorzuheben, dass Nussquammer sen. stets in engem Kontakt mit d'Aciei Arbogast stand. Arbogast war es, der die Nienetwiler Kultur entdeckte und mit ihrer systematischen Erforschung begann. Der Text spiegelt die enge Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast über mehrere Jahrzehnte hinweg wider, sodass nicht davon ausgegangen werden kann, dass Nussquammer oder sein Sohn in jeder Hinsicht der alleinige Autor war. Nussquammer würdigt Arbogast ausdrücklich für zahlreiche Verweise auf archäologische Funde sowie für die Entdeckung und Dokumentation der Nienetwiler Sprache. Er betonte sowohl schriftlich als auch mündlich wiederholt seine Dankbarkeit gegenüber Arbogast.

Obwohl die Interpretation der Nienetwil-Kultur im Manuskript auf der Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast basiert, lässt sich nicht behaupten, dass die einzelnen Ideen, Perspektiven, Fragen und spezifischen Interpretationen der archäologischen Funde im Manuskript ausschließlich Arbogast zugeschrieben werden können. Im Gegenteil: Es ist bekannt, dass Nussquammer und Arbogast oft unterschiedlicher Meinung waren. Die Differenzen zwischen den beiden Wissenschaftlern erstreckten sich auf die korrekte Interpretation vieler Aspekte der Nienetwiler Kultur sowie auf die Bedeutung der Nienetwil-Forschung. Diese Differenzen standen jedoch ihrer jahrzehntelangen produktiven Zusammenarbeit bei der Veröffentlichung der CRN nicht im Wege. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass Haricot, der Pariser Verleger der CRN, die Zusammenarbeit zwischen den beiden temperamentvollen Wissenschaftlern oft förderte.

Sein unermüdlicher Beitrag zur Nienetwil-Forschung soll an dieser Stelle ausdrücklich gewürdigt werden.

Mit der Entscheidung, Auszüge aus diesem Manuskript in überarbeiteter Form in diesem Buch zu veröffentlichen, wollen die Herausgeber nicht die einzelnen Quellen der Ideen hervorheben, sondern vielmehr die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen Nussquammer und Arbogast betonen, die unser heutiges Bild von Nienetwil maßgeblich prägen.

Darüber hinaus haben die Herausgeber beschlossen, nur Auszüge statt des gesamten Manuskripts zu veröffentlichen, um ein breiteres Publikum anzusprechen, da der Zustand des Textes, der viele unklare und teilweise sehr schwer lesbare Anmerkungen enthält, eine vollständige Veröffentlichung verhindert. Die hier vorgestellten Auszüge sollen lediglich die wesentlichen Aspekte der Nienetwiler Kultur aus der Sicht von Nussquammer vermitteln und zu weiteren vertiefenden Studien über Nienetwil anregen.

Die Herausgeber

Die grundlegende Erfahrung der Nienetwiler ist der Werkzeugbau

«Wenn wir uns von allem Stolz befreien könnten, wenn wir unsere Natur streng nach dem definieren würden, was uns die Geschichte und Vorgeschichte als konstante Merkmale des Menschen und seiner Intelligenz zeigen, dann würden wir uns vielleicht nicht Homo sapiens, sondern Homo faber nennen. Letztendlich ist Intelligenz, betrachtet unter dem Gesichtspunkt ihrer ursprünglichen Funktionsweise, die Fähigkeit, künstliche Objekte herzustellen, insbesondere Werkzeuge zur Herstellung von Werkzeugen, und deren Produktion endlos zu variieren.» (H. Bergson, Creative Evolution, 1911, 139)

«Werkzeuge sind nicht einfach leblose Gegenstände, mit denen wir anderen leblosen Gegenständen eine Form aufzwingen, sondern vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied unseres Gegenübers zu verstehen.» (Aus einem Vortrag von A. Arbogast, 1897)

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,

es ist keine Überraschung, dass Menschen und ihre Vorfahren Werkzeuge hergestellt haben. Was uns jedoch staunen lassen sollte, ist, was die Herstellung und Verwendung von Werkzeugen über die menschliche Natur verraten. Die Fähigkeit, Werkzeuge herzustellen und zu verwenden, unterscheidet

den Menschen von anderen Spezies. Diese Eigenschaft tauchte lange vor der Sprache in der Vorgeschichte des Menschen auf. Wenn Menschen laut Aristoteles Tiere mit Sprache sind, dann ist dieses Wesen ein direkter Nachfahre der Gattung Homo, den wir heute in dieser Ausstellung bewundern können. Hunderttausende von Jahren vor dem Erscheinen des Homo sapiens stellten unsere Vorfahren Werkzeuge her und benutzten sie auf eine Weise, wie es zuvor kein anderes Tier getan hatte. Daher verkörpern Werkzeuge das, was den Menschen einzigartig macht, und beeinflussen alles, was wir tun und vermögen, von der Antike bis heute. Es ist bemerkenswert, dass die Wissenschaft dem, was es wirklich bedeutet, ein Werkzeug herzustellen und zu benutzen, so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Das ist die Aufgabe, der wir uns heute in dieser Ausstellung widmen wollen. Im Namen von d'Aciei Arbogast, der heute nicht hier sein kann, möchte ich auch dem Kustos der Abteilung und dem British Museum dafür danken, dass sie uns diese Gelegenheit gegeben haben, über Nienetwil zu sprechen.

In der Nienetwiler Kultur werden Werkzeuge nicht als einfache «Dinge», also Objekte, betrachtet, sondern eher als «Vermittler». Nach unserem Kenntnisstand betrachteten die Nienetwiler Werkzeuge nicht als Objekte in dem Sinne, wie wir sie verstehen – also als etwas, das von einer Person benutzt wird, um auf etwas anderes einzuwirken, oder gar als Gegenstand eines erkennenden Subjekts. Für die Nienetwiler war beispielsweise ein Hammer kein Objekt, das durch bestimmte Handgriffe kausal und deterministisch Kraft auf einen anderen Gegenstand, etwa einen Nagel, überträgt. Der Hammer «schlägt» nicht einfach auf den Nagel, sondern «erschließt» oder «ermöglicht» dem Nagel, das zu sein, was er ist. Der Nagel existiert nur wegen des Hammers. Was könnte man ohne den Hammer mit einem Nagel anfangen? Umgekehrt erschließt der Nagel eine bestimmte Fähigkeit oder Eigenschaft des Hammers, die ohne ihn nicht existieren würde. Für Nienetwiler ermöglicht oder erschließt der Hammer den Nagel als Teil einer «Verbindung», einer «Sammlung» oder, wie man es auch nennen könnte, einer «Kollektive» von Mensch-Hammer-Nagel-Holz-Zweck. Der Hammer zeigt somit den Menschen als «Erbauer» von etwas, wobei der Nagel zusammen mit dem Holz Teil dessen ist, was gesammelt wurde, um diese Aufgabe zu erfüllen. Die Aufgabe ist lediglich eine Bezeichnung für die gesamte Sammlung von Entitäten wie Menschen, Hämmern, Nägeln und Holz (usw.), die gemeinsam einem Zweck oder einer Funktion dienen, für die sie zusammengetragen oder gesammelt wurden.

Basierend auf linguistischen Forschungen von Arbogast und Miribal Cis-éan zur Sprache Alaju, der Sprache der Nienetwiler, lautet der Begriff für Werkzeug in Nienetwil «*medh*» und bedeutet «in der Mitte zusammenkommen, vermitteln». Nach heutigem Verständnis ist *medh* ein Schlüsselbegriff in der Kultur der Nienetwiler, da er die Vermittlung zwischen Menschen und Nicht-Menschen bezeichnet, insbesondere im Zusammenhang mit der Verwendung von Werkzeugen und der damit verbundenen Sammlung von Möglichkeiten des Seins und des Zwecks. Wenn wir also über Werkzeuge aus der Vorgeschichte der Menschheit sprechen, meinen wir damit so etwas wie einen «Vermittler einer Sammlung» und müssen uns davor hüten, Werkzeuge nur als einfache Mittel zum Zweck zu interpretieren, wie es heute üblich ist.

Die Sichtweise Nienetwils, Werkzeuge als «Vermittler» zu betrachten, ist für das Verständnis der Nienetwiler Kultur von großer Bedeutung. Der Hand als Teil des menschlichen Körpers, der «greift» und «sammelt», kommt eine besondere Bedeutung zu. In der Nienetwiler Sprache Alaju ist die Wortfamilie *gadho*, *gauma*, *guma* (sammeln, verbinden, Ort des Sammelns, Zusammenkunft) und *helaran* (vermitteln) sehr wichtig. Darüber hinaus wurde das Sammeln als Hauptaktivität der Werkzeugnutzung und als grundlegender Vollzug des Lebens oder der Existenz angesehen.

Leben und Handeln bedeuten also, zusammenzufassen, zu sammeln und zusammenzustellen. Das Selbstverständnis der Nienetwiler unterscheidet sich somit grundlegend von dem der heutigen Gesellschaft, in der Menschen als autonome rationale Individuen verstanden werden. Nicht die Vernunft, wie bei den Griechen, oder die Seele, wie im Christentum, noch die Individualität, wie in moderner Zeit, definiert das Besondere am Menschen, sondern die Hand, die das wichtigste Organ für das Handeln in der Welt und das Sammeln ist.

Diese Interpretation der Nienetwiler Kultur basiert zum Teil auf archäologischen Funden, die über Jahrzehnte hinweg vor allem von A. Arbogast entdeckt wurden. Dazu gehören, wenig überraschend, verschiedene Darstellungen der Hand. Diese Darstellungen lassen nicht nur vermuten, dass die Hand für die Nienetwiler eine besondere Bedeutung hatte, sondern auch eine Verbindung zu ähnlichen Handdarstellungen in paläolithischen Höhlenmalereien in Spanien und anderen Orten weltweit. Dank der Nienetwiler gilt die Hand als die älteste bekannte Darstellung des Menschen.

Abb. 6: Cueva de las Manos, Río Pinturas



Symmetrie zwischen Menschen und Nicht-Menschen

Für die Nienetwiler gab es keinen grundlegenden Unterschied zwischen Menschen und Nicht-Menschen in ihrer Handlungsfähigkeit. Denn alles innerhalb einer Sammlung beeinflusst, offenbart und beteiligt sich aktiv an die Aktivität des Sammelns – sei es eine Hand, ein Hammer, ein Nagel, ein Stück Holz oder andere Gegenstände. Steine und Holz wurden wie Menschen als gleichwertig angesehen, als aktive Mitglieder einer Sammlung, und nicht als unabhängige Dinge oder als das, was die spätere Philosophie Substanz nannte. Dies spiegelt eine «symmetrische» Weltanschauung wider, d. h. eine Weltsicht ohne Hierarchien. Daher besteht eine grundlegende Gleichheit zwischen Menschen und Nicht-Menschen (wie Steinen, Wasser und Holz) in ihrer Fähigkeit zur Interaktion.

Für die Nienetwiler bedeutet «Handeln» immer «Vermitteln». Da alles existiert, weil es vermittelt, kommuniziert, an der Sammlung teilnimmt oder ein aktiver Teil einer Sammlung sein kann, können sie die Existenz nicht als abstrakte Präsenz oder bloße Objektivität erleben, sondern nur als partizipative Beteiligung. Für sie existiert nur das, was eine Wirkung hat – etwas, das etwas tut, eine «Stimme» erhebt und zeigt, was es tun oder wofür es verwendet werden kann. Tatsächlich wird die gesamte Welt aus ihrer Sicht

als «belebt» betrachtet, aber diese gängige Beschreibung traditioneller Völker kann irreführend sein, da sie oft die Vorstellung von einer «Seele» hervorruft. Es ist daher besser, von Symmetrie zwischen Menschen und Nicht-Menschen zu sprechen als von Animismus, da dies die Weltanschauung der Nienetwiler genauer widerspiegelt.

Diese symmetrische Sichtweise der Welt beeinflusst, wie die Nienetwiler Werkzeuge und Gegenstände wahrnehmen. Für die Nienetwiler werden Werkzeuge nicht im herkömmlichen Sinne von «Technologie» verstanden, da ein Artefakt, wie Aristoteles es definierte, etwas ist, das nicht aus sich selbst, sondern aus etwas anderem entsteht. Aus ihrer Sicht gibt es keine grundlegenden Unterschiede zwischen Menschen und Dingen hinsichtlich ihrer Fähigkeit, «Akteure» zu sein. Ein Akteur ist etwas, das eine «Stimme» hat und Beziehungen zu anderen Dingen und Menschen aufbauen kann. Da Werkzeuge keine «Werkzeuge» im herkömmlichen Sinne sind, werden sie eher als «Vermittler» angesehen. Leider handelt es sich hierbei um eine weitere irreführende Übersetzung des ursprünglichen Nienetwiler Begriffs. Die «Aufgabe» oder «Fähigkeit» aller Dinge und Menschen besteht darin, Verbindungen herzustellen, also zu «vermitteln» und somit zu sammeln.

Das heutige Interesse an der Nienetwiler Kultur lässt sich darauf zurückführen, dass viele Nienetwiler Erfahrungen und Ideen nach einer langen Zeit der Unbekanntheit und Vergessenheit in der modernen Welt wieder an Bedeutung gewinnen. Ein Beispiel dafür ist das wachsende Interesse an nicht hierarchischen Formen des kooperativen Handelns, etwa in verschiedenen gemeinschaftsorientierten Entwürfen für eine gerechte Gesellschaft, die weiterhin Menschen inspirieren, die Machtmissbrauch als typisch für hierarchische Gesellschaften ansehen. Die symmetrische Weltanschauung der Nienetwiler hat daher Auswirkungen auf ihre soziale Struktur. Sie lebten in relativ kleinen Gruppen von schätzungsweise nicht mehr als dreißig Personen und waren nicht in der Lage, militärische Strukturen aufzubauen oder große Gebäude zu errichten.

Alles ist mit allem verbunden

Aufgrund der symmetrischen Weltanschauung der Nienetwiler lässt sich ihre Sichtweise wie folgt zusammenfassen: Alles ist (oder könnte) mit allem anderen verbunden sein. Das bedeutet, dass das «Sammeln» keine inhärenten oder theoretischen (sondern tatsächlich praktische!) Grenzen hat und alle aktuellen und vergangenen Sammlungen als «vorläufig» betrachtet werden. Folglich

gibt es für die Nienetwiler keine absolute Wahrheit, da jede Wahrheit nur ein Spiegelbild einer vorübergehenden Sammlung ist, einer vorübergehenden und vergänglichen Form, in der Dinge zusammengetragen werden. Diese Weltanschauung ist eng mit ihrer Ablehnung von Hierarchien verbunden, die ihrer Meinung nach auf absoluten Wahrheiten beruhen, unabhängig davon, ob diese von Gott oder seinen irdischen Vertretern stammen.

Es stellt sich die Frage, was diese Weltanschauung für Nienetwil bedeutet.

Betrachten wir zunächst die Wirtschaft. Die Wirtschaft von Nienetwil wurde bisher nur selten untersucht, da die vorhandenen Erkenntnisse oft mehrdeutig, vage oder unklar sind. Begriffe in der Sprache von Nienetwil, die sich auf Produktion, Handel, Austausch, Markt und andere Aktivitäten beziehen, die wir heute als «Wirtschaft» bezeichnen, könnten genauer mit «Vermehrung» übersetzt werden. Das Wort «Vermehrung» bezieht sich zunächst auf das erfolgreiche Sammeln von Ressourcen. Das Sammeln als grundlegende Lebensaktivität führt natürlich zur Vermehrung oder Erweiterung der Sammlungen. Vermehrung bezieht sich jedoch nicht direkt auf das, was in der Kulturgeschichte typischerweise als «Austausch» verstanden wird. Das Konzept eines Marktes scheint den Nienetwilern fremd zu sein, da Vermehrung nicht als Tausch angesehen wird. Da aus Sicht der Nienetwiler alles miteinander verbunden ist (im Prinzip!), gab es möglicherweise kein Konzept von Gewinn oder Verlust, was darauf hindeutet, dass das Sammeln möglicherweise nicht zu einer Form der «Anhäufung» geführt hat. Selbst wenn Güter den Besitzer, besser gesagt «Nutzer», wechselten – was sicherlich häufig vorkam –, blieben sie als Mitglieder der Versammlung Teil des «Kollektivs», was das Gemeinschaftsgefühl der Nienetwiler widerspiegelt. Angesichts der grundlegenden Bedeutung des Sammelns ist es nicht verwunderlich, dass die Nienetwiler ihr Zusammenleben durch eine «Versammlung» regelten, in der alle Teilnehmenden, auch Nicht-Menschen, eine «Stimme» hatten.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Nienetwiler kein Eigentumsverständnis hatten; «etwas zu besitzen», wie beispielsweise Werkzeuge, sollte eher als «Verantwortung» denn als «Eigentum» betrachtet werden. Da die Nienetwiler keine moralischen Kodizes hatten und nur sogenannten «Faustregeln» folgten, können ihre Handelsbeziehungen als praktische Vereinbarungen über die Nutzung von Ressourcen angesehen werden. Unabhängig davon, wie man die Wirtschaft der Nienetwiler interpretiert, ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass alle Entscheidungen kollektiv getroffen wurden und in-

nerhalb der zeitlichen und räumlichen Grenzen der Versammlung getroffen werden mussten, eine Situation, die heute fast unvorstellbar ist. Kleine Gruppen können durch egalitäre Kommunikation effizient Entscheidungen treffen, aber größere Gruppen benötigen zu viel Raum und Zeit, damit alle zu Wort kommen und Konsens erzielen können.

Die Nienetwiler betrachteten ihr Zusammenleben und ihre Gesellschaft als «Sammlung», als eine Tätigkeit des «Sammelns»

Die Weltanschauung der Nienetwiler und ihre soziale Ordnung basieren auf etwas, das sich nicht genau in unsere Sprachen übersetzen lässt, aber als eine Art «Verhandlung» verstanden werden kann. Da es in der Kultur der Nienetwiler keinen Schöpfergott, König oder Herrscher gibt, werden alle Entscheidungen, die das Zusammenleben der Nienetwiler betreffen, durch Verhandlungen getroffen. Diese Verhandlungen finden im Rahmen einer «Versammlung» statt. Alle Menschen und Nicht-Menschen nehmen gleichberechtigt an der Versammlung teil und haben jeweils eine «Stimme». Die Versammlung bestimmt, wie alle Wesen miteinander verbunden sind. Sie regelt das Zusammenkommen durch Verhandlungen. Die Entscheidungen der Versammlung werden immer als reversibel und vorübergehend angesehen, da immer mehr zuvor unbekannte Teilnehmer – sowohl Menschen als auch Nicht-Menschen – auftauchen können und dies auch tun. Wie bereits erwähnt, wird die wichtigste «politische» und auch «wirtschaftliche» Aktivität der Nienetwiler als «Sammeln» bezeichnet.

Das Sammeln bezeichnet die grundlegende Handlungsfähigkeit aller Wesen und umfasst daher alles, was existiert. Die jeweilige Sammlung von Menschen und Nicht-Menschen wird als «Kollektiv» bezeichnet. Es ist wichtig zu beachten, dass das Konzept des «Sammelns» – das verwendet wird, um die Lebensweise der Nienetwiler zu beschreiben – nicht mit der gängigen Vorstellung vom Sammeln verwechselt werden sollte, die prähistorischen Jäger- und Sammlergesellschaften zugeschrieben wird. Für die Nienetwiler ist auch die Jagd eine Form des Sammelns, ebenso wie der Werkzeugbau. Sammeln ist der Oberbegriff für alles, was ein Nienetwiler tun kann. Weil Sammeln so viel wie Handeln bedeutet, impliziert diese Haltung immer etwas Moralisches, Normatives, und man könnte sogar sagen, etwas «Ethisches». Denn alles Handeln kann als entweder «gut» oder «schlecht» beurteilt werden. Das Sammeln kann dementsprechend zu einer Zunahme oder Abnahme der Kollektive führen. Es gilt zu beachten, dass es sich hier nicht bloß um eine quantitative Wertung

handelt, sondern auch um die Qualität des Sammelns. Wenn es in der Kultur der Nienetwiler etwas gibt, das man als Ethik bezeichnen könnte, dann ist es die inhärente Wertung, die alle Aktivitäten des Sammelns begleitet.

Fürsprecher oder Fragesteller

Dinge oder Nicht-Menschen werden in der Versammlung durch etwas vertreten, das wir nur ungenau und ungenügend als «Fürsprecher» oder «Fragesteller» bezeichnen können. Die Aufgabe dieser Fürsprecher oder Fragesteller besteht darin, die Nicht-Menschen so zu befragen, dass ihre Stimmen in der Versammlung gehört werden und sie an den Verhandlungen teilnehmen können. Es muss jedoch betont werden, dass diese Fürsprecher oder Fragesteller ausdrücklich nicht als «Vertreter» zu verstehen sind. Denn sie sollen die Dinge für sich selbst sprechen lassen und dürfen nicht in ihrem Namen sprechen. Das moderne Konzept der Repräsentation entspringt der Unmöglichkeit, in großen Versammlungen jedem das Wort zu erteilen.

Die sogenannte «repräsentative Demokratie» entsteht, wenn eine Bevölkerung zu groß ist, um direkt mitreden zu können, sodass andere im Namen des Volkes sprechen. Vertreter, wie wir den Begriff heute verstehen, sind Parteien, nicht die Menschen, über die sie eigentlich nur sehr wenig wissen. Ein Fürsprecher ist also jemand, der besonders begabt ist darin, die Dinge in der Versammlung so vorzuführen, dass sie selbst kundtun und sich zeigen, was sie sind oder was sie können. Vielleicht ist das, was heute dieser Fähigkeit am nächsten kommt, das eigentümliche Verhalten eines Naturforschers, der im Labor mittels komplizierter und aufwendiger Apparaturen die Dinge der Natur in besonderer Art und Weise zum Erscheinen bringen lässt. Es sind zwar die Dinge der Natur, die sich zeigen, wie sie wirklich sind, aber sie sind dazu vom Forscher auf diese höchst künstliche Art und Weise gebracht worden.

Die Methode, mit der Befürworter oder Fragesteller die Dinge für sich selbst sprechen ließen, bestand hauptsächlich in der Schaffung von Werkzeugen. Man könnte beispielsweise sagen, dass Galileos Teleskop ein solches Werkzeug war. Das Konzept eines Instruments, das die Dinge für sich selbst sprechen lässt und somit Interpretationen durch das Wort Gottes und die Aussagen sogenannter Autoritäten vermeidet, war zu Galileos Zeiten völlig in Vergessenheit geraten. Diese Idee ist jedoch tief in der Kultur von Nienetwil verwurzelt. Daher kann man davon ausgehen, dass das Teleskop in seiner wahren Bedeutung und Wirkung auf die Gesellschaft nur aufgrund des Fort-

bestehens der Ideen von Nienetwil in Europa während des Mittelalters und der frühen Neuzeit möglich war.

Verschiedene Erkenntnisse deuten darauf hin, dass es in der Frühphase der Entwicklung der Nienetwiler Kultur für jede Art von Ding – wie Steine, Holz, Berge, Wasser, Luft, Tiere, Pflanzen, große Dinge wie den Himmel (Galileo wäre hier ein Beispiel) und winzige Dinge, die man nicht sehen kann – einen «Fürsprecher» oder «Fragensteller» gab. Die grundlegende Offenheit gegenüber Vermittlern, die die Nienetwiler Kultur auszeichnet, bedeutet, dass jederzeit etwas Neues und Unerwartetes entstehen kann, das einen Fürsprecher benötigt. Es war die Aufgabe der Nienetwiler als Sammler, stets nach Verbindungen Ausschau zu halten und kontinuierlich neue Werkzeuge zu finden, die es immer mehr Nicht-Menschen ermöglichten, zu kommunizieren. Dies war der Kerngedanke hinter der «Vermehrung», die, wie oben erwähnt, ihren Lebenszweck definierte. Es erklärt auch, warum die Nienetwiler Kultur so konservativ war: Das Sammeln war ein sehr langsamer Prozess, und jede Sammlung dauerte nur eine kurze Zeit, sodass sich alle auf andere Aufgaben konzentrieren konnten.

Kreatives Sein

In der Sprache der Nienetwiler gibt es kein Wort für «Arbeit» im Sinne einer mit Bezahlung verbundenen Tätigkeit. Das Wort *scandi* bedeutet «Hand», steht aber auch für kreative Tätigkeit und wird auch für «singen», «klingen» und «verhandeln» verwendet. Für die Nienetwiler haben all diese Tätigkeiten dieselbe Bedeutung. Sie unterscheiden nicht zwischen Arbeit, Politik, Wirtschaft und anderen Tätigkeiten, da jede Handlung entweder ein gutes oder ein schlechtes Sammeln ist.

Alle Aktivitäten der Nienetwiler sind kreativ und können durch Kunst, Handwerk oder ähnliche Tätigkeiten erlebt werden (hierbei machen die Nienetwiler keinen Unterschied). Sie glaubten, so scheint es, dass diese Handlungen darauf abzielen, etwas zu einem Kollektiv zusammenzuführen, zwischen Dingen zu vermitteln, um mehr Wesen, mehr Erfahrungen und mehr Fähigkeiten zusammenzubringen. Es ist kein Zufall, dass das zuvor erwähnte Wort *scandi*, das diese Art von Aktivität bezeichnet, die Wörter «Hand» und «cantus» («singen») enthält.

Simulation, versteckte Beteiligung, unauffällige Einbindung

Die Ablehnung von Hierarchien und die Schaffung von Ordnung durch Verhandlungen in Versammlungen oder durch Zusammenkünfte nach «Faustregeln» bedeuteten zwangsläufig, dass die Siedlungen der Nienetwiler relativ klein blieben, da bei einer großen Anzahl von Menschen nicht jeder zu Wort kommen konnte und somit keine Entscheidungen getroffen worden wären. Darüber hinaus führte die Regel, dass jeder sprechen durfte und sollte, dazu, dass sich die Nienetwiler Kultur nur sehr langsam entwickelte, da es oft sehr schwierig war, geeignete Vermittler oder Werkzeuge zu finden oder zu erfinden, die es Nicht-Menschen ermöglichten, zu sprechen. Dies hinderte die Nienetwiler daran, größere Gruppen zu bilden. Sie waren daher nicht in der Lage, ein großes Heer zu organisieren und andere Gruppen durch Eroberungen oder Überfälle zu unterwerfen.

Während die Erfindung der Hierarchie einige Gruppen dazu veranlasste, die Nienetwiler Kultur zu verlassen und sich großen Reichen anzuschließen, die, wie wir wissen, als «Zivilisation» bezeichnet wurden und die Geschichte maßgeblich beeinflussten, blieben die Nienetwiler sehr konservativ und nahmen neue Lebensweisen nur langsam an. Die Nienetwiler beteiligten sich nicht an Eroberungen oder groß angelegten Bauprojekten, die die Unterwerfung einer großen Zahl von Menschen unter den Willen eines Herrschers oder Königs erforderten. Im Laufe der Zeit wirkte sich dies auf ihre Beziehungen zu anderen Völkern und Kulturen aus und führte dazu, dass sich die Nienetwiler aus den «historisch bedeutsamen» Eroberungen und dem Aufbau von Imperien der großen, hierarchisch organisierten Kulturen der Antike zurückzogen.

Stattdessen entwickelten die Nienetwiler eine Überlebensstrategie der «Simulation», der «versteckten Teilnahme» oder, wie man es auch nennen könnte, der «unauffälligen Beteiligung» an den großen Kulturen. Dies erklärt, warum die Archäologie bei der Erforschung der Nienetwiler vor großen Herausforderungen steht, da ihre Kultur hauptsächlich in den großen Kulturen der Menschheitsgeschichte versteckt, vergessen oder verschleiert zu finden ist. In gewisser Weise kann man sagen, dass wir alle Nienetwiler sind, nur dass unsere Ursprünge durch Tausende von Jahren dessen, was wir «Geschichte» nennen, überlagert und verschleiert wurden. Aber wie ich bereits erwähnt habe, meine Damen und Herren, liegen unsere Ursprünge nicht nur hinter uns, sondern auch vor uns in unserer Zukunft. Wir können viel über uns selbst von den Nienetwilern lernen. In diesen Zeiten des Krieges und des Chaos könnten

uns die Nienetwiler den Weg zu einer anderen und besseren Zukunft weisen. Das, meine Herren, ist die Vision, die die Vergangenheit für uns bereithält. Wer die Vergangenheit ohne eine Vision studiert, kann die Bedeutung der Fakten nicht wirklich verstehen.

Meine Damen und Herren, es war mir eine Ehre, vor Ihnen über die Nienetwiler Kultur zu sprechen.

1.8 Briefwechsel zwischen zwei Freunden und Streithähnen: Arbogast und Nussquammer

Die unten veröffentlichte Korrespondenz verdeutlicht besser als die meisten anderen Beispiele die manchmal tiefe Kluft zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast I. Sie wird daher hier als Beispiel für andere hitzige Debatten zwischen den beiden Nienetwil-Forschern angeführt. Sie verdeutlicht auch Arbogasts Weltanschauung und klärt zumindest teilweise die Zusammenhänge zwischen der Nienetwiler Kultur und den Skandaj, die Arbogast als Nienetwil identifiziert hat. Das Datum dieser Briefe ist unbekannt, aber sie wurden wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1951 geschrieben. (SM/DJK)

Lieber Arbogast,

hör auf, so zu tun, als wären Sie etwas Besonderes. Natürlich sind Sie ein Nienetwiler. Aber wir sind alle Nienetwiler! Nienetwil ist unser gemeinsamer Ursprung. Wenn nur Sie ein Nienetwiler wären oder Ihre Gruppe, die sich heimlich hinter verschlossenen Türen trifft und ihre eigene Sprache spricht, dann wäre Nienetwil nicht «nienet», sondern nur der Ort, an dem Sie und Ihre Gruppe euch trifft. Nienetwil ist, wie ich immer gesagt habe, überall und nicht nur bei Ihnen. Ich wäre Ihnen daher dankbar, wenn Sie meine Frau – ich weiß, sie ist auch Ihre Tochter – aus dieser Geheimniskrämerei und Esoterik heraushalten würden. Ich bitte Sie, wenn schon nicht um Ihres eigenen Seelenfriedens willen, dann wenigstens um unserer Familienharmonie willen, Ihre esoterischen Impulse im Zaum zu halten. Miri ist, wie Sie wissen, eine sensible Seele, die sich schnell für die verrücktesten Ideen begeistern kann. Jetzt spricht sie nur noch von Kybernetik, einer neuen Wissenschaft, die angeblich elektronischen Maschinen das Denken beibringen will. Unsinn! Kommen Sie also bitte auf den Boden der Tatsachen zurück und konzentrieren Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam haben, statt auf das, was uns trennt.

Ihr Nussquammer

(Das Originaldokument befindet sich im Nachlass von Nussquammer.)

Antwortschreiben von d'Aciei Arbogast I, 14. September 1951 (Dokumentensignatur: KM-LU.N.USA.1.3.56). Das Original dieser Abschrift befindet sich im Archiv des Kantonsmuseums Luzern.

Amot, alter Freund

Dein Brief hat mich erreicht.

Ich hoffe, Amerika gefällt Dir noch. Miribal hat mir mitgeteilt, dass es Dir schlecht geht. Das tut mir leid. Ich hoffe, Du alter Knacker machst jetzt nicht den Drehdichum? Würde Dir so passen, mich ebenso alten Knacker hier alleine zurückzulassen! Das hast Du ja schon mal gemacht und bist zu den Amerikanern geflohen. Ha, das hat sich jetzt gerächt, und Du hast Miribal geradewegs zu den Kybernetikern geführt. Miribal hat mir geschrieben, dass sie am Macy-Kongress als Übersetzerin tätig war. Die richtige Gesellschaft für sie. Julien Bigelow hat sie ja bereits von dessen Besuch her in Paris bei uns gekannt. Und den alten Janos Neumann ebenfalls. Und sie hat Dir also wirklich den Norbert Wiener mit nach Hause gebracht? Wenn meine Knochen nicht brechen würden, würde ich mich schütteln vor Lachen. Der war sicher unerträglich für Dich, oder nicht? Mit Sicherheit bin nur ich noch arroganter und esoterischer als der! Mein Freund – ich mache mich lustig über Dich. Lass Miribal die Sachen machen, es ist gut und wichtig für sie.

Nun zu Deinem Brief.

Nach all den Jahren hast Du es noch immer nicht verstanden?

Nienetwiler sind nicht Nienetwiler. Nienetwil ist eine Weltanschauung, es ist unsere Art, zu denken und zu fühlen und vor allem zu handeln. Eine Weltanschauung, die wir mit Hunderttausenden anderen Menschen oder mehr teilen, ob sie nun Skandaj sind oder nicht. Menschen, die überall auf dieser Welt leben.

Das war immer Dein großes Missverständnis, dass Du davon ausgegangen bist, dass wenn ich Nienetwiler sage, uns Skandaj meine. Aber dem ist nicht so, und Miribal hat das verstanden. Die Skandaj sind ein Volk. Ein Volkstamm oder eine Population des Homo sapiens, wenn Du so willst. Aber wir sind alle dieselben und teilen alle dasselbe Blut. Was wir nicht teilen, ist der Hang zu Macht, zur Anhäufung von Dingen, zur Ausbeutung, egal ob Mensch oder Nichtmensch. Und das ist der Grund, weshalb wir uns abgeschottet haben: weil wir unsere Art zu denken nicht opfern wollen.

Du greifst unsere Sprache an, doch hast Du sie nie studiert. Hättest Du es getan, dann wäre Dir klar geworden, dass uns die Sprache nicht teilt, son-

dern im Gegenteil verbindet. Denn Alaju ist nicht eine Sprache die es zur Verständigung gibt, sondern zum Verständnis. In jeder Sprache gibt es Alaju, und Alaju ist voll von Wörtern aus aller Welt. Apache, Keltisch, Griechisch, Soto, Chinesisch, Baskisch, Uigurisch, Finnisch, Türkisch, Deutsch, Ainu, Baskisch oder welche Sprache dir immer in den Sinn kommt. Es verbindet uns miteinander wie eine unsichtbare Schnur. Der Grund, weshalb wir sie bewahren, ist nicht der, dass wir uns absondern, sondern der, dass wir den Kulturen, die sie hervorgebracht haben, unseren Respekt erweisen, indem wir uns an ihre Geschichten und an ihr Handeln erinnern wollen.

Und Alaju hat mit Nienetwil insofern zu tun, als dass es ein Spiegel unserer Kultur ist. Unserer und der Kulturen der ganzen Welt.

Und was meinst Du mit «esoterischen Impulsen»? Bloß weil ich nicht so akademisch daherrede, wie sie es Dir bei den Jesuiten und an der Universität beigebracht haben, heißt das nicht, dass ich esoterisch bin. Ich, und ich meine ich allein, habe eine bestimmte Art und Weise, die Welt zu sehen, und singe mein Lied auf diese Weise. Andere Skandaj haben eine andere Art, ihr Lied zu singen. Andere Menschen haben andere Arten, um auszudrücken, was sie sagen wollen.

Seit siebzig Jahren streiten wir uns deswegen und ich bin sicher, dass wir noch weiter streiten würden, wenn wir noch lange leben würden. Aber hat das unsere Forschung und Arbeit nicht bereichert? Dass wir die Welt so verschieden sehen und so viele verschiedene Arten haben, etwas zu sagen und doch dasselbe, wenn auch nicht das Gleiche, zu meinen?

Du hast in Deinem Brief geschrieben: «... richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam haben, nicht auf das, was uns unterscheidet.»

Amot. Du bist es, der trennt, denn erstens: Uns gehört überhaupt nichts. Es hat nie und es wird nie. Sei es eine Sprache, eine Kultur, eine Weltanschauung, eine These oder Geld. Nichts davon haben wir gehört. Zweitens, was meinst Du mit «uns unterscheidet»? Wer von wem unterscheidet? Gehörst Du zu einem Wir? Oder ich? Ist es in Ordnung, wenn Du Dich als Deutscher, Spanier oder nun Amerikaner bezeichnest, ich mich aber nicht als Skandaj bezeichnen darf? Heißt das, dass Du glaubst, dass es ein Wir gibt? Die Skandaj definieren sich weder durch Rasse noch durch Staatsangehörigkeit, und schon gar nicht durch Hautfarbe. Wir definieren uns über einen klitzekleinen Teil unserer Kultur, nämlich die Art, die Dinge zu sehen und die Art wie wir handeln. Tust Du das nicht? Siehst Du nicht Dinge nach Jesuitenart?

Du meinst also, ich sollte das in den Vordergrund stellen, was wir Menschen gemeinsam haben. Nun, was soll das sein, frage ich Dich? Welche Menschen meinst Du damit (da es ja offenbar ein Wir und ein Nichtwir gibt)? Wir studieren die Menschen, seit es sie gibt. Es gibt nichts, was allen gemeinsam wäre, außer der Tatsache, dass wir alle sammeln. Das Sammeln verbindet uns. Aber alles andere, all das, was uns unterscheidet, ermöglicht es erst zu sammeln! Das, was uns unterscheidet, sollten wir als eine Möglichkeit, ein Potenzial sehen.

Ich hoffe, Du hast nicht vergessen, dass Theodor Litt seine Idee der Reziprozität der Perspektive wie eine unreife Frucht zu uns ins Scheherazade getragen hat und sie erst dort zusammen mit uns weiterentwickelt hat.

Lieber Amot. Ich fürchte, wir werden uns niemals wiedersehen. Du bist alt und ich bin auch alt. Fast unser ganzes Leben waren wir verbunden. Ich danke Dir für die Jahre, die Du mit mir zusammen geforscht hast. Auch für die Streitereien und für Deinen jesuitischen Dickkopf! Und verflucht noch mal, hör endlich auf, mich zu siezen!

Grüße Miribal von mir und gib auf Dich acht.

In Freundschaft

d'Acíel

1.9 Biografie des Nomis Arbogast

Diese Biografie gibt einen kurzen Überblick über das Leben von Nomis Arbogast, Archäologe und Ethnologe, Sohn des d'Aciei Arbogast I. und Vater des d'Aciei Arbogast II.

Nomis Thider Arbogast (*1. August 1941) ist ein Archäologe und Ethnologe aus Grosswangen im Kanton Luzern, Schweiz. Sein Fachgebiet ist der Übergang zwischen Pleistozän und Holozän, mit einem Schwerpunkt auf Migrations- und Siedlungsräumen auf dem europäischen Kontinent.

N. Arbogast ist der Sohn von d'Aciei Arbogast I. und Gela Martelli aus Sessa. Er ist der Vater von d'Aciei Arbogast II. und der Halbbruder von Miribal Nussquammer (geb. Ciséan).

Nach dem Tod seiner Mutter an Lungenentzündung im Jahr 1945 und angesichts der Überforderung seines damals vierundsiebzighjährigen Vaters, der sich nicht in der Lage sah, ein kleines Kind allein großzuziehen, wurde Nomis in die Obhut der Familie Fontana gegeben, die als sesshafte Skandaj – also als *schuri*-Skandaj – lebten.

Nach dem Schulabschluss begann er 1963 ein Archäologiestudium an der Universität Zürich und entschied sich nach vier Semestern, zusätzlich Ethnologie an derselben Universität zu studieren.

Um nah an seinen Forschungsstätten zu bleiben, suchte er besonders zu Beginn seiner Karriere eine Stelle in der Nähe. Später wurde er oft direkt von Universitäten angefragt. Obwohl seine Forschungen zu Nienetwil selten Anerkennung oder Interesse fanden, wurden seine Arbeiten zur Identifizierung spätpleistozäner Siedlungen und Rastplätze hochgeschätzt. Dank eines umfangreichen Netzwerks, das sein Vater für ihn aktivieren konnte, gelang es wie der Sowjetunion und ihren Verbündeten, zu forschen.

Gemeinsam mit seinem ungarischen Kollegen Gábor Kövesdi untersuchte er zudem Migrationsbewegungen im Mesolithikum zwischen Spanien und den ungarischen Tiefebene.

Im Rahmen der Nienetwil-Forschung bestand seine Hauptaufgabe nicht unbedingt darin, neue Funde zu machen, sondern die Arbeiten seines Vaters und von Amot Nussquammer mit modernen wissenschaftlichen Methoden zu überprüfen.

1967 lernte er an einem Symposium die junge und begeisterte Anthropologin Anna Louisa Schmied kennen, die sich besonders für Science-Fiction, außerirdisches Leben und alle Formen der Kommunikation interessierte. Die

beiden kamen sich schnell näher, und etwas mehr als ein Jahr später wurde d'Aciei Arbogast II. geboren.

Ein Jahr darauf, 1969, als sein Vater gerade 98 Jahre alt geworden war, erhielt Nomis in Bagnères-de-Luchon in den französischen Pyrenäen, wo er gerade forschte, ein Telegramm mit folgendem Inhalt: «*eheleranu-e-egha-dou-skandi-jal-egadho-jari: iano-po-gauma-den-gadhotu:*» (sinngemäß: «Ich habe Fähigkeiten weitergegeben und gesammelt. Nun werde ich die Ewigkeit sammeln. Kümmere dich gut um das Gesammelte.»)

Nomis wusste sofort, was dies bedeutete, denn diese Worte schrieben alle Nienetwiler, wenn sie starben. Ihm war klar, dass er seinen Vater nie wiedersehen würde.

Ab den 1980er-Jahren, als sein Ruf als Archäologe und Ethnologe wuchs und sich ihm viele Möglichkeiten eröffneten, intensivierte er seine Forschungen zu Nienetwil. Er überarbeitete die Karten, die sein Vater und Nussquammer erstellt hatten. Schnell wurde deutlich, dass die beiden bei der Zuordnung von Objekten zur Nienetwiler Kultur oft zu enthusiastisch gewesen waren. Doch die Liste der Objekte und potenziellen Fundstätten – da sie nie Zeit gehabt hatten, alle in ihrem Leben auszugraben – war so umfangreich, dass diese Fehler kaum ins Gewicht fielen. Zwar musste er sie neu bewerten, doch das Gesamtbild änderte sich nicht.

Als der Eiserne Vorhang 1989 schließlich fiel, konnte er erneut von seinem Netzwerk im Osten profitieren und seine Forschungen dort wiederaufnehmen.

Zehn Jahre später, 1999, begegnete er bei einer Begehung in einem Bachbett dem heutigen Co-Leiter des Kantonsmuseums Luzern, Simon Meyer, der in dem Bach am Goldwaschen war. Die beiden kamen ins Gespräch und verstanden sich auf Anhieb so gut, dass sie danach immer wieder Kontakt hatten und sich trafen. 2005, kurz vor seiner Pensionierung, entschied sich Nomis Arbogast, seine Forschungen zu beenden und sich dem Handwerk und dem Instrumentenbau zu widmen. So vermachte er seine gesamten Forschungsarbeiten sowie die seines Vaters und alles, was dieser gesammelt hatte, an Meyer, der das Material sicher verwahren und der Forschung zugänglich machen wollte. Die *medh*, also die Versammlung der Nienetwilerinnen und Nienetwiler, stimmte der Übergabe allerdings erst zu, als Arbogast glaubhaft versichern konnte, dass Meyer vertrauenswürdig war, dies insbesondere auch deshalb, weil sein Urgroßvater eben jener Jari Arbogast, alias Gertel, alias Hannes Meyer war, der auch der Vater von d'Aciei Arbogast I. war.

Nomis Arbogast zog 2006 mit seiner Frau in ein kleines Häuschen, wo er sich eine Werkstatt einrichtete. Er schnitzt dort seither Weidenflöten. Mit Meyer ist er immer noch in Kontakt und unterstützt ihn mit Informationen oder Kontakten zu Forscherinnen und Forschern.

1.10 Erinnerungen an Amot Nussquammer jun.

von David J. Krieger

Wie Mitherausgeber David Krieger studierte auch Amot Nussquammer jun. an der University of Chicago. Sie trafen sich bei verschiedenen Vorlesungen, darunter denen von Mircea Eliade und Paul Ricœur. In dieser kurzen Skizze über Amot Nussquammer jun. erinnert sich David Krieger an ihre gemeinsame Zeit und versucht, die wichtigsten Stationen im Leben und Werk von Nussquammer festzuhalten.

Amot Nussquammer jun. (4. Januar 1941 in Urbana, Illinois, USA, bis 2011 in Buenos Aires) war Philosoph, Religionswissenschaftler und Tänzer. Sein Vater war der bekannte Wissenschaftler Amot Nussquammer sen., seine Mutter war Miribal Ciséan.

Abb. 7: Porträt von Amot Nussquammer jun. von Aciel Arbogast II., 1988



Amot Nussquammer jun. studierte Religionswissenschaft und Philosophie an der University of Chicago bei Mircea Eliade und Paul Ricœur. 1987 wanderte er nach Argentinien aus und zog später nach Brasilien, wo er zu-

sammen mit seiner Frau eine Sambaschule gründete, die sie bis zu seinem Tod im Jahr 2011 gemeinsam leiteten.

Seine Mutter, Miribal Ciséan, war viel jünger als sein Vater, Amot Nussquammer sen. Sie wurden bei einem Treffen zusammengebracht, das von A. Arbogast arrangiert worden war, mit der versteckten Absicht, dass die beiden sich kennenlernen sollten. Arbogast wollte sie zusammenbringen, weil er wusste, dass sein Freund Nussquammer ein ehrlicher und ehrenwerter Mann war, und er glaubte auch, dass er durch eine Verbindung zwischen den beiden seine Tochter Miribal aus einer bedrohlichen Situation retten könnte. Sein Plan ging auf und Amot und Miribal wurden ein Paar. Einige Jahre später heirateten sie. Als Hitler kurz darauf Frankreich besetzte, wollte Amot die schwangere Miribal und sich selbst aus dem vom Krieg zerrütteten Europa in Sicherheit bringen. Sie reisten 1940 in die USA, wo Miribal einen Jungen zur Welt brachte. Sie nannten ihn nach seinem Vater Amot.

Miribal Ciséan Nussquammer verband tiefes Einfühlungsvermögen mit scharfem Verstand und einer seltenen Ausgewogenheit zwischen Emotion und Rationalität. Diese vielleicht typisch weibliche Fähigkeit, die menschliche Natur als Ganzes zu verkörpern, fehlte ihrem Sohn völlig: Amot Nussquammer jun. war alles andere als ausgeglichen. Einerseits war er übermäßig rationalistisch und neigte zu übertriebener Abstraktion, andererseits war er ein leidenschaftlicher Tänzer. Es schien, als könne er seine Emotionen und Gefühle nur beim Tanzen ausdrücken. Seine theoretischen Werke zeichneten sich durch strenge Objektivität und einen schwer verständlichen Ausdrucksstil aus. So schrieb er beispielsweise nur in der dritten Person und sprach fast nie über sich selbst. Er sagte einmal, er sei ein Kartesianer, weil Descartes richtig erkannt habe, dass Körper und Geist völlig unterschiedlicher Natur seien. Er freute sich auf künstliche Intelligenz und Computer, weil er der Meinung war, dass die neue Wissenschaft der Kybernetik seine «kartesischen» Ansichten bestätigte. Er glaubte, dass, wenn sich Maschinen als besser im Rechnen als Menschen erwiesen, dies ein Beweis dafür wäre, dass abstraktes Denken oder Rationalität keine wesentlichen menschlichen Eigenschaften sind, wie seit der Antike unhinterfragt angenommen wurde.

Amots Vater starb, als er noch sehr jung war. Daher kannte er seinen Vater und dessen Arbeit auf Nienetwil hauptsächlich durch seine Mutter und die Unterlagen, die sein Vater hinterlassen hatte.

Ich lernte Amot Ende der 1970er- und in den 1980er-Jahren als Kommilitone an der Universität von Chicago kennen. Nach den spannenden Vorlesungen von Mircea Eliade und Paul Ricœur trafen wir uns regelmäßig in der kleinen,

schummrigen Cafeteria im Untergeschoss des Swift Hall. Er war sieben Jahre älter als ich und kannte sich in vielen wissenschaftlichen Bereichen gut aus. Was uns zusammenbrachte und die Grundlage unserer Freundschaft bildete, war mein Interesse an seinen unkonventionellen Ansichten zu Philosophie und Kultur, die er auf die Arbeit seines Vaters zur Nienetwiler Kultur zurückführte. Manchmal versuchte ich, nach diesen Gesprächen zwischen den Vorlesungen Notizen zu den verschiedenen Themen zu machen, die wir diskutierten. Diese Skizze über das Leben und Werk von Amot Nussquammer jun. basiert in erster Linie auf diesen Notizen, meinen persönlichen Erinnerungen und Informationen, die ich von seiner Mutter, Miribal Ciséan, erhalten habe.

Da ich erst seit Kurzem Zugang zu seinem Nachlass habe und noch nicht alle relevanten Quellen gesichtet habe, ist diese Biografie zwangsläufig unvollständig. Sobald die Nachlassunterlagen vollständig gesichtet und katalogisiert sind, wird es wahrscheinlich erforderlich sein, einige der hier aufgeführten Informationen zu überarbeiten und zu aktualisieren.

Amot Nussquammer jun. interessierte sich nicht nur für alte Kulturen und die Ursprünge der Menschheitsgeschichte, sondern auch leidenschaftlich für die neuesten technologischen Fortschritte wie Computer und Kybernetik. Er erzählte mir, dass er dieses Interesse von seiner Mutter geerbt habe, die aufgrund ihrer Arbeit bei den mittlerweile berühmten Macy-Konferenzen und später am Biological Computer Laboratory in Urbana, Illinois, Alan Turing, Norbert Wiener, W. Ross Ashby, Gordon Pask, Heinz von Foerster und andere Persönlichkeiten aus dem Bereich der Kybernetik persönlich kannte. Ende der 1980er-Jahre wurde klar, dass Computer das menschliche Intelligenzniveau möglicherweise übertreffen könnten.

Diese schockierende Tatsache veranlasste Amot, die Wissenschaft aufzugeben und nach Argentinien zu ziehen, um sich ganz dem Tango zu widmen. In einem Brief aus Argentinien schrieb er, dass das, was Menschen beim Tanzen erleben können, von keinem Computer nachgebildet werden könne. Wie Durkheim behauptet hatte, argumentierte er, dass Religion und Gesellschaft aus transzendentalen Erfahrungen entstehen, die durch den Tanz vermittelt werden. Deshalb glaubte er, dass die Zukunft der Menschheit vom Tanz abhängt, nicht vom Denken. Mit Tanz meinte er nicht nur die Bewegung des Körpers, sondern auch Musik und alle damit verbundenen Künste. In demselben Brief erwähnte er, dass alles, was sein Vater und sein Schweizer Kollege A. Arbogast über Nienetwil entdeckt hatten, zeigte, dass der sogenannte Rationalismus der europäischen Moderne nur eine Zwischenstufe der Evolution war, die damit enden würde, dass die Menschen das reine «Rechnen» an Com-

puter delegieren und sich in Musik, Kunst und Tanz zurückziehen würden, die eigentliche «Heimat» der Menschheit.

Laut Nussquammer war die Kunst, nicht die Wissenschaft, die wahre «Heimat» der Menschheit. Lévi-Strauß hatte die Mythologie völlig missverstanden, genauso wie Chomsky die Sprache. Das Denken diene nicht dazu, logische «Leerläufe» zu produzieren – wie es seit den Griechen der Fall gewesen war –, sondern dazu, die Dinge so auszudrücken, wie sie sind. Dies wurde allein durch die Kunst erreicht.

Nussquammer glaubte, dass Wittgenstein Recht hatte, als er die Philosophie als Krankheit bezeichnete, eine Krankheit, die leider nur von sich selbst geheilt werden konnte. Es waren die Griechen, wie Nussquammer wiederholt sagte, die die westliche Kultur mit dieser Krankheit infiziert hatten, und erst jetzt, nach 2000 Jahren, gab es endlich eine Möglichkeit der Heilung. Er war äußerst verärgert über die logische «Anmaßung» der griechischen Philosophie. «Was für eine Arroganz, was für eine Anmaßung», rief Amot einmal mit vor Wut gerötetem Gesicht aus, «zu behaupten, dass alles Wasser ist, wie es Thales von Milet zu Beginn der Philosophie tat. Seit diesem schicksalhaften Moment ist das westliche Denken nur daran interessiert, über alles dasselbe zu sagen!» Nussquammer entgegnete: «Wasser ist Wasser, Stein ist Stein und Holz ist Holz! Alles ist unterschiedlich und einzigartig. Die Abstraktion übersieht diese Tatsache. Die Abstraktion will alles auf eine Sache reduzieren.»

Laut Amot muss Thales verrückt gewesen sein, um alles auf Wasser zu reduzieren. Er nannte dies die Erbsünde der «Abstraktion», deren Ziel es sei, viele verschiedene Dinge auf ein und dasselbe zu reduzieren. Abstraktion und Verallgemeinerung seien die Erzfeinde des Reichtums und der Variabilität der Realität. Abstraktion war Platons Ziel, als er seine Lehre von den Formen einführte, die unveränderliche und ewige Ideen waren, die in einer transzendenten Welt existierten, die von den Dingen dieser Welt nur unvollkommen nachgeahmt werden konnten. Dies, so Amot, war ein Verrat an der Weisheit der Nienetwiler, die immer glaubten, dass nichts auf etwas anderes reduziert werden sollte und nichts versuchen sollten, andere Dinge auf sich selbst zu reduzieren.

Nach Ansicht der Nienetwiler muss alles für das respektiert werden, was es ist und was es über sich selbst «aussagen» kann. Die westliche Philosophie hingegen hatte sich seit ihren griechischen Anfängen zum Ziel gesetzt, alles auf etwas anderes zu reduzieren, und diese gefährliche und unmoralische Tätigkeit als «Vernunft» oder «Denken» bezeichnet. Doch statt des Denkens war

es die Kunst, die die Weisheit der Nienetwiler bis heute bewahrt hat. Denn die Kunst lässt die Dinge so sprechen, wie sie sind. Die alten Griechen verachteten das Handwerk und bezeichneten es als bloße *techné*, als Praxis, im Gegensatz zur reinen Theorie, die das Privileg der Philosophie war.

Nach solchen Tiraden versuchte ich wiederholt, Amot zu erklären, dass die Philosophen des 20. Jahrhunderts, wie Heidegger es ausdrückte, darauf abzielten, die westliche Metaphysik zu «dekonstruieren». Es war auch Heidegger, der die Griechen anders sah und argumentierte, dass nicht die Griechen, sondern die Römer – mit ihrer bürokratischen, legalistischen und imperialistischen Denkweise – das wahre und ursprüngliche griechische Denken verzerrt hätten. Nussquammer glaubte jedoch, dass Nietzsche recht hatte und die Griechen, insbesondere Platon, für den Niedergang der westlichen Welt verantwortlich seien. Einige Wochen nach einem solchen Gespräch kam er zu mir und sagte, Heidegger sei kein Philosoph, sondern ein Mystiker – ein Mystiker der Sprache, der den einfachen Menschen und Dichtern zuhörte, ähnlich wie Theologen auf Gottes Wort hören. Er argumentierte, dass solche Menschen nur wiederholen könnten, was sie hörten, und niemals zum wahren Wesen dessen gelangen würden, worüber sie diskutierten. Dann riet er mir, mich von ihnen fernzuhalten. Ich wandte ein, dass Heidegger behauptete, die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes *logos* sei nicht Denken oder Vernunft, sondern «sammeln», was laut Amot selbst das wesentliche Merkmal des Menschen für die Nienetwiler sei. Als ich ihn nach einer möglichen Verbindung zwischen Heidegger und der Nienetwiler Kultur fragte, die mich am meisten interessierte, wechselte er plötzlich das Thema und erwähnte Heidegger nie wieder.

Nussquammer stellte sich eine Zukunft vor, in der nur noch Roboter arbeiten und Menschen sich der Kunst widmen – im weitesten Sinne definiert als alle kreativen Aktivitäten. Für Amot war die Behauptung, dass Menschen im Wesentlichen durch ihre Arbeit definiert sind, der große Fehler des Marxismus, der Arbeit als Kern der menschlichen Identität betrachtet. Deshalb ist der Kommunismus historisch gesehen zum Totalitarismus verkommen und hinter dem Kapitalismus zurückgeblieben. Nussquammer argumentierte, dass Kapitalisten zumindest Innovation und Kreativität belohnen, während Sozialisten jede Innovation als Bedrohung ihrer Macht ansehen. Wie Amot wiederholt betonte, gibt es in der Sprache der Nienetwil kein Wort für «Arbeit» im Sinne des Broterwerbs. Es fehlt auch ein Wort für «Eigentum». Aus diesem Grund empfand Amot den Kunstmarkt als völlig absurd – Kunst kann nicht gekauft, verkauft oder «besessen» werden, und künstlerisch zu sein hat nichts mit dem zu tun, was Marx und seine Anhänger als «Arbeit» bezeichnen. Nuss-

quammer glaubte, dass die gesamte politische Theorie der Moderne, die sich fast immer auf die Wirtschaft konzentriert, eine «Obsession» ist, eine Art soziale Pathologie, wie er es ausdrückte. Für Amot ging es bei menschlichen Aktivitäten nie darum, durch Arbeit «Wert» zu schaffen, sondern vielmehr darum, Sinn zu schaffen, die allen gehört. Roboter schaffen Wert, während Menschen – insbesondere die ursprünglichen und daher wahren Menschen der Nienetwil-Kultur – Sinn schaffen.

Im Gegensatz zu seinem Vater hatte Amot jun. nur wenig Wissen über das Christentum und noch weniger Interesse daran. Er glaubte, wahrscheinlich nicht ohne Grund, dass sein Vater stärker von den Lehren der Veden und des Hinduismus beeinflusst war als vom Christentum. Er betonte wiederholt, dass die Nienetwiler Kultur zwar nicht im modernen Sinne an Götter und Geister «glaubte», aber für die Nienetwiler die ganze Welt «belebt» oder «lebendig» war. Er wies immer darauf hin, dass fast alle Begriffe, die die moderne Archäologie, Anthropologie und Kulturwissenschaft zum Verständnis der Vergangenheit verwenden, völlig unzureichend und irreführend sind. Er glaubte, dass die moderne Wissenschaft die antike Welt durch eine moderne Brille betrachtet, sodass die wahre Bedeutung antiker Kulturen für uns moderne Menschen verborgen bleibt.

Diese Verzerrung ist jedoch nicht allein auf die europäische Moderne zurückzuführen, sondern hat, wie oben erwähnt, ihren Ursprung bei den alten Griechen. Während sich die Griechen auf das konzentrierten, was alle Wesen gleich macht – also das Abstrakte –, ging es den Nienetwiler vor allem darum, den Unterschieden «eine Stimme zu geben», dem einzigartigen Charakter jedes Wesens, der sich in den vielen verschiedenen Arten von Beziehungen und Verbindungen ausdrückt, die es mit anderen Wesen eingehen kann. Diese Fähigkeit, sich in Sammlungen und Verbindungen einzubringen, nannten sie «Vermittlung» oder «Verhandlung». Dies war jedoch nichts, was die Nienetwiler im Gegensatz zu den Griechen oder zum praktischen Leben taten, sondern was sie als «Vermehrung» bezeichneten. Die Nienetwiler sahen sich selbst als «Vermittler» und «Vermehrer» und nicht, wie Aristoteles es ausdrückte, als Tiere mit der auszeichnenden Fähigkeit zum abstrakten Denken.

Mit diesen Ansichten machte sich Amot jun. in der stark analytisch geprägten intellektuellen Szene Amerikas nicht viele Freunde. Auch seine Meinung zur postmodernen Kritik, die damals regelrecht zur Mode wurde, trug dazu bei, dass er unbeliebt war. Für Nussquammer war die sogenannte «Dekonstruktion», wie die gesamte französische Philosophie, nur eine Art Modeerscheinung. Das französische Denken war wie die Pariser Haute

Couture nur eine Fassade, ein Spiel mit Farben und Formen, das nur dazu diente, Aufmerksamkeit zu erregen und zur Nachahmung anzuregen, ähnlich wie Models, die über den Laufsteg gehen. Derrida, Deleuze und die anderen sogenannten Poststrukturalisten, unterschieden sich nicht von Lagerfeld, Dior, Gaultier und ihresgleichen, die jede Saison eine neue Kollektion entwarfen: Alles war schnelllebig, oberflächlich und auf Frivolität ausgerichtet, was letztendlich zu Zynismus führte. In einer Zeit, in der alle Deleuze und Derrida lasen, sie kopierten und Dekonstruktion in allen Bereichen der Kultur praktizierten, fanden diese Ansichten keinen Anklang. Darüber hinaus empfanden viele Kollegen seine Beschäftigung mit obskuren und fragwürdigen Forschungen über Nienetwil, die Amot jun. von seinem Vater und dem zwielichtigen Europäer Arbogast «geerbt» hatte, als absurd und seltsam.

Was die Beziehung zwischen Amot jun. und Arbogasts Sohn betrifft, kann ich bestätigen, dass sie Kontakt hatten. Amot erzählte mir einmal von den spannenden Entdeckungen, die Nomis Arbogast in der Schweiz gemacht hatte, und davon, dass er viel über die Nienetwil-Kultur von ihm lernte. Anscheinend gab es auch einen regen Briefwechsel zwischen den beiden Kindern der Begründer der Nienetwil-Forschung. Meines Wissens hat Amot Jun. Nomis Arbogast nie in Europa besucht, und Nomis ist nie nach Amerika gereist. Aber das ist nur eine Vermutung. Als ich Amot im Haus seiner Mutter Miribal in Urbana, außerhalb von Chicago, besuchte, sprachen wir über Arbogast. Miribal schien eine besondere Beziehung zu Arbogast Sen. gehabt zu haben, was zu Spannungen mit Amots Vater führte. Amot jun. erwähnte, dass sein Vater einmal bei einem Familientreffen gesagt habe, Arbogast sei ein Genie, aber auch verrückt, und dass sein Sohn Nomis sowohl das Genie als auch die Verrücktheit geerbt habe.

Unter seinen Lehrern an der Universität von Chicago schien nur Mircea Eliade Amots Interesse an Nienetwil zu verstehen. Eliade soll sogar ein gewisses persönliches Interesse an der möglichen Bedeutung der Nienetwiler Kultur für die Religions- und Kulturgeschichte der Menschheit gehabt haben. In einem Seminar, an dem sowohl Amot als auch ich teilnahmen, antwortete Eliade auf die Frage, warum die religiöse Kultur der Menschheit so vielfältig sei, dass es die Langeweile sei, die die Menschen dazu treibe, religiöse Ideen zu entwickeln. Amot war schockiert von dieser Aussage und fragte Eliade, was er mit «Langeweile» meinte. Eliade antwortete, dass trotz der Wiederholungen in Ritualen und Mythen der menschliche Geist nach Informationen dürste und diese immer neu und unbekannt seien. Obwohl mich diese unerwartet banale Erklärung für die Ursprünge der Religion von einem der weltweit be-

deutendsten Wissenschaftler auf diesem Gebiet überhaupt nicht überzeugte, wurde Amot zu einem Anhänger von Eliades «Langeweile-Theorie» der Religion, da er darin eine Bestätigung der Nienetwiler Idee sah, dass Dinge ständig in neue und unvorhersehbare Verbindungen miteinander treten und dass diese Verbindungen und Beziehungen das sind, was unter «Informationen» zu verstehen ist. Nach Eliades Tod im Jahr 1986 sagte Nussquammer, er habe keinen Grund mehr, in Chicago zu bleiben, und beschloss, Amerika zu verlassen.

Amots Mutter, Miribal, hatte immer großes Verständnis für die unkonventionellen Ideen ihres Sohnes. Sie unterstützte ihn in allem, was er tat. So half sie ihm beispielsweise, Kontakte zur Tangoszene in Buenos Aires zu knüpfen und dort sozusagen Fuß zu fassen. Über das Leben von Amot Jun. in Buenos Aires und später in Rio de Janeiro ist wenig bekannt, da er sehr zurückhaltend war, selbst mir gegenüber. Ich habe ihn nur einmal in Rio besucht, nachdem er geheiratet hatte und zusammen mit seiner Frau, Deisiane Shayene Faria Nussquammer, die Sambaschule übernommen hatte. Er war nicht mehr daran interessiert, seine wissenschaftliche Arbeit in irgendeiner Form fortzusetzen. Als ich ihn fragte, was mit dem Nachlass seines Vaters und seinen eigenen Papieren geschehen solle – ob er sie zumindest aufbewahren oder vielleicht an andere weitergeben würde –, antwortete er, dass er sie irgendwo in Kisten versteckt habe und mir sie geben würde, wenn ich daran interessiert sei. Ich sagte sofort, dass ich sehr dankbar wäre, Zugang zu seinem wissenschaftlichen Vermächtnis zu erhalten, das für meine eigene Arbeit im Laufe der Jahre immer wichtiger geworden war.

Aus seinem Versprechen wurde aber nichts. Nach einem Briefwechsel hörte ich viele Jahre lang nichts mehr von ihm. Dann, im Jahr 2005, erhielt ich einen Brief von seiner Frau, in dem sie mir mitteilte, dass Amot verstorben war. Deisiane erwähnte, dass er sie vor seinem Tod gebeten hatte, mir seine alten Unterlagen zu schicken. Trotz mehrerer Briefe meinerseits, in denen ich mein großes Interesse an der Übernahme des Nachlasses bekundete, dauerte es weitere 15 Jahre, bis ich vor einigen Wochen von einem Paket in der Schweiz überrascht wurde. Mir wurde mitgeteilt, dass mehrere große Kartons, die an mich adressiert waren, zunächst nach Chicago geschickt worden waren und nach langer Wartezeit und einigen Klärungen nun in der Schweiz angekommen sind. Ich war hocherfreut, als ich feststellte, dass die Kartons die Papiere von Amot sen. und Amot jun. sowie einen umfangreichen Briefwechsel zwischen Amot sen. und A. Arbogast enthielten. Der Briefwechsel zwischen A. Nussquammer jun. und Nomis Arbogast ist ebenfalls enthalten. Ich habe mich daraufhin mit Simon Meyer, dem Co-Direktor des Kantonsmuseums Luzern

und Verwalter des Nachlasses von A. Arbogast, in Verbindung gesetzt und eine Vereinbarung getroffen, wonach die Unterlagen an das Museum übergeben werden, wo sie angemessen aufbewahrt werden können. Es ist eine Zusammenarbeit mit Meyer und dem Kantonsmuseum Luzern geplant, um diese Dokumente zu bewerten. Außerdem sind mehrere Publikationen geplant, um die Forschung zu Nienetwil einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

1.11 Biografie von d'Aciei Arbogast II.

von Simon Meyer

D'Aciei Arbogast II. (*1.4.1968) ist der Sohn von Nomis Arbogast und der Anna Louisa (geborene Schmied). Er ist der Enkel von d'Aciei Arbogast I.

Sein Vater ist Archäologe und Paläontologe, seine Mutter Anthropologin mit Schwerpunkt Exoterrestrik (ein Forschungszweig, den es indes gar nicht gibt, den sie aber leidlich für sich beansprucht und sich damit bei der ESA dreißig Jahre behaupten konnte). Arbogast II. zog es vor, Handwerker und Künstler zu werden – ein *Tekaj*, wie die *Nienetwiler* das nennen. Mit dem Betrieb in der Kunstgewerbeschule, wie sie damals noch hieß, konnte er sich kaum anfreunden, und noch weniger mit seinen angehenden Künstlerkolleginnen und -kollegen. So verließ er die Schule und absolvierte eine Berufslehre als Schreiner. Danach noch eine als Schmied, und weil er nicht genug bekommen konnte, hängte er noch eine dritte Berufslehre als Keramiker dran. Seiner Leidenschaft, der Kunst, blieb er jedoch stets treu und machte sich in der Szene einen Namen als unkonventioneller, wenn auch unzugänglicher Künstler. Seine großformatigen Fotografien erzielen heute hohe Preise und erlauben es ihm, in seinem kleinen Häuschen mit angebauten Werkstätten die Aufträge anzunehmen und das zu schaffen, was er will.

Nebst seinen künstlerischen und handwerklichen Tätigkeiten unterstützte er ab und zu, eher lustlos, wie er einmal selbst zugab, seinen Vater bei archäologischen Grabungen. Ihn interessiert weniger, was war, als das, was sein könnte. «Etwas zu schaffen, das Einfluss in der Zukunft haben kann, ist mir wichtiger, als das auszugraben, was Einfluss auf das Heute hatte», fasste er das zusammen.

Abb. 8: Selbstporträt von d'Acíel Arbogast II., 2021



Betrachtet man seine Arbeiten aus der Sicht der Nienetwiler Forschung, fällt auf, dass er sich, insbesondere beim handwerklichen Geschaffenen, ganz und gar als *tekaj* zeigt. Seine Möbel sind nicht einfach Tische, Stühle oder Kommoden. Es sind, hat man irgendwann das Glück, eines zu erstehen, Lebensgefährten. Individuen, mit denen man zusammenlebt, die man wie sich selbst altern sieht, die Macken haben, die man wie bei seiner oder seinem Geliebten amüsiert zur Kenntnis nimmt, vielleicht gar liebt. Besonders hervorzuheben ist im Übrigen, dass er noch nie Geld für ein handwerklich geschaffenes Objekt genommen hat. Denn im Gegensatz zur Kunst, die sich seiner Ansicht nach wie eine Hure jedem hergibt, der reich oder stark genug ist, kommt man an seine Sachen nur, wenn man sich einverstanden erklärt, dass es nur von der Welt geliehen ist und einem nicht gehört. Man darf es weder veräußern noch unter einer anderen Bedingung als der, die man selbst eingegangen ist, wei-

tergeben. Und es kann sein, dass, «wenn sich einer zum Arschloch wandelt, ich hingehe und es wieder wegnehme!».

Arbogast stellt seine Fotografien nur in der Galerie Löffelburg aus und hat ihr die Exklusivrechte zum Verkauf der Werke eingeräumt. Er selbst will im Hintergrund bleiben und macht, in der heutigen Zeit der Social-Media-Präsenz – so scheint es in der «hyperventilierenden Twitter-Gesellschaft» – seltsam anmutende keine Werbung. Man findet ihn weder in den Gelben Seiten noch auf einer Homepage. «Wer etwas von mir will, soll sich an die Löffelburger wenden!»

Mehr gibt es, außer seinem eigenen kurzen Brief an uns, den wir hier gerne nachdrucken, nicht zu schreiben.

«Sehr geehrter Herr Krieger, geschätzter Simon

Es freut mich, dass die Nienetwiler Forschungen wieder aufgenommen wurden. Wie mein Vater und ich dir, Simon, bereits einmal gesagt haben, möchten wir nur ungern in die Öffentlichkeit treten. In der Vergangenheit wurden alle unsere Bemühungen, das Wesen und die Nienetwiler Kultur, und insbesondere der Skandaj zu vermitteln, im besten Fall als esoterischer Unfug abgetan. Andere haben es aufgenommen und tatsächlich esoterischen Unfug daraus gemacht, und noch andere sogar Schlimmeres.

Den Begriff «Nienetwiler», den mein Großvater und Amot sen. damals aufgenommen haben, lehnte ich übrigens immer ab, denn er suggeriert, dass wir nirgends sind oder nirgends herkommen. Dem ist aber ganz und gar nicht so, denn Nienetwil ist immer und überall! Was die Skandaj angeht, so sind sie heute zwar nicht mehr so zahlreich wie auch schon, aber wir sind überall auf dieser Welt zu finden. Dennoch verwenden wir ja auch den Begriff «Skandaj» nur unter uns, um unsere Verbundenheit zu benennen, nicht jedoch als Abgrenzung zu «Nicht-Skandaj». Aber das ist nebensächlich und ich will hier nicht dreinreden.

Ihr Vorhaben, Herr Krieger, die Nienetwiler Kultur zu erforschen und anhand der Ergebnisse aufzuzeigen, welchen Nutzen zukünftige Generationen auf der ganzen Welt vom «Sammeln» haben könnten, finde ich lobenswert, wenn auch – wie ich ganz offen gestehen muss – naiv. Wir haben in unseren mündlichen Überlieferungen Tausende Lieder, die die Geschichte der Menschwerdung und der «Zivilisierung» zum Inhalt haben, manche Lieder gehen Zehntausende Jahre zurück. Wenn wir aus ihren Strophen etwas lernen können, dann das, dass es keine Menschwerdung im Sinne jenes utopischen

Bildes des Menschen gab oder gibt. Wenn ich durch die Straßen der Städte gehe, dann sehe ich nichts weiter als einen weißen, unbehaarten Homo erectus, der, statt Steine auf anderer Leute Kopf zu klopfen, hate speech in sein iPhone twittert. Was ist aus dem Menschen geworden, wie er noch vor gar nicht allzu langer Zeit bei den antiken Griechen postuliert worden ist? Nichts ist damit geschehen. Die Griechen haben selbst ebenso daran gearbeitet, dass dieser Traum nicht Realität wird, wie die unzähligen anderen Völker der Erde.

Ich entschuldige mich, Herr Krieger. Sicher haben Sie von einem Arbogast mehr erwartet als die deprimierend pessimistische Weltsicht eines zurückgezogenen Künstlers. Aber wenn Sie ehrlich zu sich sind, dann werden Sie mir zustimmen müssen.

Wussten Sie, dass mein Urgroßvater Hannes Meyer (eigentlich hieß er Jari Arbogast) Pirat war? Es ist wahr! Und unglaublich zugleich, dass ein Skandaj so etwas tut. Wissen Sie, weshalb er es tat? Um das Böse zu erkunden und die Strukturen des Handels. Seine Lieder klingen bis heute für uns, und wenn ich sie höre oder singe, dann sehe ich in die Welt hinaus und erkenne, dass wir alle auf dem Atlantik sind und um uns herum herrschen die Marine und Piraten. Und wer kein Schwert hat, ist ein Opfer, wie mein Enkel zu sagen pflegt.

Nun will ich gerne zugeben, dass es Menschen gibt, die tatsächlich daran arbeiten, eine bessere Zukunft zu erschaffen. Gerechter, ehrlicher, von Respekt für alle und alles getragen.

Aber wie viele sind das, Herr Krieger, gegenüber den Milliarden, die still ertragen oder sich dem Kommerz unterordnen? Wie wollen Sie, und wie willst du, Simon, irgendetwas auf dieser Welt besser machen?

Wie auch immer. Ihr habt mich gebeten, etwas über mich zu erzählen, das ihr in euer Heft schreiben könnt, damit die Leserinnen und Leser wissen, wer denn diese Leute sind, von denen im Heft geschrieben wird. Aber alles, was es über mich zu erzählen gibt, steht bereits in eurem Wiki.

Ich bin einfach ein *tekaj*. Ein Handwerker und Künstler. Nicht mehr und nicht weniger. Alles, was ich tun kann, um die Welt besser zu machen, ist, mein Handwerk auszuüben und Dinge zu erschaffen, die befähigt sind, mit denen, die sie sammeln (ihr wisst ja, wie ich das Wort meine), zu singen.

Habe ich eine Vergangenheit? Ja, aber sie definiert mich ebenso wie ich sie, also ist sie nicht wirklich wichtig. Was ich bin, habe ich schon erwähnt. Was gäbe es noch zu sagen? Ich liebe die Menschen, denn wir leben seit Zehntausenden von Jahren mit ihnen, aber ich verabscheue sie auch, denn sie sind nicht lernfähig. Sie sind wie mein früherer Microsoft-Computer – ihrer Software wurden fehlerhafte Algorithmen implementiert. Nur, dass der Computer für

sich selber nichts tun kann. Viele Menschen könnten das aber, wären sie nicht so denkfaul und begierig, immer mehr zu haben, und das meist auf Kosten von allem und aller anderer.

Simon, du kennst ja den «Wahlspruch» der Arbogasts: «In dem Maß der Gewissheit, wie man singt, wird das Vermögen zu singen (oder zu sammeln, oder zu vermitteln) vermehrt!», der übrigens auch lauten könnte: «In dem Maße der Gewissheit, wie man singt, wird das Vermögen zu singen (oder zu sammeln, oder zu vermitteln) vermehrt!» Dieser – ich lasse das Wort mal besser weg, dieser xxx Ron Hubbard hat den Spruch einmal an einer Vorlesung gehört, als Amot meinen Großvater zitierte, und hat ihn zu etwas verunstaltet, das heute Abertausende Menschen quält. Die Frage ist also nicht, ob man etwas von Nienetwil erzählt, sondern vielmehr unter welchen Rahmenbedingungen man das tut. Ich hoffe sehr, dass euer Unternehmen von Erfolg gekrönt sein wird und vielleicht die Welt ein bisschen besser macht.

Und wie ich es versprochen habe, werden mein Vater und ich euch immer Antwort geben, wenn ihr etwas wissen wollt. Aber mehr zu meiner Person gibt es wirklich nicht mehr zu sagen.

Aju

Aciel»

1.12 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 1)

1965 sandte die Ehefrau von Amot Nussquammer sen., Miribal Nussquammer-Ciséan, ein Buchmanuskript an d'Aciei Arbogast I. mit der Bitte, er möge ihr helfen, es zu veröffentlichen. Leider ist dies nie geschehen. Die Autobiografie wirft nicht nur ein Licht auf das spannende Leben dieser außerordentlichen Frau, es beleuchtet auch die Nienetwil-Forschung und bringt uns ebenfalls näher an die Skandaj im Umfeld von d'Aciei Arbogast I., der ja bekanntlich selbst ein Skandaj war.

Abb. 9: Porträt von Miribal Ciséan 1938. D'Aciei Arbogast I, 60 × 40 cm, Öl auf Leinwand



THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

Den anderen Menschen gewidmet. Miribal Ciséan, 1967

KAPITEL 1 – 1915 bis 1927

Erster Weltkrieg

Es war die erste Woche im August 1915, und hier will ich meine Geschichte beginnen.

Eben erst hatte ich meine Pflichtschuljahre abgeschlossen. Mein Bruder Guillaume war drei Monate zuvor, am 10. Mai 1915, vor Lens in der Schlacht gefallen und ganz Frankreich war ob des Krieges in heller Aufregung.

Mein Vater rief mich ins kleine Wohnzimmer, strich seine graue Jacke glatt und baute sich mit der liebevollen Ausstrahlung einer dieser neuen Panzermaschinen vor mir auf. Ich merkte es sofort, er wollte mich nicht mehr im Haus haben. Wie sehr meine Mutter auch flehte, dass ich zu den Besten der Klasse gehört hätte und weiter zur Schule gehen sollte, er winkte ab und ich musste gehen. Mädchen, die in Paris eine Arbeit fanden, konnten, wie schlecht sie auch bezahlt wurden, trotzdem Geld nach Hause schicken. Geld, das jetzt, da alle Väter und Söhne an der Front hingemetzelt wurden, mehr denn je fehlte. Mein Vater war nur deshalb nicht eingezogen worden, weil er ein steifes Bein hatte.

Also verkaufte er mich an Monsieur Balfour. «Ein gütiger und anständiger Herr ist der Monsieur Balfour. Du wirst als Dienstmädchen bei ihm arbeiten. Sei immer anständig und fleißig, dann wird es dir an nichts mangeln.»

Das waren seine Worte. Oh Papa! Wie falsch du doch lagst! Balfour war nicht gütig und er war vor allem nicht anständig. Doch mir blieb keine Wahl. Meine Mutter setzte sich mit mir in eine Kutsche und wir fuhren los. In Paris angekommen, brach sie fast zusammen. Sie weinte und weinte und schüttelte sich vor Weinkrämpfen. Die ganze Trauer über den verlorenen Sohn und die jetzt weggeschickte Tochter brachen in ihr durch. So war es an mir, meine Mutter zu trösten, als wir vor dem großen Haus ankamen.

Nachdem man meiner Mutter einen Umschlag in die Hand gedrückt und sie verabschiedet hatte, wies mich Mme Balfours Dienstmädchen in meine Pflichten ein. Nachttöpfe leeren, putzen, Botengänge. Beim Bettenmachen helfen und so etwas mehr würden nun zu meiner Arbeit gehören.

Man gab mir eine klitzekleine Kammer unter dem Dach, gerade groß genug für ein kleines Bett und eine Truhe für die Kleidung. Die Uniform, die ich zu tragen hatte, hing an einem Kleiderhaken an der Wand neben der Tür.

In der Küche durfte ich etwas essen und musste dann bei allerlei Dingen helfen, bis es später Abend war. So ging das eine Woche lang, und dann fing mich Monsieur Balfour eines Abends im Flur ab, als ich zu Bett gehen wollte. Balfour war ein hagerer, langer Kerl. Seine kleinen Knopfaugen lagen dicht und tief neben der knochigen großen Nase. Er duftete schwer nach irgendetwas, das wohl in Mode war, denn Balfours taten nichts, was nicht in Mode war. Mme und ihre Freundinnen konnten einen ganzen Tag in den Galeries Lafayette verbringen und einkaufen, was man eben in der Stadt anziehen musste. Den ganzen Tag über kamen Boten und brachten Kleidung und Anderes, was die Madame eingekauft hatte.

Und ebenso modisch war Monsieur eingekleidet, als er nun vor mir stand und mich anwies, in eines der Zimmer zu kommen, in denen wir die weniger bedeutenden Gäste unterbrachten.

Ich merkte gleich, was er wollte. Sophie, eines der Dienstmädchen, hatte mich vorgewarnt. Doch ich war nicht Sophie, die kleine, zierliche Sophie. Mit einem empörten Aufschrei verließ ich das Zimmer und rannte in meine Kammer hoch. Unerreichbar für den Herrn, denn das war für ihn Tabuzone. Ich hörte sein trockenes Lachen, wie es die Treppe hinauf hinter mir her schallte.

Als er dasselbe einige Tage später wieder versuchte, packte er mich mit seinen großen, knochigen Händen. «Du kleines Zicklein, du kleines Zicklein.» Doch der Dummkopf war nicht vorbereitet. Während er sich von seinem Jackett zu befreien versuchte, zerrte ich mich unsanft los, riss die Tür auf und rannte schreiend nach unten und noch immer schreiend zur Haustüre hinaus auf die Straße.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich lief. Nur, dass ich an einem langen Zug Soldaten vorbeikam. Alle waren sie verletzt, hatten Binden am ganzen Körper und schoben Karren mit Männern, die noch fürchterlicher zugerichtet waren als sie. Einer der schiebenden Männer knickte wenige Meter vor mir ein und ich half ihm, aufzustehen. Fast eine Stunde lang blieb ich bei den Soldaten. Gab diesem Wasser oder half einem anderen, vom Karren heruntergefallenes Gepäck aufzulesen.

Und dann kamen wir an einem provisorischen Krankenhaus vorbei, das ganz und gar mit verwundeten Soldaten gefüllt war. Und dort blieb ich. Zwei Tage lang half ich, wo ich konnte, schlief auf einem Sack in einer Materialkammer und aß, was ich kriegen konnte, bevor mich Schwester Annemarie an-

sprach. «Wer bist du denn?» Ich erzählte ihr alles und bot an, weiterzuhelfen. Sie willigten ein und ich bekam einen weißen Kittel, eine Liege zum Schlafen im Hospiz Sainte-Mère-d'Espérance und täglich drei Mahlzeiten.

Und ich musste auch nicht mehr ins Lazarett, sondern blieb im Hospiz bei den sterbenden Männern. Zerschossene und zerschmetterte Soldaten waren das. Knochige, blutende Überreste eines sinnlosen Krieges. Im Schlamm und ihrem eigenen Blut liegend aufgehoben und ins Hospiz gebracht, um zu sterben. Ich sei ein schöner und hoffnungsvoller Anblick für die Männer. Es mache das Sterben leichter in meiner Gesellschaft, meinte die Oberschwester einmal.

Ich konnte es nicht glauben, denn Sterben ist Sterben, dachte ich. Wie konnte ein junges Ding wie ich da hilfreich sein?

Im dritten Monat nach meiner Ankunft begann ich Tagebuch zu schreiben. Das tue ich heute noch, und damals wie heute hilft es mir nicht nur die Erinnerung zu bewahren, sondern mir im Moment des Schreibens auch all meine Erlebnisse und Gefühle gewahr zu werden.

Ich werde ab und zu aus meinem Tagebuch zitieren und bitte um Entschuldigung, wenn ich nicht eins zu eins übertrage. Aber das Gekritzelt, gerade der ersten Jahre, ist nicht zu ertragen.

6. April 1916: Heute kamen neue Männer. Aus Verdun, woher auch sonst. Und nur Offiziere. Wo waren die Soldaten?

Einer – sein Name ist Joseph – hat beide Beine verloren, überlebt und bat mich am Abend zu sich. «Miribal, ich bedanke mich für deine Hilfe. Nimm meine Tasche, sie liegt unter dem Bett.» Ich holte die Tasche hervor und darin waren seine Habseligkeiten. Ich solle ihm das Bild seiner Frau hervorsuchen, was ich tat. Auch einen Silberanhänger mit dem heiligen Christophorus musste ich herausnehmen. Er wollte mir den Anhänger schenken, doch ich lehnte ab. Er drang so lange auf mich ein, bis ich schließlich nachgab. «Weißt du, ich habe schreckliche Dinge gesehen und ebenso Schreckliches getan. Was sind wir bloß für Tiere, Miribal? Was sind wir für Tiere!» Er sprach dann davon, wie es ist, einen Feind zu töten – mit dem Bajonett! Der habe und habe nicht sterben wollen, und da habe er ihm aus reiner Gnade die Kehle durchgeschnitten und sich gewünscht, er könne ebenfalls sterben. Als er eingeschlafen war, wollte ich den Anhänger der Oberschwester geben, aber sie sagte, ich solle ihn behalten, er passe gut zu mir.

1. September 1916: Lieutenant Caspar Serra wurde heute ins Hospiz gebracht. Er hat mehr als zehn Einschusslöcher von Gewehrkugeln in seinem Körper und lebt immer noch! Caspar ist ein großer, kräftiger Bulle von einem Mann. Er ist Korse und genauso sieht er auch aus. Er lag ganz stolz auf seinem Bett und nannte mich Mademoiselle, als ich ans Bett trat. «Wusstest du, dass euer Kaiser aus demselben Dorf stammte wie ich? Es ist wahr, mein Urgroßvater hat seine Familie gekannt.» Mir fiel tatsächlich nichts Dümmeres ein als zu fragen: «Werden Sie auch Kaiser?» Er lachte und hustete Blut. Ich, dummes Schaf! Aber er nahm es ohne zu zucken hin. Eine Stunde später ging ich wieder an seinem Bett vorbei. Jemand hatte ihm bereits das Leinentuch über das Gesicht gezogen. Ich halte dieses Sterben nicht mehr lange aus!

2. Februar 1917: Frederic Catilleaux hat mir heute Avancen gemacht. Natürlich weiß der arme Mann, dass er sterben muss. Eine Leber ist ihm zerschossen. Aber ich ging seinetwegen auf das Spiel ein, aber nicht, ohne die Distanz zu wahren. Er ist ein guter Kerl, und wenn er nicht zum Sterben verurteilt wäre, wenn er tatsächlich überleben würde, wer weiß? Aber diese Gedanken sind verboten. Verboten!

6. Februar 1917: Frederics Mutter kam ihn heute besuchen. Was für eine Madame! Die Haare allein mussten die gesamte Bourgeoisie empören. Sie ist eine unglaublich schöne Frau. Nie in meinem Leben habe ich so eine schöne Frau gesehen. Sie weinte, als sie Frederic sah, und sie heulte, als sie mit dem Arzt sprach. Und dann bedankte sie sich bei mir für meine Hilfe! Ich wollte, ich könnte mehr tun. Ich will es so sehr und weiß doch, dass ich es nicht kann. Das Herz ist mir schwer. So schwer!

9. Februar 1917: Frederic ist tot!

10. Februar 1917: Ein Bote kam, um Frederics Sachen abzuholen. Er hatte einen Brief für mich dabei. Mme Scheherazade bedankte sich vollen Herzens bei mir für meine Hilfe an ihrem Sohn Frederic und bat mich, sie zu besuchen.

14. Februar 1917: Ich war heute im Scheherazade bei Frederics Mutter, die hier ebenso genannt wird. Eigentlich heißt sie Ophelia Catilleaux. Es war ein Bordell! Aber nicht eine billige Absteige, sondern ein Palast mit so vielen schönen Mädchen, dass ich mich genierte. Madame bot mir an, für sie zu arbeiten. Nicht als Mädchen, sondern nur für sie. Ich dürfte aber nur kommen, wenn ich nie etwas mit einem der Männer anfangen würde.

Ich habe ohne zu überlegen zugestimmt.

Scheherazade

Wo soll ich nur anfangen. Das Scheherazade.

Das Scheherazade war kein Bordell. Mitten in Paris in der Nähe der Église Saint-Marie gelegen, bot das fünfstöckige Haus Scheherazade den Besucherinnen (ja, auch das gab es) Lustbarkeiten aller Art. Keine der Frauen, die dort verkehrten, war zu irgendetwas gezwungen. Es gab keine Zuhälter wie in den heutigen Bordellen Chicagos. Die Frauen waren frei, zu kommen und zu gehen, wann sie wollten. Sie bekamen nicht einfach 30 Centimes für eine Dienstbarkeit. Sie bekamen Perlen, große Geschenke und Geldbeträge. Mme Scheherazade erhielt für die Vermietung der Räumlichkeiten ebenfalls Geld und allerhand Geschenke – von den Damen ebenso wie von deren oder ihren Verehrern. Stellt euch die ganzen Künstler vor, die schöne junge Frauen für ihre Bilder suchten. Sie alle kamen früher oder später ins Scheherazade. Zu jener Zeit waren selbst heute so berühmte Maler wie Picasso oder Toulouse-Lautrec da. Picasso sei aber nicht mehr gekommen, seit er diese «russische Ballerina» geheiratet habe, was schade sei, denn «der sei ein wahrer Lebemann gewesen». Aber dafür hatten wir Louis Aragon, den Poeten, und Dutzende anderer Künstler und Politiker, die sich ein Stelldichein mit ihrer Mätresse geben oder sich einfach zum Diskutieren oder Trinken treffen wollten.

Aber von vorne.

Ich traf am Mittwoch, dem 4. März 1917 im Scheherazade ein. In der Linken hielt ich meinen Beutel, der alles enthielt, was ich besaß. Wenige Kleidungsstücke, den Christophorus-Anhänger von Joseph, mein Tagebuch, drei Bücher – ich kann mich trotz all dem Nachdenken nicht erinnern, welche es waren, und auch in meinem Tagebuch dieser Jahre steht nichts davon – sowie Kleinigkeiten der Hygiene. Mit der Rechten klopfte ich schüchtern an die kleine Pforte im Hinterhof, die für die Lieferanten gedacht war. Eine Küchenhilfe, George, wie ich später erfuhr, öffnete mir die Tür und blaffte mich an, was ich denn wollte. Sie würden niemanden suchen und ich solle mich vom Acker machen. Verunsichert wollte ich mich umdrehen, als von drinnen jemand rief, dass ich erwartet wurde. Ich durchquerte eine rauchige und düstere Küche und dann die Räume hinter dem Restaurant. Madame erwarte mich oben, sagte man mir, und ein junges Mädchen begleitete mich eine Treppe hinauf zu einem Salon. Ich wähnte mich in Versailles, und hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte sicher Marie-Antoinette in einem der Diwane sitzen sehen. Aber dort, umringt von vier ausgestafften Dandys, wie man heute wohl sagen würde, saß die Grand Dame, Madame Scheherazade, in einem so wundervoll schönen, aber auch unglaublich aufreizenden Kleid, dass ich vor Scham rot anlief und weg-

sah. Und sie war so schön. Dabei, und das darf man nie vergessen, war sie damals schon achtundfünfzig Jahre alt, also kein junges Küken, das sich da von den Herren den Hof machen ließ.

«Kommen Sie hierher, Miribal. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Diese Herren wissen sich zu benehmen, nicht wahr, Xavier?», fragte sie einen der Männer neckisch und zupfte ihn verspielt an seinem langen Schnurrbart.

Die Vier lachten und schäkerten mit ihr und ich traute mich nicht, näherzutreten. Da stand sie auf, winkte den Herren zu und fasste mich unter dem Arm. «Komm, Mädchen, jetzt, wo ich keinen Sohn mehr habe, will ich dich wie meine Tochter sehen. Claudite!», rief sie mit erstaunlich lauter Stimme, «bring Miribal auf ihr Zimmer und zeige ihr den Schrank mit den Kleidern. Badet sie, frisiert sie, macht sie zur Prinzessin der Scheherazade!» Und mit einer tänzerischen Drehung wandte sie sich um und schritt in den Salon zurück.

Zwei Stunden später, ich war todmüde, gebadet und frisiert – sie hatten extra einen Friseur kommen lassen! – und mit Stoffen bekleidet, wie ich sie noch nie gesehen habe, ließ ich mich rücklings auf das Canapé in meinem Zimmer sinken und stöhnte vor Müdigkeit und Wonne.

Ich arbeitete mich gut ein und die Madame war sehr nett zu mir. Fast alle waren sehr nett zu mir. Viele wunderten sich, dass ich für die Männer tabu war, aber das war mir egal. Ich hatte da meine Ahnung, und die wurde mir von Madame auch bestätigt. Sie wollte nicht, dass ich was mit den Männern hatte, weil sie mich einerseits tatsächlich beschützen wollte, und andererseits hatte das den Vorteil, dass natürlich das Verbotene umso verlockender war. Nun, die anderen Damen dankten es mir, denn nicht wenige Herren kamen wegen mir und nahmen dann mit ihnen «vorlieb».

Nun darf man aber nicht denken, dass im Scheherazade nur um Mädchen gefreut und mit ihnen «herumgemacht» wurde, wie man heute sagt. Ganz und gar nicht! Es war ein Salon, in dem Politiker und Künstler, Wissenschaftler, Philosophen und Literaten verkehrten und oft große Diskussionen um dies oder jenes hatten.

Leider verstand ich oft nicht, worum es ging, und sagte das auch ganz offen. Oh, da kümmerten sich die Herren um mich! Da wurde mir sogar einmal die Woche ein Privatlehrer geschickt. Man stelle sich das vor! Ich bekam Englischunterricht und auch etwas Latein. Geschichte wurde mir vermittelt und ab und zu nahm mich Jacques Rigaut beiseite, trug mir ein Gedicht vor und hielt mich an, ihm die kommende Woche ebenfalls eines vorzutragen. Er war einer dieser Dichter, die dem Dadaismus nahestanden, und so sollte ich ein-

mal ein Gedicht über die Grande Dame verfassen. Was für ein Ansinnen! Ich fand das Gedicht in meinem Tagebuch.

8. Oktober 1917: Herr Rigaut trug mir auf, ein Gedicht über meine Ziehmutter, wie ich sie schon nenne, zu verfassen. Als ob ich das könnte! Er schäkerte mit mir und nannte mich Prinzessin Scheherazade. Aber das machte es auch nicht besser.

*Le temple de la joie
L'intérieur, la mère
dehors la guerre
Et les livres au foyer*

Für mehr hatte ich keine Zeit und zum Gedichteschreiben bin ich offensichtlich ungeeignet. Rigaut war aber gnädig, er nickte mit dem Kopf und wackelte, um mich aufzuheitern, mit den Ohren.

«Geh aus dir raus. Vergiss einfach, was du gelernt hast, und halte dir deinen Kopf für deine Gedanken frei!»

Wir wiederholten das Spiel noch ab und zu und manchmal bekam ich sogar etwas einigermmaßen Brauchbares hin.

Ein außerordentlich interessanter Mann war Luc Benoist. Er war Kunsthistoriker und schrieb viel über Kunst und Symbolismus.

19. Februar 1919: Monsieur Wildenstein ist heute gekommen. Mit ihm dabei waren Picasso, Monsieur Gris und ein sehr lustiger Geselle, den sie alle nur Aciel nannten. Ophelia sagte mir, dass er Forscher und Künstler sei und eigentlich d'Aciei Arbogast heiße. Auf jeden Fall wusste er, wie man lebt. Er lud die drei anderen zu Champagner ein, spendierte Zigarren, und als dann noch weitere Leute dazustießen, wurde ein richtiges Fest daraus. Picasso sang sogar spanische Lieder und Arbogast trug fremdländische Gedichte in einer mir unbekannten Sprache vor. Niemand verstand auch nur ein Wort, aber alle lachten und klatschten und Marguerite Alibert, eine der edelsten Prostituierten in ganz Paris, kam dazu und äffte ihn nach. Wir kreischten vor Lachen und konnten kaum noch aufhören.

4. März 1919: Monsieur Benoist war heute mit seinen Freunden im grünen Salon. Sie baten mich zu sich, und das wollte ich nicht verwehren. Es sind sehr seltsame Leute, sie redeten von Sufis und Ägyptern, von der Symbolik der Pyramiden und vom Untergang der Symbolik in der Kunst.

Auch hatte er sehr seltsame Theorien über die Religionen und den Glauben. Ich war sehr verwirrt und sie schienen es mir anzusehen. Einer, ich weiß den Namen nicht mehr, sagte mir, ich solle nicht verwirrt sein, denn das seien alles nur Spielereien. Da fingen sie alle an zu streiten und zu keifen, bis Ophelia kam und sie zur Ruhe ermahnte.

So ging das tagein, tagaus. Manchmal kam Lily und spielte auf der Harfe und Gina Manès sang dazu oder spielte uns etwas aus einem ihrer Stücke oder Filme vor. Mit besonderer Dankbarkeit denke ich auch noch an Wildenstein zurück. Was für ein Mann! Er war Kunsthändler und kam ab und zu mit seinen Künstlerfreunden.

Herr Arbogast, so nannten wir ihn damals, kam immer wieder vorbei. Manchmal zum Feiern, oft aber saß er im Blauen Salon mit den Wissenschaftlern, meist Historikern oder Archäologen, zusammen. Charles Dubois zum Beispiel, von dem ich unendlich viel über das Römische Reich gelernt habe, saß ab und zu mit Arbogast zusammen.

Ich kann mich noch erinnern, als wäre es gestern gewesen, als Arbogast kam und darum bat, mit seinen Freunden den Salon Royale benutzen zu dürfen. Der Name war bei diesem Salon eher als Scherz gedacht, denn es handelte sich um einen großen Raum im Keller, in dem früher Wein und Ähnliches gelagert wurden. Es sah dort aus wie in einer Kerkerzelle im Tower von London, und irgendwann hat man angefangen, ihn für konspirative Sitzungen oder solche, die den Anschein dazu geben sollten, zu nutzen.

Bei solchen Zusammenkünften sollte nicht gestört werden, und wenn, dann nur von einer Vertrauensperson. An jenem Abend war ich das.

Gegen neun Uhr abends geleitete ich ein gutes Dutzend Männer und Frauen hinunter und brachte ihnen auch das bestellte Essen und die Getränke. Von dem Gesprochenen verstand ich kein Wort. Seit ich im Scheherazade war, habe ich Englisch und Deutsch gelernt. Sogar einige Brocken Russisch, Arabisch und Latein. Das Interessante war, dass ich aus ihrem Gespräch einzelne Worte zu erkennen glaubte, doch die Sätze verstand ich nicht.

Im Versuch, etwas zu verstehen, war ich unhöflich auf dem Weg stehen geblieben und hatte leicht den Kopf geneigt. Stand einfach da und lauschte. Ich erschrak fast zu Tode, als mir Arbogast von hinten auf die Schulter klopfte. «Ich werde es dir erklären, Miribal. Ein anderes Mal.» Und damit war ich aus meinem Dienst entlassen.

Es verging fast ein Monat, bis er wieder im Scheherazade auftauchte. Als er mich sah, lächelte er mich an und winkte mir, ich solle mich zu ihm in den

grünen Salon setzen. Er war recht früh gekommen und der Salon war noch leer, als wir eintraten. Nachdem wir uns hingesetzt hatten, fing er an zu erzählen.

Ich versuche, das Gespräch anhand meiner Erinnerungen und Tagebucheinträge zu rekonstruieren.

«Miribal, weißt du, wo die Schweiz liegt?»

«Ja, das weiß ich.»

«Weißt du, von dort komme ich her, da bin ich aufgewachsen. Die Schweiz ist die Heimat vieler Skandaj, und das bin ich, ein Skandaj, oder wie uns mein Freund Nussquammer nennt, ein Nienetwiler. Wir haben eine ganz eigene Kultur, die sich wirklich stark von der der meisten Menschen unterscheidet.»

«Deshalb die andere Sprache?»

«Deshalb die andere Sprache. Sie gehört zu uns seit Hunderttausenden von Jahren und mehr, denn sie ist sozusagen die Mutter der Sprachen und ebenso ein Kind aller Sprachen.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Nun, wir sind Sammler, verstehst du? Wir sammeln Wissen und Fertigkeiten. Wir sammeln alles, was uns hilft, weiterzubestehen. Dazu gehört auch Sprache. Aber wir sind auch ein sehr verspieltes Volk, und wenn jemand etwas sieht und ihm dafür ein guter Name einfällt, dann nennt er es eben so. Und wenn er das Wort bei einem Gespräch benutzt, erklärt er oder sie es, und wenn das gefällt, dann fließt das Wort in die Sprache ein. Und manchmal geht ein Wort wieder verloren und manchmal bleibt es für Jahrhunderte oder Jahrtausende in unserer Sprache.»

«Hast du ein Beispiel?»

«*Ghlotz*. *Ghlotz* ist so ein Wort. Jemand stolperte vor langer Zeit über ein großes Holzstück, das am Boden lag. In der Schweiz nennt man das einen Klotz. Da dachte er, dass er das Wort Klotz, mit glotzen, also schauen, verbinden könnte, um so ein neues Wort zu kreieren. Die Bedeutung des Wortes *ghlotz* ist nun, dass man sich vor Dingen in Acht nehmen sollte, über die man stolpern könnte. Das muss nicht etwas sein, das auf dem Boden liegt, es kann auch eine Situation sein. Es bedeutet aber auch das Objekt oder die Situation selber. Und der Ausspruch *«den ieho ghlotz»* bedeutet in etwa, *«Das wird eine heikle Angelegenheit werden»*. Verstehst du das?»

«Ja, das ist richtig ouvertut!»

«Es freut mich, wenn dir alles aufgeht. Du bist wirklich eine pfiffige junge Dame, Miribal. Fast hätte ich den Eindruck, dass auch in dir ein wenig Skandaj-Blut fließt.»

Ich gab Herrn Arbogast einen dicken Schmatzer auf die schmalen Wangen, denn ich war einfach glücklich. So vieles, was ich noch nicht wusste und entdecken konnte!

Wir sprachen noch oft miteinander, und ab und zu durfte ich dabei sein, wenn er einen Nienetwiler traf und mit ihm sprach. Der lächelte mich dann meist freundlich an und dann sprachen sie, als ob ich nicht da wäre. Doch mit der Zeit, so schien es mir, kam ich ganz langsam dahinter und konnte mir ab und zu den Sinn eines Satzes erschließen. Dann plapperte ich ganz aufgeregt dazwischen wie ein kleines Mädchen und fragte, ob ich das richtig verstanden hätte. Und wenn ich einigermaßen richtig lag, dann lächelte mir Arbogast zu und bat mich, ihnen noch etwas zu trinken zu holen.

Sprache

Wie schön und aufregend die Zeit im Scheherazade auch war, so einsam fühlte ich mich doch auch. Ein Mädchen von achtzehn Jahren war ich inzwischen und natürlich hatte ich auch Jungs im Kopf. Mehr aber als die jungen Männer interessierte mich das Wissen. Kaum ein Tag verging, an dem ich meine Gefühle der Einsamkeit nicht mit Lesen und Lernen erstickte. Gespräche mit Huren und Schauspielerinnen, Wissenschaftlern (und ganz selten Wissenschaftlerinnen) halfen mir über meine Zeit des Erwachsenwerdens, und wenn es nicht anders ging, heulte ich mich bei irgendjemandem aus. Das Jahr 1920 verging schnell. Ich lernte, was ich neben meiner Arbeit für Ophelia lernen konnte. Ein Bekannter von Ophelia und Aciel kam ab und zu vorbei und brachte mir ein Buch. Nicht selten waren es Sprachbücher für Reisende in die Kolonien. Französisch-Arabisches Wörterbuch. Sogar Französisch-Bantu und Französisch-Vietnamesisch waren dabei. Ab und zu waren es auch Romane oder Gedichtbände, manche auf Griechisch oder Russisch, und einmal hat er mir einen ganzen Band Ovid in Latein vorbeigebracht! Aciel war in diesem Jahr auf einer Forschungsreise in Italien, sodass ich ihn nur im Frühling und im Herbst kurz sehen konnte, aber er war so mit seiner Forschung beschäftigt, dass er kaum Zeit hatte.

Als er dann irgendwann im März 1921 wieder Zeit für mich fand, trafen wir uns in der «Bibliothek». Die Bibliothek war wie alle Räume in den unteren zwei Stockwerken des Scheherazade hoch und mit viel schönem Stuck an der Decke. An zwei Wänden waren hohe Regale angebracht, die bis zur Decke vollgestopft mit Büchern waren. Eine Ordnung gab es nicht, denn auch alle Gäste hatten Zutritt zu den Büchern, und ganz einfach niemand stellte ein Buch dorthin zu-

rück, wo er es genommen hatte. Meine anfänglichen Versuche, etwas Struktur in die aberhunderten Bücher zu bringen, gab ich schnell wieder auf.

Es war ein wundervoller Raum, denn die meisten Bücher waren Geschenke von Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus der halben Welt. Auch alte Bücher, wie etwa mehrere Bände von Balzac, gab es hier. Viele wurden als Bezahlung für Schulden überlassen, oder blieben, nachdem jemand im Salon gelesen hatte, einfach liegen. Da so eine große Unordnung herrschte, fand natürlich niemand auf Anhieb das Buch, das er gerade suchte, um zum Beispiel ein Argument in einer Diskussion zu untermauern. Und so standen oft mehrere Gäste in der Bibliothek vor den Regalen, redeten miteinander und ab und zu hörte man, «ist das das Buch, das Sie suchen, Monsieur?»

Einzig in zwei Regalen herrschte absolute Ordnung, nämlich bei den erwähnten Sprachführern und anderen Büchern, in denen es um Sprache ging. Denn diese nahm ich immer wieder zur Hand und stellte sie natürlich auch wieder ordentlich hin.

Vor den großen Fenstern gegenüber einem der Regale setzten sich Aciel und ich in die etwas ausgesessenen Sessel. «Du hast viel gelernt, hat mir Guillette gesagt.» Guillette war der Privatlehrer, der noch immer ab und zu vorbeikam, um mir Englisch, Geschichte und Geografie beizubringen. «Guillette übertreibt. Ich habe ja fast keine Zeit neben der Arbeit.» «Ich bin sicher, dass er nicht übertreibt, denn Ophelia beklagte sich schon, dass du zu viel lernst und zu wenig lebst.» Ich lachte, denn ich wusste, dass er log. Ophelia hätte sich niemals darüber beklagt, dass ich zu viel lerne. «Tu, was du tun musst, Miribal. Wenn du keine jungen Männer treffen willst und stattdessen lernst, ist das besser als jung, verheiratet und ungebildet mit einem Kind von irgendeinem Bohème schwanger zu gehen!»

«Alaju interessiert dich noch immer?», fragte er mich verschmitzt. «Oh ja, ich möchte so gerne mehr darüber erfahren, aber ich konnte nirgends einen Dictionnaire auftreiben, auch in der großen Stadtbibliothek nicht.»

Da sah ich seinen Kopf rot werden und er prustete ganz in seiner Art los, lachte, zeigte mit dem Finger auf mich und kugelte sich, bis er zu husten anfang.

«Oh Miribal, entschuldige, ich lache nicht über dich, doch ja auch, aber das ist so, so lustig!»

Tatsächlich war ich nun ein ganz wenig wütend. Was lachte er über mich?

«Habe ich etwas Dummes gesagt?»

«Nein, Miribal, nicht im Geringsten. Aber siehst du, es kann in der Art, wie du es erwartest, kein Wörterbuch für das Alaju geben. Denn einerseits lebt Ala-

ju und verändert sich stetig, ganz wie wir es auch tun. Dazu kommt, dass Alaju nicht nur dazu da ist, etwas zu benennen oder zu erklären. Alaju transportiert die ganze Kultur und Philosophie der Nienetwiler mit. Und aus diesem Grund möchte ich mit dir dieses Mal nicht über die Sprache sprechen, sondern über die Nienetwiler Kultur, über Philosophie und über die wirklich wichtigen Dinge, die es zu verstehen gibt. Ich werde das alles an einem einzigen Alaju-Wort tun, und damit wirst du genug zum Nachdenken haben, bis ich wieder zurückkomme.»

«Wo geht Ihr denn hin?»

«Forschungsreise», sagte er nur. «Aber dazwischen haben wir noch etwas Zeit. Weißt du, was dazwischen ist, Miribal?»

Ich war verwirrt. Natürlich wusste ich, was «dazwischen» bedeutet, aber wenn er das fragte, musste ich davon ausgehen, dass er etwas ganz anderes meinte.

«Meinst du entre?»

«Genau das. Es stammt aus dem Lateinischen *inter* und meint eigentlich das Etwas, das sich zwischen mindestens zwei Objekten, Orten, Räumen oder Punkten befindet. Das Alaju-Wort dafür heißt *ar* und bedeutet umgangssprachlich ebenfalls dazwischen, meint aber eigentlich, dass etwas oder jemand in Beziehung zueinander ist. Verstehst du den Unterschied?»

«*Inter* scheint mir passiv, *ar* aktiv zu sein.»

«So ist es. Und damit habe ich dir alles gesagt, was du wissen musst, um Alaju, die Skandaj und in gewisser Weise die ganze Welt verstehen zu lernen. Für mich geht es nun ab in den Norden. Ich werde gegen Ende des Jahres wieder hier sein, aber leider wird mir nicht viel Zeit bleiben, denn über den Winter werde ich nach Wien und Bratislava fahren. Aber, Prinzessin, du wirst von einer Freundin von mir Besuch erhalten. Sie ist ebenfalls eine Skandaj und im Gegensatz zu mir lebt sie auch wie eine.»

Kurz darauf fuhr er auch schon ab. Wir begleiteten ihn noch zum Gare Saint-Lazare, wo er in den Zug nach Le Havre stieg, und schon war er weg. Ich konnte es kaum erwarten, die Skandaj-Frau kennenzulernen, und verbrachte die nächsten drei Monate in steter Erwartung.

26. Juni 1921: Dienstag. Wir mussten den Salon für Umbauarbeiten die ganze Woche schließen und ich machte mir heute Sorgen, ob mich denn die Skandaj finden würde, wenn sie heute käme. Doch meine Sorge war unbegründet. Nach dem Mittag habe ich mich hingelegt und um zwei Uhr klopfte es an meiner Kammer. Ich war ganz schlaftrunken, als ich die Türe öffnete und eine ältere, einfach gekleidete Frau vor mir stand.

«Prinzessin Miribal?», hat sie tatsächlich gefragt und ich war ganz verlegen, musste aber lachen, weil ich sofort wusste, dass das nur von Aciel kommen konnte. Ich weiß nur noch, dass ich ihr sagte, dass ich keine Prinzessin sei, und da waren wir auch schon im Square du Temple. Ich bin zu müde, um mich zu erinnern, was wir alles besprochen haben. Es war so viel!

Heute, nach all den vielen Jahren, kann ich mich erinnern, als wäre es gestern gewesen. Es war ein recht schwüler Tag und ich kann mich erinnern, dass ich nicht nur deshalb schwitzende Hände hatte.

«Also frag», sagte sie schlicht.

«Was ist die Nienetwiler Kultur?»

«Stell dir vor, es gäbe eine Kultur, nicht irgendwo auf der Welt, sondern zwischen den Dingen, Gedanken und Begegnungen, eine Kultur, die nicht durch Abstammung oder Religion entsteht, sondern durch Aufmerksamkeit. Diese Kultur trägt den Namen Nienetwil. Sie fragt: Was entsteht, wenn wir die Welt nicht als Sammlung von Objekten betrachten, sondern als Gewebe von Beziehungen? Was passiert, wenn wir nicht vom ›Ich denke‹ ausgehen – sondern vom ›Wie handeln miteinander‹? Die, die sich Nienetwiler nennen, erzählen die Geschichte des Lebens nicht als Besitzgeschichte oder Geschichte des Erreichens, oder Geschichte der Ereignisse. Nienetwiler erzählen Beziehungsgeschichten. Geschichten zwischen Menschen. Geschichten zwischen Menschen und Dingen, Werkzeugen, der Natur, der Umwelt. Nienetwiler erzählen eine Geschichte der Beziehungen miteinander und des gemeinsamen Handelns aller, die an etwas beteiligt sind. Die miteinander Sinn schaffen.»

Heute verstehe ich das, aber damals bin ich einfach verlegen rot angelaufen und habe sie mit offenem Mund angestarrt.

9. August 1921: Dienstag. Heute war im Scheherazade viel los, und ich bin so müde, dass ich kaum den Bleistift halten kann. Am Samstag lud mich Anamun – ich habe ihren Namen vorher noch gar nicht erwähnt! – zu einem Treffen von Skandaj ein. Man würde mich am Sonntagmittag abholen. Und so war es und den ganzen Sonntag und Montag habe ich wie in einem Traum verbracht und den heutigen Tag so viel gearbeitet, dass ich nicht darüber nachdenken konnte, was alles geschehen ist. Ich werde das nachholen müssen.

Das tat ich auch und bin heute sehr froh darüber, denn das Erlebte hat mein Leben verändert. In den Tagen darauf nahm ich mir immer wieder Zeit, alles aufzuschreiben, und heute, da ich weiß, dass meine Geschichte so eng mit der

der Nienetwiler Forschung und den Skandaj verflochten ist, ist es umso wichtiger, das Erfahrene zu teilen.

Aus meinen Aufzeichnungen: *Die Skandaj haben keinerlei Hierarchie. Sie haben, so erfuhr ich, nicht einmal ein Wort dafür. So sehen sie auch keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Knaben und Mädchen. Das Erstaunlichste aber ist, dass sie grundsätzlich alles als gleichberechtigt ansehen, egal ob Mensch, Tier, Pflanze oder Ding. «Wenn ich aus diesem Becher trinke, sagte einer der Skandaj – den Namen habe ich leider nicht notiert –, ist er mir dann nicht gleichgestellt? Wer würde den Wein zusammenhalten, wenn nicht er? Und ist der Wein nicht ebenso Teil der Sammlung? Denn was wollte ich mit einem leeren Becher? Und ich, bin ich nicht auch Teil davon? Denn was wollte der Wein in einem Becher, wenn ich ihn nicht tränke?»*

Ich bin nicht sicher, ob ich alles richtig verstanden habe, aber ich finde das eine faszinierende Haltung – Dinge sind Partner im Handeln und erst durch sie bekommt das, was man tut, Sinn.

«Ja, Miribal», sagte Anamun zu mir, «in der Nienetwiler Kultur denken wir, dass alles mit allem verbunden ist oder im rechten Augenblick verbunden sein könnte. Sobald wir gemeinsam etwas tun, erschaffen wir eine Sammlung, gadho, wie wir das nennen, in der alle gleichermaßen daran beteiligt sind.»

Damit Dinge sprechen können, werden sie befragt. Das Befragen ist aber, so wie ich es verstanden habe, nicht etwa ein Gespräch, sondern es ist damit gemeint, dass zum Beispiel ein bestimmtes Werkzeug geschaffen wird, damit man etwa aus einem Baum ein Boot machen kann. Der, der das macht, ist dann der Fürsprecher für den Baum, denn ohne ihn könnte der Baum nicht zeigen, dass er das Potenzial hat, Boot zu sein.

In der Nienetwiler Kultur gibt es auch keine Arbeit, sie haben auch dafür kein Wort (offenbar geben sie dem, was sie nicht mögen, einfach kein Wort?). Nun ist es aber ganz und gar nicht so, dass sie nichts tun würden, aber sie verstehen unser auf Entlohnung und Ausbeutung aufgebautes System der Arbeit nicht. Sie haben ja keine Hierarchie, wie sollten sie das also verstehen? «Ihr seid also Kommunisten?», habe ich gefragt, und da haben alle gelacht, und Anamun hat gesagt, dass das ganz sicher nicht der Fall wäre, denn auch der Kommunismus sei ja ein politisches System der Ausbeutung und Hierarchie.

Nachdem mich ein junger Mann und eine Frau mit einer offenen Kutsche abgeholt hatten, fuhren wir damit zur Pont de Neuilly, wo wir in ein kleines Schiffeinstiegen. Es hatte ein Segel und war, wie mir schien, nicht mehr das Jüngste. Mit diesem Schiff fuhren wir etwa drei Stunden, bis wir irgendwo im Nordwesten von Paris an einem Wald ankerten.

1923 empfing mich mit einem Monat, in dem ich krank im Bett lag. Irgendjemand, ich weiß nicht mehr, wer, dachte wohl, dass er mir etwas Gutes tat und ließ mir Marcel Prousts «À l'ombre des jeunes» zukommen, und irgendein an-

derer Besucher, der das Buch sah, meinte dann, dass er mich mit Prousts «Sodomie et Gomorrhe», das in Paris seit dem Herbst angepriesen wurde, erfreuen könnte. Nicht dass ich Prousts Witz und Wortreichtum nicht gemocht hätte, aber ich war eine junge Frau von einundzwanzig Jahren! Also legte ich die Bücher beiseite und schlief. Ich schlief einen Monat lang, und als ich endlich wieder gesund und auf den Beinen war, fragte ich zuallererst nach Arbogast. Ich hatte viel nachgedacht über die Gespräche, die wir in den vergangenen drei Jahren geführt hatten. Gespräche über Politik und Archäologie, über die Geschichte und die Philosophie, und immer wieder Gespräche über ihre Sprache, das Alaju. Sie interessierte mich am meisten. Es war mir inzwischen klar, dass unser Französisch nicht immer so gewesen war, nicht immer so geklungen hatte, wie es in dieser Zeit gesprochen wurde. Ich war manchmal in der Straße der Metzger oder Tuchhändler, um ihnen zuzuhören, wenn sie in ihrem eigenen Dialekt sprachen, der, ganz wie es mir Arbogast über die Skandaj erzählt hatte, durchsetzt war von fremden Wörtern aus Deutschland, Belgien, Holland, Italien, dem Bretonischen oder Occitane, Spanisch oder gar Arabisch. Ich hätte ihnen ewig zuhören können und alles in mich aufgenommen, was ich hörte.

Ich wusste, dass Sprache etwas Lebendiges, ja Fantastisches war, das weit mehr zu bieten hatte als das Französisch von Proust.

Was mir Arbogast über die Entstehung der Sprachen und ihren Einfluss auf jene, die sie sprechen, erzählt hatte, ließ mich nicht mehr los. So war es kein Wunder, dass es mich nach mehr verlangte.

Ophelia sagte mir, dass er seit Längerem nicht mehr hier gewesen sei und sich, wie es hieß, in seinem Atelier verkrochen habe.

Also bat ich darum, ihn besuchen zu dürfen, und als sie es mir gestattete, packte ich eine Flasche Wein, eine große Wurst, Weißbrot und, als besonderes Geschenk, eine Tafel feinster Schokolade ein und machte mich auf zu seinem Atelier.

Das schmale Haus befand sich, ganz «unkünstlerisch», in einer Mansarde an der Rue de Sommerard. Der Concierge ließ mich hochgehen. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass mein Besuch viel Gerede im Haus zur Folge hätte.

Schüchtern klopfte ich an seine Tür. Arbogast machte auf und schaute mich etwas erstaunt an. «Was machst du denn hier, Prinzessin?» Der Kosenamen «Prinzessin» schien nun also ganz und gar und überall meinen wirklichen Namen ersetzt zu haben.

«Miribal, Monsieur Arbogast, bitte nennen Sie mich Miribal.»

«Dann nennst du mich Aciel», entgegnete er etwas unwirsch. Er schien seinen Tonfall bemerkt zu haben und sagte versöhnlich: «Was führt dich zu mir, Miribal? Du willst doch nicht etwa den noch nicht bezahlten Champagner eintreiben?»

«Aber nein ... Aciel ... Ich bin hier, um zu lernen. Alles über Sprachen möchte ich lernen, alles, was Sie wissen, möchte ich auch wissen!»

«Oh!» Er zog die Augenbrauen hoch und sein schmales Gesicht wirkte erstaunt und traurig zugleich.

«Dann wird das wohl ein längerer Besuch.» Er lächelte, öffnete die Tür und ließ mich eintreten.

In der Mansarde herrschte ein einziges Chaos. An einer Wand stand eine Staffelei mit eingespanntem Bild, irgendetwas Abstraktes, wie es Pablo hätte malen können. Überall standen Bücher auf dem Boden, zu hohen, schiefen Türmen aufgestapelt. Ein Schreibtisch war über und über mit Papieren und noch mehr Büchern vollgestellt, die nur wenig Platz für eine Schreibmaschine, eine dieser nigelnagelneuen Remington Portables, freiließ. Sein Bett war ungemacht, der Schrank stand offen, wohl weil er ob der überquellenden Fülle an verschiedenen Kleidungsstücken nicht mehr zu schließen war. Auf dem Tisch beim Fenster standen Weinflaschen und vor dem Fenster pickte eine Taube an irgendetwas herum, das er dort hingestellt hatte. Verschiedene Masken, Bilder, Landkarten und Notizzettel verdeckten jeden Zentimeter der Wände und sogar der schrägen Decke. Hinter und neben der Staffelei standen Dutzende Bilder, Zeichenblöcke, leere Rahmen, kleine Holzkisten voller dieser neuen Blechtuben mit Farbe. Pinsel steckten in Büchsen und Gläsern oder lagen wild verstreut wie gefallene Soldaten in Lachen von eingetrockneter Farbe unter der Staffelei. Im Zimmer roch es leicht nach der Ölfarbe und nach Terpentin, vermischt mit Zigarrenrauch und Kaffee.

Ich war ebenso schockiert wie amüsiert, denn so etwas hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Staunend stand ich mitten in dem etwa acht mal fünf Meter großen Zimmer, den Korb mit den mitgebrachten Sachen immer noch vor meiner Brust haltend.

«Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte Arbogast.

«Oh, ich möchte lernen. Hier, ich habe etwas für Sie mitgebracht.»

Er schaute erst den Korb an und dann mich, schüttelte «tztz» machend den Kopf und nahm mir den Korb ab. «Du weißt, dass das nicht nötig gewesen wäre. Du bist eine Freundin und immer so willkommen wie nur irgendjemand sein könnte. Nun gut, hier sieht es aus, als wären die Goten durchgezogen. Lass mich den Tisch freimachen, dann setzen wir uns.»

Hastig und, wie ich fand, etwas geniert, machte er den Tisch frei und räumte alles in ein Waschbecken und auf den Boden.

Er stellte meine mitgebrachten Sachen auf den Tisch, holte ein Messer und schnitt von der Wurst und vom Brot ab, öffnete den Wein, den er mit einem anerkennenden Nicken offensichtlich für gut befand, und stellte zwei Gläser auf den Tisch.

«Setz dich, Miribal, Prinzessin der Scheherazade, Schülerin des Wortes und Lehrerin der Freundlichkeiten. Lass uns über Sprache sprechen.»

«Weshalb ist die Nienetwiler Sprache anders als die anderen?»

«Nun, eigentlich einfach, weil unser Volk anders ist als die anderen Menschen. Wir denken anders, Miribal, ich habe dir davon erzählt. Diese Welt ist eine schrecklich komplizierte Welt. Überall lauern Tücken.»

«*Den ieho ghlotz!*», rief ich dazwischen. Er lächelte. «Genau, *ghlotz*, und zwar überall. Weißt du, für vieles, was ihr kennt, haben wir gar keine Worte. Nicht, dass wir sie uns nicht aneignen könnten, aber wir wollen einfach nicht. Sie sind schrecklich, unmenschlich und grauenerregend. Arbeit zum Beispiel, oder Krieg, Gewinn oder Untergebener. All das kennen wir in unserer Kultur nicht, und wir wollen es auch nicht lernen. Unsere Sprache gibt wieder, was wir sind: friedfertige, wissbegierige Menschen, die versuchen, in einer Welt zu überleben, die uns nicht haben will. Unsere Sprache ist ein Abbild von dem, was wir sind: umherziehende, sammelnde Leute. Doch ich habe dir über unsere Sprache ja schon viel erzählt. Du kennst vielleicht unser Vokabular nicht, aber du weißt, wie es funktioniert. Die meisten Sprachen zwischen Peking und Madrid und zwischen Oslo und Kapstadt haben sich in den letzten tausend Jahren stark verändert. Nimm das Französische. Einst lebten hier Kelten. In Paris waren das die Pariser und die Stadt hieß damals Lutetia. Sie sprachen einen keltischen Dialekt, der heute nicht mehr gesprochen wird.»

«Ähnlich dem Bretonischen?», fragte ich dazwischen.

«Ja, so ähnlich. Aber auch das Bretonische hat sich seither verändert. Als der römische Feldherr Caesar Gallien, so nannte er das Gebiet Frankreichs damals, eroberte, brachten er und seine Armeen die römische Sprache und Kultur hierher. Die Gallier bekämpften die Römer zuerst, doch mit der Zeit nahmen sie die Sprache und viel von der Kultur und den kulturellen Errungenschaften an. Später wurden die Römer von eindringenden germanischen Stämmen vertrieben und die Menschen nahmen auch von ihnen Kultur und Sprache in sich auf. Aus all dem entstand das Altfranzösische – eine Sprache, die selbst du heute wohl nicht einfach so verstehen würdest. Mit der Zeit veränderte sich das Französische immer mehr. Heute haben die Pariser ihren eigenen Dialekt,

im Süden versucht man noch immer, den Leuten das Occitane auszutreiben, und die Bretonen, nun ja», sagte er lachend, «die Bretonen sind eben Bretonen. Überall gibt es Dialekte, denn die Einflüsse der Römer und Germanen, der Handel und all das haben in den verschiedenen Regionen auch unterschiedliche Eindrücke hinterlassen. Nicht aber bei den Skandaj. Wir haben in unserer Sprache nicht mehr oder weniger Wörter der Römer übernommen als von den Kelten, den Hopi, den Bantu, den Basken oder welches Volk du auch immer nehmen willst. Wir haben gesammelt, was uns als brauchbar erschien, und es unserer Ur-Sprache, dem Alaju, hinzugefügt. Und wenn uns etwas nicht mehr gefiel oder ein schöneres, «volleres» Wort eingebracht wurde, dann haben wir das übernommen.»

«Haben alle Sprachen denn einen gemeinsamen Ursprung?»

«Manche glauben das, aber es ist nicht wahr. Denn auch der Mensch entstammt keiner Familie. Einst gab es viele verschiedene Triebe dieser Pflanze, die heute der Mensch ist. Mit der Zeit hat sich ein Trieb durchgesetzt, aber davor haben sie sich auch vermischt und Wissen und Sprache ausgetauscht. Einige Wissenschaftler sagen, dass alle hier gesprochenen Sprachen vom Indogermanischen kämen, doch sie sind sich selbst nicht einig, denn es gibt Sprachen, etwa das Ungarische oder Finnische oder Baskische, die mit unseren Sprachen nichts gemeinsam haben. Das Alaju ist aber uralte und du findest in jeder Sprache dieser Welt Wörter daraus oder ihre in der Zeit veränderte Abwandlung davon. Daher gehen wir davon aus, dass Alaju eine Ursprache der Menschen war und sie ganz an den Anfang zurückgeht.»

«All das ist so ... so kompliziert, spannend und groß. Ich würde gerne mehr wissen!»

«Das kannst du, Miribal, das kannst du. Doch für heute müssen wir unser Gespräch leider beenden, denn ich habe eine Verabredung und muss mich noch etwas ansehnlicher für die Pariser gestalten.»

Als ich zurück im Scheherazade war, drehte sich mir der Kopf. Ich wusste nun, was ich wollte: Ich wollte mein Leben den Sprachen widmen. Doch wie sollte ich das anstellen?

Alaju

1924, was für ein Jahr. Schon im März schrieb ich in mein Tagebuch: 4. März 1924: *Dieses Jahr ist erst im dritten Monat und schon ist mehr geschehen, als ich das von ganzen Jahren kenne. Im Januar ist Lenin gestorben und die haben eine ganze Stadt nach ihm benannt. Sein Tod wird die Kommunisten nicht aufhalten. Auf der anderen politischen Seite spielen die Italiener mit ihrem Mussolini verrückt. Die Faschisten gewinnen*

in ganz Europa stark an Zuwachs, sogar einige Franzosen fangen schon an, dumm dazuhersprechen.

Heute machte der Schreiber des türkischen Botschafters einen Besuch im Café. Er rief aus: «Mme Scheherazade, die Türkei hat das Kalifat abgeschafft, stellen Sie sich das vor! Jetzt sind Sie die einzige Königin von Rang!»

Das Jahr 1924 brachte mir aber vor allem dank der Olympischen Sommerspiele, die in diesem Jahr in Paris stattfanden, die Möglichkeit, meine sprachlichen Kenntnisse weiter zu verbessern. Zu den Spielen reisten aus der ganzen Welt nicht nur Sportlerinnen und Sportler an, sondern auch alles, was die aufblühende Filmindustrie zu bieten hatte. Auch kamen aus der Politik und aus den verschiedensten Forschungsgebieten Leute nach Paris. Niemand wollte sich dieses Ereignis entgehen lassen und alle wollten die Chance nutzen, möglichst viele bekannte, berühmte (und vor allem berüchtigte) Menschen kennenzulernen. Das Scheherazade war wie der Turm zu Babel und es gab wohl kaum eine Sprache, die hier in der Zeit nicht gesprochen wurde.

Ophelia hatte den Stadtrat dazu bewegen können, in der Zeit der Spiele vor dem Scheherazade ein Café betreiben zu dürfen, was dazu führte, dass wir nun den ganzen Tag, und nicht nur mittags oder abends, Betrieb hatten.

Die Grand Madame Scheherazade und ich wuselten den ganzen Tag von einem Tisch zum anderen, sprachen mit diesen und jenen, schäkerten und plauderten und taten, was wir am besten konnten: Wir machten Leute miteinander bekannt.

Es war wenige Tage nach Beginn der Spiele, an einem wunderschönen Mai-Morgen, als Aciel Arbogast ins Café kam. «Hinten warten zwei Herren. Wir würden gerne den Blauen Salon für uns allein haben. Kannst du das einrichten? Und Miribal. Wir würden uns freuen, wenn du uns Gesellschaft leisten würdest.» «Ich werde sofort das notwendige in die Wege leiten, Aciel.»

Als ich in den Blauen Salon kam, verschlug es mir fast die Sprache, denn dort stand Aciel zusammen mit Mr. Winston Churchill. Churchills Begleiter wurde mir als Arthur Keith vorgestellt, und Churchill meinte lachend, das sei der einzige Mann im ganzen verflixten Commonwealth, der das politische Recht im Königreich kenne. Und Aciel zwinkerte mir zu und sagte: «Und außerdem wirst du keinen Fachmann finden, der mehr über Sanskrit weiß als er.»

Ich versuchte meine Aufregung im Zaum zu halten und führte die drei an einen Tisch.

Ophelia kam nun ebenfalls hinzu, um höchstpersönlich die Getränkebestellung entgegenzunehmen. Die drei Männer standen sofort auf und Churchill nahm artig Ophelias Hand und hauchte einen Kuss darauf.

«Madame Scheherazade, ihr seid noch schöner als bei meinem letzten Besuch.»

«Oh, aber ich bitte Sie, Winston, das war ja noch vor dem Krieg, Sie Charmeur!»

Als wir etwas später wieder nur noch zu viert an einem Tisch vor unseren Getränken saßen, meinte Mr. Churchill zu mir, dass Aciel ihn und «Arthur» extra hierhergebracht habe, um mich kennenzulernen. «Aciel meinte, dass Ihr Euch ganz wunderbar mit den Sprachen, verzeiht meine Ausdrucksweise, mit den Sprachen der Händler, Huren, Diebe und Zigeuner auskennen würdet.»

«Oh, Mr. Churchill, ich habe nur ein gutes Ohr, und die Sprachen interessieren mich. Aber unser Freund Aciel übertreibt, denn ich weiß noch nicht einmal ein klitzekleines bisschen von dem, was ich wissen möchte.»

«Nun, Aciel übertreibt zwar gerne, aber wenn er mir jemanden vorstellen möchte, dann hat er auch ganz sicher einen Hintergedanken. Was also, junge Dame, könnte Aciel meinen, das mir bei einem Treffen mit euch von Nutzen sein könnte?»

«Das weiß ich nun wirklich nicht, Sir, ganz bestimmt kann ich Ihnen niemals von Nutzen sein!»

«Glaube mir, Winnie», mischte sich Aciel ein, «sie wird dir von Nutzen sein, aber noch nicht jetzt. Ich wollte euch nur bekannt machen, damit, wenn die Zeit da ist, du, Mr. Keith und sie zur rechten Zeit zusammenarbeiten könnt.»

«Ach du wieder mit deiner Geheimniskrämerei!», rief Churchill aus, und dann lachten sie, und Mr. Keith schaute verwirrt zu mir hoch.

«Wenn Sie erlauben, Mr. Keith, und Sie einmal Zeit haben, würde ich gerne etwas über Sanskrit erfahren. Ich konnte erst wenig darüber lesen.»

«Ihr offensichtlich sehr wohlwollender und umtriebiger Freund, Mr. Arbogast, hat mich bereits gebeten, uns zu unterhalten. Ich erwarte Sie gerne morgen Vormittag im Ritz. Und für Ihren charmanten schottischen Akzent, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, bedanke ich mich. Üben Sie noch etwas das ch und das r, dann klappt das beim nächsten Mal ganz wunderbar.»

Am nächsten Tag fand ich mich am Morgen im Ritz ein und wurde bereits von Aciel und Mr. Keith erwartet. Das Ritz war und ist ein riesiges Hotel, das mir wie ein Palast erschien. Doch es war kein Ort, wo man miteinander in Ruhe sprechen konnte. So gingen wir raus und in ein Café gleich an der Ecke Rue

Voltaire und Rue Rateau, setzten uns in den Garten und genossen einige Minuten schweigend den Frühlingsmorgen.

Mitten in die Stille sagte Keith: «Das können Sie nicht ernst meinen, dass das alles an Grammatik ist, dass das Alaju hat!»

«Und weshalb sollte das nicht gehen?»

«Das ist doch nur eine Aneinanderreihung von Wörtern!»

«Sie sind nicht umsonst Professor, Professor», witzelte Arbogast ernst.

«Das hilft mir aber bei meinen Sanskritstudien auch nicht weiter.»

So stritten die beiden hin und her und ich verstand nur ganz langsam, worum es tatsächlich ging. Scheinbar waren die Wörter aus dem Sanskrit, von gleichem Ursprung wie unsere heutigen westlichen Sprachen, zwar eine Bedeutung hatten – zum Beispiel in den Veden – und auch so niedergelegt waren, gleichzeitig aber scheinbar auch etwas anderes bedeuten konnten. Also ganz so, wie mir das Arbogast über das Alaju erklärt hatte. Und der Satz, den er da ausgesprochen hatte, schien auch tatsächlich von da her zu kommen oder umgekehrt.

Ich hing meinen Gedanken nach und merkte gar nicht, dass mich die beiden inzwischen anschauten.

«Was meinst du dazu, Miribal?», fragte mich Aciel.

«Ich? Wozu?»

«Darüber, ob die Sprachen und die Wörter, die wir benutzen, tatsächlich die Möglichkeit bieten, uns auszudrücken.»

«Da wir ja jetzt gerade eine präzise Unterhaltung führen, scheint es

möglich zu sein. Vielleicht ist in dieser komplexen Welt eine klare Definition der Wörter tatsächlich notwendig. Ob sie allerdings wirklich dazu in der Lage ist, sich auszudrücken, bezweifle ich. Allein wenn ich das Wort Französisch, als Bezeichnung für meine Muttersprache, mit dem Wort vergleiche, das Sie Ihrer Sprache geben, also Alaju, dann wird klar, wie langweilig unsere Sprache ist. Während mein Begriff einfach klar macht, dass dies die Sprache der Franzosen ist, wandelt *Alaju* seine Bedeutung je nachdem, wie und von wem es verwendet wird. Nein, die modernen Sprachen können das nur sehr begrenzt und ich verstehe Sie, Mr. Keith, dass Sie die alten Sprachen so faszinieren, denn auch wenn Sie heute nicht viel über Sanskrit gesprochen haben, ist mir, glaube ich, klar geworden, dass fast alle hier gesprochenen Sprachen mit dem Sanskrit verwandt sind.»

Wir sprachen noch bis zum Mittag. Ich musste mich beeilen, denn ich musste im Scheherazade helfen.

Aciei sah ich bereits nach wenigen Tagen wieder, Mr. Keith jedoch erst zehn Jahre später.

Links und rechts

Ach, die Jahre verflogen nur so. Nach den Olympischen Spielen und einem ganz und gar verrückten Jahr 1924 folgte ein weiteres. Und die Menschheit, die von einem sich immer schneller drehenden Karussell an den Abgrund der Zeitgeschichte gedrängt wurde, tröstete sich mit ausgelassenem Feiern. Von den Grammophonen klang der Swing, man tanzte den Charleston und versuchte zu vergessen, dass das alles so nicht weitergehen konnte. In den Armenvierteln der Städte rebellierten die Arbeiter, unterstützt entweder von den Kommunisten oder von den Faschisten, die einen mit der «roten Bibel», die anderen mit nationalistischen Flugblättern.

Wir alle spürten, dass sich da etwas zusammenbraute, das uns in den Abgrund zu reißen drohte, aber der Aufschwung, der technische Fortschritt und die besseren Lebensverhältnisse machten dennoch Hoffnung, dass alles noch einmal gut gehen würde.

Inzwischen war ich auch mit meinen Sprachkenntnissen weitergekommen und wurde von Ophelia (und manchen ihrer Gäste) immer öfter als Dolmetscherin beigezogen.

Ich sprach nun fließend Englisch und ein gutes Deutsch, hatte kaum noch Schwierigkeiten mit Russisch und schäkerte mit Mr. Veloncourt, dem Lateinprofessor der Universität von Paris, in Latein, wobei ich zugeben muss, dass es ein grausiges Latein war.

Aciei war seit dem Herbst 1924 auf Reisen und ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen.

Als er im Frühling 1927 wieder auftauchte, war er ganz verändert. Er war mager und die Haare waren grau geworden. Und er sah unendlich müde aus. Er kam eines Abends, ohne aufzusehen ins Scheherazade, bei ihm drei Frauen und zwei Männer, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich hätte ihn gerne begrüßt, aber sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass ich das wohl besser lassen würde. Seltsamerweise kränkte mich das sehr. In mein Tagebuch schrieb ich:

29. Mai, 1927: Aciei war heute hier, aber er hat mich nicht beachtet. Nach all der Zeit, die er nun fort war, hat er mich nicht einmal begrüßt. Er sieht um Jahre gealtert aus, ist ärmlich gekleidet und schlecht frisiert. Ich fürchte, mein Freund hat große Probleme.

Nach diesem Besuch war er wieder für einen Monat verschwunden. Doch das Scheherazade und die Cafés in Paris boten mir genügend Abwechslung –

zum Beispiel die Gesellschaft von Suzanne (Suzanne Crémieux). Was für eine Frau! Die Dame war so rot, dass Lenins rote Bibel dagegen wie eine verblassene Rose aussah. Sie überschüttete mich mit ewig langen Monologen über die Ungerechtigkeiten, die an den Frauen begangen würden. «Sieh dich doch hier einmal um» – dabei machte sie eine das ganze Scheherazade umfassende Geste – «Wie viele Frauen mit Gewicht siehst du denn hier?» Ich deutete auf Mme Shou, die Gattin des chinesischen Botschafters, die draußen im Café saß. Sie war nicht nur gut hundertzwanzig Kilo schwer; es wurde auch gemunkelt, dass sie in der Außenpolitik aus dem Hintergrund mitmischte. Suzanne lachte über die Doppeldeutigkeit. «Na, das ist doch das beste Beispiel, sie ist eine Kommunistin, da gilt das Wort einer Frau wenigstens etwas.» «So? Und wo sind die ganzen Frauen in eurer Partei? Oder in Stalins Stab?» In der Art ging es hin und her. Sie hatte natürlich nicht Unrecht: Das Scheherazade war wie ein Abbild eines Frankreichs früherer Zeiten. Es gab die Königin und ihre Entourage, zu der ich ja auch gehörte – wir verkörperten den Adel. Dann gab es die «Kaste» der Gelehrten und Politiker, die fast ausschließlich aus Männern bestand. Dann die «Kaste» der Künstler, in der es außer einigen Schauspielerinnen, Operettensängerinnen und «Musen» kaum Frauen gab, von denen man hörte.

Die Frauen waren die «Damen», die hierher kamen, um ihre Gesellschaft und manchmal auch ihren Körper zu verkaufen. Und die Frauen waren die, die die Betten und Zimmer sauber hielten, die Blumen an den Tisch brachten oder im Vorzimmer der Toiletten beim Nachfrisieren halfen. Frauen, mit Ausnahme von Ophelia, hatten in diesem Haus kaum etwas zu sagen, waren komplett untervertreten und durften im besten Fall mit einem freundlichen Klaps auf den Hintern rechnen. Dabei musste ich Ophelia noch in Schutz nehmen, denn die Mädchen standen Schlange, um hier Betten machen zu dürfen. Kaum jemand bot so gute Arbeitsbedingungen. Dennoch reichte das Wenige, das sie verdienten, kaum zum Leben. Im Krieg hatten sie uns alle noch gebraucht. Da waren die Männer plötzlich weg und erschossen Deutsche oder wurden selber erschossen. Paris war in den Händen von Frauen, die sich, als der Krieg vorbei war, mit Händen und Füßen dagegen wehrten, dass man ihnen die erlangten Freiheiten wieder nehmen wollte. Es war vergebens. Mit Ausnahme von denen, die wie ich das Glück hatten, in «besseren Kreisen» zu leben – und das taten auch Geneviève und Suzanne – waren die Frauen an ihr Zuhause oder an das Fließband in der Fabrik gebunden. Glücklicherweise noch die, die einen Handwerker zum Mann hatten, der für die Bourgeoisie arbeiten konnte. Aber an den Rändern von Paris oder Marseille schufteten die Frauen für Hungerlöhne oder wurden von ihren Zuhältern oder Männern (oder Vätern) zur Prostitution

gezwungen. An den Universitäten war das Studium für Frauen zwar erlaubt, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, die die Universitäten erst zu öffnen begannen. Aber welche Frau, wenn sie nicht aus wohlhabendem Hause war, hätte sich das leisten können?

Ich hatte Suzanne also nicht wirklich etwas entgegenzusetzen, und so bestanden unsere Diskussionen oft eher darin, sich hochzuschaukeln und eine riesige Wut im Bauch zu haben.

Bei einem solchen Treffen kam Geneviève Tabouis erstmals ins Scheherazade. Sie war eine sehr engagierte Journalistin und kannte wirklich alle, die in der Politik etwas zu sagen hatten. Sie war ebenfalls eine Linke und als sie Suzanne sah, steuerte sie direkt auf uns zu.

Von da an waren wir drei immer wieder zusammen, dicke Freundinnen sozusagen, Geneviève war die Älteste von uns und ich die Jüngste, aber das Alter spielte bei uns keine Rolle.

Einige Monate nach unserem Kennenlernen nahm mich Geneviève beiseite: «Du kennst Arbogast?»

«Ja, wieso fragst du?»

«Was ist das für einer?»

«Wie, warum fragst du mich das? Er ist ein enger Freund von mir.»

«Ach, nur so, ich wollte nur fragen.»

Und dann wechselte sie das Thema.

Das fand ich seltsam. Ich hatte noch nie über Aciel nachgedacht, fiel mir da ein. Er war einfach so da oder nicht da. Er war ein Freund und Freund unserer Freunde. Er war einfach d'Aciei Arbogast. Also ging ich zu Ophelia und fragte nach ihm. «Oh, mon cher, Aciel ist Aciel. Er ist immer auf der Suche, immer am Wirken und am Weben von Netzen. Er ist ein Forscher, Abenteurer und neuerdings auch Diplomat, der, so scheint mir manchmal, mehr Leute kennt als Gott.»

Da ich auch aus dieser Antwort nicht schlau wurde, sprach ich nun Geneviève deswegen an. «Weshalb hast du mich nach Aciel gefragt?» «Er ist suspekt», lautete die trockene Antwort. «Was?» «Suspekt. Keiner weiß, wer oder was er eigentlich ist. Fragst du einen Künstler, dann sagt er dir, «ah Arbogast, ja, der ist Künstler, kein besonders guter zwar, aber Künstler», fragst du einen Politiker, dann sagt der dir, «ich weiß nicht, von welcher Partei der ist, aber er kennt wirklich jeden rechtschaffenen Politiker auf dem Planeten», und fragst du einen Handwerker, irgendeinen in Paris, nun, das ist vielleicht übertrieben, trifft es aber fast, dann sagt der «ja, den Arbogast kenn ich, der hat mir einen Hobel besorgt». Verstehst du, was ich meine? Jeder kennt ihn, und das beileibe

nicht nur in Paris, doch keiner kennt ihn aus der Gesellschaft der anderen. Es ist einzig mein Glück, dass ich als Journalistin mit den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, wenn du so willst, zu tun habe, sonst würde ich, wie die anderen meiner Kollegen, denken, er sei Journalist!» Sie hatte sich derart echauffiert, dass ihr zierliches Gesicht ganz rot angelaufen war und die Strähnen ihres Bubikopfs an ihrer Stirn klebten. Sie wischte sich die Haare unwirsch aus dem Gesicht. «Verstehst du nun, weshalb ich frage?»

Ich verstand nicht. «Das ist doch nur seine Neugierde und sein Forscherdrang. Er ist offen gegenüber allen Leuten, egal ob aus Politik, Kunst oder Wissenschaft. Er fragt und bekommt Antworten, er hat ein Wissen, das unbeschreiblich ist und das er offen mit allen teilt, die es gebrauchen können. Und weil er überall nach seinem Nienetwil forscht, kommt er auch in allen Gegenden und Ländern mit Menschen zusammen, die er wiederum mit anderen bekannt macht, wenn er denkt, dass es ihnen von Nutzen ist.»

«Das ist möglich, Miri, aber ich habe ihn zusammen mit Faschisten gesehen!»

Es war, als hätte sie mir einen Ziegelstein an die Brust geworfen. «Faschisten? Niemals! Er verachtet sie zutiefst!», rief ich aus.

«Ich habe ihn mit Georg Valois und einem seltsamen Typen aus der Okkultistszene sprechen sehen.»

«Aber das besagt doch gar nichts. Hast du ihn etwa faschistische Reden schwingen hören?»

«Nein, das nicht, aber es ist doch merkwürdig, oder nicht?»

Ja, das war es, und ich musste noch einen ganzen Monat warten, bis ich darauf eine Antwort bekam.

Als ich Aciel beim nächsten Mal sah, wirkte er noch abgerissener als beim letzten Mal. Aber er lachte wenigstens wieder, und als er mich erblickte, winkte er mir zu und küsste mich auf die Wangen. «Miribal, meine Prinzessin. Ich habe dich vermisst!»

Einige Stunden später, als wir das Straßencafé bereits geschlossen und die wenigen noch verbliebenen Gäste in den großen Salon gegangen waren, nahm er mich bei der Hand:

«Setzen wir uns, Miribal.» Wir setzten uns abseits der anderen Gäste an einen kleinen Tisch.

«Du schaust mich seltsam an, Miribal, was ist los?»

«Ich habe seltsame Dinge über dich gehört, dass du mit Faschisten verkehrst und dich die Linken als suspekt bezeichnen. Und ich mache mir Sorgen um dich; du siehst müde und ausgezehrt aus.»

«Oh, Miribal, ich bin müde und ausgezehrt. Ich bin in der halben Welt herumgereist, um die Nienetwiler vor dem zu warnen, das da auf uns zukommt.»

«Und was kommt auf uns zu?»

«Ein Krieg, Miribal. Ein Krieg kommt auf uns zu. Überall steigt der Faschismus empor wie die Gase aus der Kanalisation, und wie diese vergiftet, er das Klima überall. Doch niemand will es wahrhaben. Noch nicht einmal, Winni. Wir Skandaj leben über die halbe Welt verstreut, erst noch mussten viele vor Stalin fliehen, jetzt vor den Faschisten in Italien. Viele sind in die Schweiz gegangen und bauen sich dort eine neue Zukunft auf. Mit den Faschisten habe ich gesprochen, weil ich mehr über ihre Pläne herausfinden wollte, mehr nicht! Und weil ich den einen oder anderen davon überzeugen wollte, dass der Faschismus ein ebenso gefährlicher Holzweg ist wie der Kommunismus. Und ich benötige von Ihnen Sicherheit und Hilfe, damit ich das Erbe der Nienetwiler Kultur in die Schweiz retten kann, bevor es zu spät ist. Ich bin für diese Arbeit nicht gemacht, Miribal. Ich möchte draußen im Garten sitzen und lesen, einen Tisch schreinern oder ein Bild malen. Ich möchte Musik machen oder durch die Landschaft streifen. Stattdessen muss ich mich Menschen überlassen, die nicht verstehen, dass sie einen Irrtum begehen.»

In jener Nacht saßen wir noch lange zusammen und Aciel erzählte mir von all den Treffen mit Wissenschaftlern, Politikern und anderen Leuten, um so viel an archäologischen Fundgütern, an Schriften und anderem in Sicherheit bringen zu können, wie es ging.

Am nächsten Tag schrieb ich in mein Tagebuch:

11. Juli 1927: Aciel war wieder hier und wir haben uns lange unterhalten. Er versucht, das Erbe der Nienetwiler Kultur zu retten. Ach, könnte ich ihm helfen. Die ganze Bürde, die er trägt. Und wie einst sein Vater, der in die Welt gehen musste, um das Böse zu erkunden, muss er sich nun opfern, um seine Kultur zu retten. Es gibt außer Ophelia keinen Menschen, den ich so liebe wie ihn.

2. Design

2.1 Einleitung

von Petra Meyer

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

alle reden über Design: Nicht nur Alltagsgegenstände wie Kleidung, Möbel und Smartphones, sondern auch Kommunikations- und Transportsysteme, Smart Homes und Smart Cities, Lebewesen und sogar das Klima und den gesamten Planeten werden gestaltet. Wir glauben, dass Design ein zentrales Konzept des 21. Jahrhunderts ist. Dieses Kapitel bietet einen Überblick darüber, wie Design alle Bereiche des materiellen und geistigen Lebens beeinflusst, und beleuchtet sein utopisches Potenzial.

Der Originaltext von Prof. Dr. Peter Friedrich Stephan von der Kunsthochschule für Medien in Köln präsentiert eine theoretische Perspektive auf Design. Er betont, dass Designer eine umfassende soziale Verantwortung tragen. Stephan behauptet, dass Menschen sich eher für «Anliegen» als für «Tatsachen» interessieren, und zeigt, dass diese Unterscheidung im 21. Jahrhundert im Mittelpunkt des Designs steht.

Dies war auch ein zentraler Gedanke für Amot Nussquammer jun., der bereits das Potenzial des Designs erforschte, jedoch aus der Perspektive, Lösungen für sehr praktische Probleme durch Kunst und kreative Arbeit zu verbinden. Wir geben einen überarbeiteten Aufsatz aus Nussquammers Nachlass wieder heraus. Da sein einzigartiger Charakter und seine Persönlichkeit alle seine Gedanken inspirierten, fügen wir auch eine kurze Biografie dieses ungewöhnlichen Wissenschaftlers bei.

Die Korrespondenz zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast I. ist ebenfalls lesenswert, da die beiden Gelehrten aus unterschiedlichen

Perspektiven die Beziehung zwischen Dingen und Bildung beim Verständnis des menschlichen Handelns als Gestaltung diskutieren.

Ein Bericht der archäologischen Ausgrabungsstätte «Nienetwil 1» über den sogenannten «Skandi-Stein» erläutert die Bedeutung dieses bemerkenswerten Fundes und vermittelt einen Eindruck davon, wie «greifbar» und relevant die Nienetwil-Forschung tatsächlich ist.

Schließlich freuen wir uns, den zweiten Teil der faszinierenden Autobiografie von Miribal Ciséan zu veröffentlichen.

2.2 Was treibt dich an?

Grundlagen und Perspektiven des Concern Designs

Wo steht das Design heute?

Das Design versteht sich seit der Moderne vor allem als eine Erneuerung von Formen und Funktionen. Um den neuen Aufgaben komplexer gesellschaftlicher Gestaltung gerecht zu werden, muss sich das Design jedoch zunächst selbst erneuern.

Die Anwendungsfelder des Designs erweiterten sich von Produkten und Geräten auf Prozesse, Interfaces, Systeme und Services. Damit nahm aber auch die Unbestimmtheit des Designs zu. Denn je weiter der Designbegriff ausgreift, desto weniger reicht es aus, nur zu sagen, was gestaltet wird. Wichtiger wird die Frage, worum es in der Gestaltung eigentlich geht. Was sind die Anliegen, Wünsche oder Konflikte, die hinter einem Produkt, einer Plattform oder einem Verfahren stehen?

Das Concern Design beobachtet solche Interessen, Werte, Affekte und Deutungen, und es artikuliert unterschiedliche Sichten auf umstrittene öffentliche Angelegenheiten. Es generiert einen Möglichkeitsraum, in dem Gestaltung erst möglich wird, und wird damit zum Metadesign.

Concern Design

Bruno Latour unterschied «matters of fact» und «matters of concern». «Matters of fact» sind Tatsachen, Gegenstände, überprüfbare Sachverhalte. «Matters of concern» dagegen sind «Dinge von Belang», also Angelegenheiten, die Menschen angehen, weil in ihnen etwas auf dem Spiel steht. Als «leidenschaftliche Interessen» umfassen sie Wertungen, Verletzbarkeiten, Machtverhältnisse, Hoffnungen und Ängste. Concerns sind Werte in Aktion. Begriffe wie Sicherheit, Status, Fürsorge, Freiheit, Ordnung, Gesundheit und Anerkennung deuten hin auf Concerns, die aber erst wirksam werden durch eine konkrete Vermittlung durch Bilder, Symbole und physische Gegenstände.

Wenn etwa die Werbung einer Bausparkasse eine junge Familie vor ihrem neuen Haus zeigt, werden etliche der genannten Concerns in einer wirkungsvollen Projektion artikuliert. Ob Liebe und Glück oder Alter und Krankheit: Alle Lebenssituationen sind immer schon vermittelt durch gelernte Bildwelten. Daher kann das Concern Design paradoxerweise von der Werbung lernen, auch wenn seine Ziele entgegengesetzt sind: Aufklärung statt Manipulation.

Concerns bilden sich durch Sozialisation, Rollenbilder, mediale Prägungen, situative Interessenlagen, symbolische Verkörperungen und materielle

Konstellationen. Concerns triggern Affekte und Projektionen, Phantasmen und Obsessionen durch konkrete Ausdrucksformen: Bilder und Worte, Interfaces und Inszenierungen, Organisationsformen, Regeln und Routinen. Concerns kennen weder Mangel noch Erfüllung. Sie sind keine stabilen Defizite, sondern produktive Orientierungen, die Menschen handeln, urteilen, wählen und sich binden lassen. Sie filtern, worauf die Aufmerksamkeit fällt. Sie bündeln Werte, Themen und Fakten zu handlungswirksamen Perspektiven, indem sie mitbestimmen, warum etwas überhaupt als relevant erscheint und wie es gesellschaftlich aufgeladen wird.

Concerns können als Attraktoren verstanden werden, um die sich Wahrnehmung, Motivation und Kollektive organisieren. Das erklärt, warum Menschen oft auf manche Dinge mit hoher Intensität reagieren, die sich nicht mit rationalen Nutzenmodellen erklären lässt. Ein lokales Fußballspiel kann wichtiger werden als ein ferner Krieg; die empirisch sicherste Gesellschaft kann sich subjektiv als zutiefst unsicher erleben. Solche Verschiebungen sind keine Ausnahmen, sondern gehören zur Logik der Concerns.

Die «Revision der Moderne» (Latour)

Die Moderne verstand Design als ein Instrument der Ordnung, Rationalisierung und Verbesserung. Produkte sollten funktional sein, klar, effizient und fortschrittlich. Selbst dort, wo sich das Design sozial engagierte, blieb oft die Vorstellung erhalten, das Design könne für definierte Bedürfnisse angemessene Lösungen bereitstellen. Hier setzt die Kritik des Concern Designs ein. Denn die Wirklichkeit, in der Gestaltung stattfindet und in der auch Bedürfnisse geprägt werden, war noch nie sauber teilbar in Fakten auf der einen und Werte auf der anderen Seite. Sie ist geprägt von Situationen, in denen technische Sachverhalte, emotionale Bindungen, ökonomische Interessen, mediale Bilder, institutionelle Regeln und politische Kämpfe untrennbar ineinandergreifen. Wer heute etwa eine App gestaltet, definiert nicht nur eine Oberfläche. Wer ein Mobilitätssystem gestaltet, strukturiert nicht nur logistische Abläufe. Wer einen Bewerbungsprozess gestaltet, verantwortet nicht nur eine Entscheidungshilfe. Bei all diesen soziotechnischen Prozessen geht es um Konstellationen dessen, was Menschen wichtig ist, wovor sie Angst haben, was sie hoffen, was sie für gerecht halten und was sie hinnehmen sollen.

Concerns sind nicht bloß private Interessen, sondern öffentliche Angelegenheiten, an denen sich Perspektiven, Erwartungen und Konflikte entzünden, die nur vorläufig befriedet werden können. Latour verbindet damit die Idee eines «Parlaments der Dinge»: eines öffentlichen Raums, in dem nicht

nur Menschen, sondern auch Dinge, Infrastrukturen und materielle Eigenlogiken mitsprechen. Er fragt deshalb: Wo sind die Werkzeuge, mit denen die widersprüchliche und kontroverse Natur der «matters of concern» dargestellt werden kann?

Hier wird die Aufgabe des Concern Designs sichtbar: Es geht nicht mehr nur darum, Gegenstände funktional und ästhetisch zu gestalten, sondern zunächst die kontroversen Angelegenheiten in ihrer Vielschichtigkeit und Unabgeschlossenheit überhaupt erst beschreibbar zu machen.

Differenzen zu Latour

Latour hofft, dass eine bessere Visualisierung von Concerns die Aushandlungen von Kontroversen verbessert und sogar deren Auflösung ermöglicht. Dabei übersieht er aber die Dialektik der Darstellung. Diese besteht darin, dass Sichtbarmachung immer notwendig auch Verdeckung ist. Jede Visualisierung strukturiert, reduziert und gewichtet. Temporär und lokal mögen Ausgleich und Stabilisierung erreicht werden, doch die Kontroversen und ihre Visualisierungen bleiben offene und widersprüchliche Konstellationen.

Eine weitere Differenz zu Latours Perspektive wird im Bezug auf Deleuze und Guattari deutlich. Diese stellen die Frage, ob es überhaupt berechtigt ist, von «unseren» Interessen und Anliegen zu sprechen. Vielleicht identifizieren wir uns nur mit vorgefundenen Versatzstücken und hängen an bestimmten Themen, Bildern und Lebensformen nicht deshalb, weil wir sie frei gewählt haben, sondern weil wir in sie hineingewachsen sind wie in die Gefolgschaft eines Fußballvereins. Soziale Milieus und Traditionen, Medien und Werbung, institutionelle Routinen und ökonomische Anreize wirken als «gesellschaftliche Maschinen» und steuern unsere intimsten Triebe, Obsessionen und Phantasmen, oft ohne dass uns dies bewusst wird. Concerns sind damit weniger der Ausdruck individueller Entscheidungen, sondern sie sind Knotenpunkte, in denen Sozialisation, Begehren, Macht und Materialität zusammentreffen.

Sobald man Concerns in diesem Sinne versteht, verschiebt sich das Designverständnis grundlegend. Design beginnt dann bei der Frage, welche Anliegen, Wertungen und Konflikte sich in einer Situation verdichten. Welche Concerns bringen Menschen dazu, sich auf bestimmte Weise zu verhalten, zu kleiden und zu sprechen, Dinge zu kaufen oder politische Optionen zu unterstützen? Das Design wird damit von einer Lösungsdisziplin zu einer Disziplin der Problematisierung und Situationsformung. Es befasst sich mit dem, was Menschen und Kollektive antreibt, bindet und orientiert.

Praxis des Concern Designs

Für die Praxis bedeutet das zunächst eine Abkehr von linearen Modellen. Die bekannten Stufenmodelle des Designs – Artefakt, Prozess, Interface, System, Service – beschreiben Erweiterungen des Gegenstandsbereichs. Concerns jedoch sind der innere Motor, der alle Stufen verbindet:

- Ein Artefakt wird nicht nur wegen seiner Funktion bedeutsam, sondern weil es an Concerns anschließt.
- Ein Interface ist nicht nur Bedienoberfläche, sondern übersetzt Aufmerksamkeit und Prioritäten.
- Ein Service bietet nicht nur Leistungen, sondern normalisiert Erwartungen.
- Ein System organisiert nicht nur Abläufe, sondern Sichtbarkeit, Verantwortung und Macht

Das Concern Design stellt Themen, Konflikte und Lebensformen so dar, dass sie öffentlich wahrgenommen werden können. Neue Artefakte, Umgebungen und Prozesse ermöglichen die materielle Partizipation und experimentelle Erkundung neuer Formen des Zusammenlebens.

Designer sind nicht mehr bloß Formgeber und Problemlöser, sondern moderieren die Modellierung gesellschaftlicher Anliegen. Dies verlangt Kompetenzen wie Recherche, Interpretation, Konfliktwahrnehmung, institutionelles Verständnis und die Fähigkeit, mit Ambivalenz umzugehen. Zugleich verlangt es Bescheidenheit, denn ein solches Design ist stets Teil der Gemengelage, die es verändern will, und kann daher nie souverän von außen eingreifen. Es kann nur situativ vorgehen, Verdichtungen sichtbar machen, Alternativen entwerfen und neue Formate vorschlagen.

Werkzeuge

Für die Aufgaben des Concern Designs wurden verschiedene Methoden und Werkzeuge entwickelt.

Die **Cultural Formats** sind keine bloßen Medienformate, sondern kulturell geprägte Verfahrensweisen und Verhaltensmuster, die Interaktionen präfigurieren und Werte verkörpern. Kulturelle Formate stabilisieren vorübergehend das Verhältnis von Form und Sinn und bilden im sonst chaotischen Feld der Concerns einen Normalfall. Beispiel Arztbesuch: Wie ist der Prozess organisiert von Terminvergabe, Wartezimmer, Untersuchung, Diagnosen, Berichten und Dialogen zwischen Laien und Experten? Welche Concerns sind wirksam,

welche Erwartungen können erfüllt und welche müssen enttäuscht werden, was kann nicht stattfinden?

Die als Normallfall verankerten normativen Vorgaben bleiben meist unbeachtet und sind gerade deshalb gestalterisch relevant: Ein neues Format ändert die Spielregeln dessen, was sagbar, denkbar und praktikabel wird.

Die **Concern Canvas** ist eine Karte, die Kontexte und Kategorien der Concerns sichtbar macht und nach der Gestaltbarkeit verschiedener Instanzen fragt. Im Zentrum steht die Agency mit ihren Ereignissen und Rahmungen; darum herum sind die Themen und Fakten, Concerns und Werte angeordnet. Die Canvas dient als Treffpunkt, Schauplatz und Protokoll von Gestaltungsprozessen für Designer und andere Beteiligte. Projektbegleitend zeigt sie das Geflecht von Akteuren, Deutungen und materiellen Bedingungen.

Der **Hyperzyklus der Transformation** schließlich bietet eine Alternative zur linearen Abfolge von Briefing, Entwurf und Umsetzung. Das Modell zeigt eine zirkuläre Dynamik, in der Material, Produkt, symbolische Kommunikation, Interaktion und Organisation wechselseitig aufeinander einwirken. Concerns wandern durch diese Ebenen, werden dort jeweils anders gerahmt und gewinnen gerade so gesellschaftliche Wirksamkeit. Eine organisatorische Entscheidung verändert Kommunikationsformen; eine neue Oberfläche verändert Erwartungen; ein neues Artefakt verschiebt soziale Routinen. Concern Design arbeitet deshalb immer transversal. Es muss über mehrere Ebenen hinweg denken und gestalten, anstatt sich auf isolierte Lösungen zu verlassen.

Beispiel: Die Gestaltung KI-gestützter Bewerbungsprozesse

Oberflächlich betrachtet handelt es sich bei KI-gestützten Bewerbungsverfahren nur um eine Effizienzfrage. Unternehmen erhalten viele Bewerbungen und setzen Software ein, um Lebensläufe zu sortieren, Anschreiben zu analysieren, Eignungen vorherzusagen und Entscheidungen zu beschleunigen. Aus dieser Sicht kann KI als neutrales Werkzeug zur besseren Verarbeitung von Daten erscheinen. Doch gerade hier zeigt sich, wie unzureichend ein rein technisches Verständnis ist. Denn bei einem Bewerbungsprozess treffen unterschiedliche Concerns aufeinander wie Leistung und Gerechtigkeit, Diversität und Kontrolle, Zeitdruck und Vergleichbarkeit, Hoffnung und Angst, Standardisierung und Singularität.

Bei einer solchen Aufgabe versucht das Concern Design, den unterschiedlichen Concerns der Beteiligten gerecht zu werden und einen gemeinsamen Möglichkeitsraum zu strukturieren: Auf Unternehmensseite wirksame Concerns können Effizienz, Risikominimierung, Konsistenz, Dokumentation,

Legitimation und kulturelle Passung sein. Aufseiten der Bewerbenden stehen vielleicht Fairness, Sichtbarkeit, Datenschutz, Würde und der Wunsch nach Anerkennung individueller Qualitäten. Gesellschaftlich kommen weitere Concerns hinzu: Diskriminierung, Intransparenz, Reproduktion sozialer Ungleichheit, Legitimationsdruck automatisierter Entscheidungen. Ein KI-System bringt diese Felder nicht zur Ruhe, sondern formatiert sie. Schon die Entscheidung, welche Daten erhoben werden, ist nicht neutral. Welche Stationen im Lebenslauf zählen? Wie werden Unterbrechungen interpretiert? Welche Sprachmuster gelten als professionell? Wie werden hard und soft skills gewichtet? Wie können künftige Entwicklungen antizipiert werden und wie geht das in die Metriken ein?

Nur vor diesem Hintergrund lassen sich Lösungen für Teilbereiche wie Eingabemasken und Bewertungslogiken, Ampelsysteme, Rückmeldewege und Eskalationsstufen bewerten. Erst so wächst die Wahrscheinlichkeit, die passenden Profile und Potenziale zu finden, die für beide Seiten ein Gewinn sind.

Concerns und Algorithmen

Hier zeigt sich erneut die Dialektik der Darstellung: Das Interface eines Recruiting-Tools kann Klarheit erzeugen durch Metriken und Visualisierung von Scores, Rankings und Dashboards. Aber gerade diese Klarheit kann verdecken, welche Vorannahmen und historischen Verzerrungen in den Daten stecken. Das System zeigt den Output, nicht die ganze Konstellation. Es macht die Entscheidung scheinbar rationaler, verschiebt aber möglicherweise nur die Unsichtbarkeit der Wertungen in den technischen Unterbau. Das Concern Design dagegen macht gerade diesen blinden Fleck zum Gegenstand. Es fragt, welche Konflikte durch das Design des Systems beruhigt und welche verschärft werden. Das Concern Design entwirft nicht nur eine Nutzeroberfläche, sondern modelliert den gesamten Prozess als öffentliche, soziotechnische Angelegenheit.

Die **Cultural Formats** wären hier etwa die standardisierten Formate des Bewerbens selbst: Lebenslauf, Motivationsschreiben, Online-Formular, psychometrischer Test, Videointerview, Scorecard. Sie präfigurieren bereits, welche Selbstdarstellungen erlaubt sind und welche ausgeschlossen werden. Die **Concern Canvas** würde sichtbar machen, wie sich Unternehmensinteressen, rechtliche Vorgaben, Dateninfrastrukturen und gesellschaftliche Wertkonflikte überlagern. Der **Hyperzyklus der Transformation** würde zeigen, dass eine Veränderung im Datenmodell nicht auf die Datenebene beschränkt bleibt,

sondern Rückwirkungen hat auf Kommunikation, Organisation, Selbstbilder und Entscheidungskulturen.

Ein KI-unterstützter Prozess würde nicht nur auf Trefferquoten und Zeitersparnis optimiert, sondern auch auf Revisionsfähigkeit, Erklärbarkeit und die Möglichkeit des Widerspruchs. Er müsste sichtbar machen, wann maschinelle Selektion eingesetzt wird und welche Rolle menschliche Entscheidungsträger weiterhin spielen. Und er müsste anerkennen, dass nicht jede Verzerrung durch bessere Daten verschwindet, weil manche Wertkonflikte nicht technischer, sondern politischer und kultureller Natur sind.

Das Beispiel zeigt, dass KI nicht nur eine neue Technologie ist, sondern ein Verstärker bereits vorhandener gesellschaftlicher Maschinen. Sie verdichtet Vorstellungen von Leistung, Optimierung, Kontrolle und Prognose. Sie kann alte Vorurteile technisch skalieren und zugleich den Anschein erzeugen, das Ergebnis sei nun sachlicher als zuvor. KI-Anwendungen in der Medizin, im Verkehr oder bei der Bildung verlangen daher einen Ansatz des Concern Designs, der ihrer schnell wachsenden Wirkungsmächtigkeit entspricht.

Fazit

Das Concern Design fragt nicht zuerst nach dem Objekt, sondern nach dem, was Menschen bindet, antreibt, beunruhigt und gegeneinander wie miteinander positioniert. Wer heute gestaltet, gestaltet immer schon Anliegen, Wertspannungen und Formen des Zusammenlebens. Das Concern Design trägt dazu bei, die Kontroversen deutlicher zu artikulieren, und entscheidet mit, was sichtbar wird, wer sich artikulieren kann und woran Verantwortung festgemacht wird. Damit liefert es Antworten auf die Frage: Welche Zukünfte werden künftig normalisiert?¹

1 Siehe: Peter Friedrich Stephan: Designing Concerns – Bruno Latour und das Transformation Design, Bielefeld 2024, <https://designingtransformation.org/>

2.3 Das Ende der Arbeit und der Beginn des Designs

von Amot Nussquammer jun.

(aus dem Nachlass von A. Nussquammer jun., herausgegeben von David J. Krieger und Simon Meyer)

Vorbemerkungen

Der folgende Text wurde undatiert und handschriftlich verfasst bei den Unterlagen von Amot Nussquammer jun. gefunden. Aufgrund seines Inhalts und der wenigen Randnotizen, die auf den Grund seiner Entstehung hindeuten, scheint er in den frühen 1980er-Jahren geschrieben worden zu sein. Anlass waren eindeutig die damaligen Diskussionen über das Potenzial künstlicher Intelligenz und Automatisierung. Damals wie heute gab und gibt es eine heftige Debatte darüber, ob Roboter den Menschen in vielen Bereichen ersetzen könnten. Nussquammer war in einer einzigartigen Position, um an dieser Diskussion teilzunehmen, da seine Mutter, Miribal Ciséan, bereits früh mit den Begründern der Kybernetik in Kontakt stand. Sie war sogar als Dolmetscherin bei den berühmten Macy-Konferenzen tätig und arbeitete später mit Heinz von Foerster am Biological Computing Lab der University of Illinois in Urbana zusammen. Nussquammer hatte daher Zugang zu den neuesten Erkenntnissen zur Entwicklung der künstlichen Intelligenz. Er glaubte, dass KI einen großen Fortschritt für die Menschheit darstellte und zeigte, dass rationales Denken – «Rechnen», wie er es nannte – nicht das bestimmende Merkmal des Menschseins war, wie es in der griechischen Antike behauptet wurde. Seiner Ansicht nach waren Menschen nicht – wie Aristoteles für die westliche Kultur autoritär behauptete – «mit Vernunft begabte Tiere».

Im Gegenteil, er argumentierte, dass Vernunft nicht ausschließlich den Menschen vorbehalten sei. Sie könnte durch einen Computer ersetzt und sozusagen «ausgelagert» werden. Wenn Menschen nicht in erster Linie durch Vernunft definiert sind, was bleibt dann übrig? Diese Frage beschäftigte Nussquammer und leitete seine wissenschaftliche Arbeit. Leider war er, wie viele außergewöhnliche Persönlichkeiten, seiner Zeit voraus, und seine Ansichten über die Bedeutung zur KI fanden wenig Anerkennung. Infolgedessen hatte er nur begrenzte Möglichkeiten, seine Ideen in wissenschaftlichen Zeitschriften zu veröffentlichen, was erklärt, warum viele seiner Texte unveröffentlicht blieben. Ein weiterer Faktor ist sein Stil: Er folgte nicht den konventionellen akademischen Schreibweisen und wurde oft als unverblümt oder sogar unhöflich kritisiert. Als ich ihn einmal darauf ansprach, antwortete er, dass Wahrheit und Höflichkeit zwei verschiedene Dinge seien. Unter Bezugnahme auf die Entwicklung der Courtoisie an den französischen Höfen der Frühen Neuzeit sagte er, Höflichkeit sei erfunden worden, um Lügen akzeptabel

zu machen. Trotz unserer Vorbehalte bleibt diese Publikation dem schroffen Stil Nussquammers treu. Die Leserinnen und Leser seien gewarnt. Wir nehmen uns die Freiheit, Nussquammers Ideen – die eng mit der Nienetwiler Kultur verbunden sind – durch dieses Buch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Aufmerksam Lesende werden feststellen, dass Nussquammer vom französischen Ethnologen Bruno Latour beeinflusst wurde, der wiederum wahrscheinlich von Ideen beeinflusst wurde, die letztlich auf Nienetwil zurückgehen. Latour erwähnt Nienetwil jedoch nicht, und Nussquammer führt Latour nicht unter seinen Quellen auf. Daher präsentieren wir dies als spekulative Verbindung und laden Sie ein, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Aufsatz

Wenn Roboter Arbeit verrichten – das heißt, wenn alle routinemäßigen und monotonen Tätigkeiten der industriellen Produktion durch die Entwicklung künstlicher Intelligenz automatisiert werden –, wird dies tiefgreifende Folgen für die Menschheit haben. Seit mindestens drei Jahrhunderten, seit Beginn der Industriegesellschaft, verstehen sich die Menschen als Arbeiter. In den Köpfen der meisten Menschen sind Arbeit und Menschsein eng miteinander verbunden. Die menschliche Existenz wird durch Arbeit definiert. Wir dürfen zudem nicht vergessen, dass die Menschheit durch die Sünde Adams und Evas zur Arbeit verurteilt wurde. Schon vor biblischen Zeiten ging die mesopotamische Mythologie davon aus, dass die Götter die Menschen schufen, damit sie für sie arbeiteten. Die Haupttätigkeit des Menschen ist, noch mehr als das Ausüben der Vernunft, die Arbeit. Freizeit und Philosophie sind, wie die alten Griechen zeigen, den Privilegierten vorbehalten. Neben dem Tod und den Steuern gibt es daher einen dritten unvermeidlichen Aspekt der menschlichen Existenz: die Arbeit.

Arbeit bedeutete jedoch nicht immer die sinnlose Tätigkeit der Industriearbeit. Bevor der Kapitalismus die Menschen in die Fabrikarbeit drängte und Arbeitsplätze für das Überleben entscheidend wurden, beschäftigten sie sich mit Landwirtschaft und Handwerk – Tätigkeiten mit ganz anderen Bedeutungen, auch wenn diese manchmal durch christliche Vorstellungen von Arbeit als Strafe für Sünden verschleiert oder verzerrt wurden. Roboter und künstliche Intelligenz werden diese tief verwurzelten Überzeugungen in Frage stellen. Anstatt uns zu beschweren und zu befürchten, dass Maschinen uns unsere Arbeitsplätze wegnehmen – Arbeitsplätze, die wir ohnehin nicht wirklich wollen –, sollten wir diese Gelegenheit feiern und nutzen, um die ursprüngliche

Bedeutung menschlicher Tätigkeit wiederzuentdecken. Das ist die Herausforderung für heute und zugleich der Weg in die Zukunft.

Warum tun sie überhaupt etwas, anstatt wie Schimpansen ziellos umherzustreifen und von der Hand in den Mund zu leben? Ganz klar, weil Menschen mit einem anderen Problem konfrontiert sind als Tiere. Mensch zu sein bedeutet, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, die über das reine Überleben hinausgehen, auch wenn es in der Geschichte immer wieder Zeiten gab, in denen das Überleben das Hauptproblem war. Aber selbst dann hatten menschliche Handlungen eine andere Bedeutung. Tatsächlich waren sie untrennbar mit Sinn verbunden. Für die menschliche Existenz kommt es letztlich auf eines an: Sinn. Sinn wird nicht vorgegeben, er wächst nicht auf Bäumen. Wir stolpern nicht über Sinn wie über einen Stein. Sinn existiert nur, weil sich jemand darum kümmert. Trauer und Sorge – also die Sorge um alle Wesen und unser gemeinsames Dasein in der Welt – prägen das menschliche Leben. Wir wollen nicht die christliche Geschichte vom Leiden als Folge der Sünde wiederholen. Im Gegenteil: Sich um etwas kümmern, sich darum kümmern, das Notwendige, das Erforderliche, das Wichtige tun – das ist es, was menschliches Handeln antreibt. Und worum sollten sich Menschen kümmern? Woher wissen wir, was zu tun ist? In der Industriegesellschaft hat der Kapitalismus diese Frage bereits beantwortet: Wir müssen arbeiten. Wir müssen einen Job haben. Wenn nun Roboter diese Aufgabe übernehmen, was sollen Menschen dann tun? Was bleibt uns noch, worum wir uns kümmern können?

Ich möchte die vormoderne Agrargesellschaft nicht romantisieren. Diese Welt war geprägt von religiösem Aberglauben, der in fast jeder Hinsicht die grausamste Verachtung gegenüber Menschen rechtfertigte. Wir müssen viel weiter in die Vergangenheit zurückgehen, um die ursprüngliche Beziehung zwischen Menschen und der Welt zu verstehen. Ich glaube, wir sollten uns die Vorgeschichte ansehen, also die Zeit vor allem, was wir typischerweise als «Zivilisation» feiern. Nur dann, wenn die Menschen noch nicht ganz Menschen waren und es keine klare Unterscheidung zwischen Menschen und Nicht-Menschen gab, wird die wahre Natur der Arbeit, die den Kern des Handelns ausmacht, deutlich.

Arbeit, Freizeit, Kunst

Seit dem antiken Griechenland erstrecken sich verschiedene Aspekte des Lebens über die Arbeit hinaus. Die Griechen betrachteten Arbeit als notwendig und verpflichtend, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Landwirtschaft, Viehzucht und Hausarbeit, die

üblicherweise von Sklaven ausgeführt wurden. Die in den Adel hineingeborenen Menschen, die Sklaven besaßen und deren Arbeit sie verrichteten, konzentrierten sich auf die Angelegenheiten der Polis sowie auf das, was als Kontemplation und Wissen bezeichnet wurde. Dies führte zu einer dauerhaften Trennung zwischen Arbeit und Freiheit, die bis heute besteht: Arbeit umfasst Landwirtschaft sowie die Herstellung von Werkzeugen und Waffen, während Freiheit mit Politik und Wissenschaft zu tun hat. Künstlerische Aktivitäten, die die Götter, die Polis und die Heldentaten großer Persönlichkeiten in Stein und Wort verehrten, wurden höher geschätzt als Arbeit zum Überleben, galten dennoch als eine Form der Arbeit (Aristoteles' *poiein*). Dies hat sich in der Moderne weiterentwickelt: Heute wird Kunst entweder als Raum völliger Freiheit oder als das angesehen, was die moderne Welt als «Kultur» bezeichnet.

Es ist leicht, Roboter mit Sklaven zu vergleichen – das Wort selbst hat einen Bezug zur Sklaverei – und damit auf die Sichtweise der alten Griechen zurückzugreifen, die glaubten, dass die wahre Tätigkeit freier Menschen darin besteht, sich in der Politik zu engagieren, was oft mit Macht und Krieg verbunden ist. Dies zu tun, wäre wie ein Verrat an der Geschichte, die uns nicht mehr in eine bessere Zukunft führt, sondern die Fehler der Vergangenheit wiederholt. Im Laufe der Zeit ist deutlich geworden, dass Menschen völlig unfähig sind, Politik zu betreiben, und dass sie mit Macht und Krieg so unmenschlich umgehen, dass sie sich lieber selbst zerstören würden, als dem Gemeinwohl zu dienen. Wenn uns die Geschichte eines mit Sicherheit lehrt, dann ist es, dass Menschen der Verlockung der Macht nicht widerstehen können und dass Macht fast immer die Seele korrumpiert. Vielleicht sollte man die Politik ebenso wie die Arbeit den Robotern überlassen, denn Maschinen treffen ihre Entscheidungen zumindest auf der Grundlage von Fakten und nicht aufgrund von Vorurteilen, Bauchgefühlen, Intuition, religiösem Eifer, Gewohnheiten und subjektiven persönlichen Erfahrungen. Wenn man Fabrik- und Büroangestellte fragen würde, ob sie lieber einen Roboter als Chef hätten, würden sich die meisten wahrscheinlich für den Roboter entscheiden. Wenn also nicht nur die Arbeit, sondern auch die Politik den Robotern anvertraut werden sollte, bleibt den Menschen nur noch die Kunst. Aber was ist Kunst?

Kunst wurde schon immer als Verkörperung der Schönheit angesehen. Schönheit ist jedoch eine unberechenbare Göttin, die sich in unzähligen Formen zeigt und sich im Laufe der Zeit verändert. Heute, in der modernen Welt, ist das Ideal der Schönheit weitgehend verblasst und hat Platz für die Kunst der Hässlichkeit und der reinen Willkür gemacht. Nun kann alles als Kunst

deklariert werden, ausser wenn es als Wahnsinn oder Verbrechen bezeichnet wird. Kunst ist alles, was es schafft, in der Gesellschaft als Kunst anerkannt zu werden. *L'art pour l'art*, wie die Franzosen sagen. Natürlich umgibt auch die Kunst ein Kult. Diese Werke der «Kultur» – ob Musik, Malerei, Skulptur, Architektur oder andere – werden als «klassisch» bezeichnet und mit fast religiöser Inbrunst unter Verwendung öffentlicher Mittel in Palästen und Konzertsälen gefeiert, hauptsächlich von den Wohlhabenden. Um die Wurzeln menschlichen Handelns zu verstehen, scheint die traditionelle Einteilung in Arbeit, Politik und Kunst wenig Aufschluss zu geben. Wohin können wir dann unseren Blick richten?

Die Weisheit der Steine

Tatsächlich reicht der Beginn der Menschheitsgeschichte viel weiter zurück als die Zeit der alten Griechen, sogar über alle sogenannten «historischen» Zivilisationen hinaus. Wir müssen ihn bis zu seinen Ursprüngen zurückverfolgen. Er bezieht sich auf eine Zeit noch vor dem ersten Auftreten des *Homo sapiens*, was vor etwa 300'000 Jahren geschah. Es ist Wunschenken, zu glauben, dass Menschen mit ihren großen Gehirnen und bemerkenswerten Sprachfähigkeiten plötzlich «über Nacht» aus tierischen Vorfahren hervorgegangen sind. Diese fast «kreationistische» Sichtweise, die dem modernen Selbstbild des Menschen schmeichelt, hat nichts mit Evolution zu tun. Es gibt keine plötzliche Revolution, sondern nur eine allmähliche Evolution. Lange bevor der *Homo sapiens* erschien, hatten unsere Vorfahren bereits Werkzeuge hergestellt und die natürliche Welt verändert. Damit veränderten sie sich selbst, oder besser gesagt, sie akzeptierten Veränderungen und unternahmen entscheidende Schritte aus der Tierwelt in einen anderen Bereich – einen, der nicht durch Dinge, sondern durch Sinnggebung definiert ist. Der Eintritt in die Welt des Sinnes erfolgte nicht über Nacht, sondern über viele Jahrtausende oder sogar Millionen von Jahren hinweg, durch kleine Schritte und geringfügige Änderungen. Ein Beispiel dafür ist die Steinaxt. Dieses einfache Werkzeug ist vielleicht nicht nur die früheste Form von «Kultur» oder «Technologie», sondern auch diejenige, die am meisten über die ursprünglichen Aktivitäten der Menschheit verrät. Wenn wir uns fragen, was menschliches Handeln ausmacht, kann uns die Steinaxt vielleicht helfen, diese Frage zu beantworten.

Was sagt uns die Steinaxt? Zunächst einmal ist sie nicht nur ein Werkzeug, im Gegensatz zur Kunst, sondern auch Kunst, im Gegensatz zu funktionalen Objekten. Sie ist auch nicht nur ein Stück Kultur, losgelöst von der

Natur. Letztendlich kann sie nicht als reines Objekt ohne menschliches Zutun existieren. Sie steht nicht im Gegensatz zu einem Subjekt und ist daher nicht nur kein Objekt, sondern auch kein Hergestelltes im Gegensatz zu einem Hersteller. Die Steinaxt lässt sich nicht vollständig als etwas verstehen, das spätere Generationen auf unterschiedliche Weise bezeichnet haben, um es ihrer Weltanschauung und ihrem Bedürfnis nach Ordnung anzupassen. Die «Konstruktion» oder «Herstellung» der Steinaxt ist nicht nur eine instrumentelle Handlung, die darauf abzielt, einen Rohstoff auf eine bestimmte Weise zu formen. Wir müssen unsere üblichen Vorstellungen beiseitelassen und versuchen, diese bemerkenswerte, sogar revolutionäre Erfindung, die Axt, als das zu sehen, was sie wirklich ist.

Stellen wir uns vor, dass vor Millionen von Jahren ein Hominid einen Stein mit bestimmter Form, bestimmtem Gewicht und bestimmter Größe gefunden hat. Dies legte nahe, veranlasste oder deutete darauf hin, dass der Stein auf eine bestimmte Weise gehalten und mit dem Arm auf eine bestimmte Weise geschwungen werden sollte. Eine solche Handlung konnte zum Jagen von Tieren, zum Verscheuchen von Feinden, zum Spalten von Holz oder zur Ausführung anderer Aufgaben eingesetzt werden. Andere Steine hatten diese Wirkung nicht, und auch andere Arten, den Stein zu halten oder den Arm zu schwingen, führten nicht zu diesen Ergebnissen. Dieser bestimmte Stein schien, zusammen mit ähnlichen Steinen, über Hunderttausende von Jahren hinweg den Bedürfnissen, der Anatomie und den Fähigkeiten der Hominiden zu entsprechen. Es entwickelte sich eine Interaktion und einzigartige Verbindung zwischen Hominiden, Steinen, bestimmten Tieren oder Holzstücken, wodurch etwas entstand, das es zuvor nicht gab – ein «Jäger» oder «Krieger», der eine Stein-«Axt» schwang.

Diese einzigartige und außergewöhnliche «Kooperation» zwischen bestimmten Steinen und Hominiden veränderte nicht nur die Natur, die Identität und das Verhalten der Hominiden, sondern auch die Identität und das Verhalten der Steine, die nun nicht mehr einfach nur Steine auf dem Boden lagen, sondern zu «Äxten» wurden. Die Axt ist mehr als nur ein Stein, und ein Jäger, der eine Axt schwingt, ist mehr als nur ein Hominid. Die Axt und der Jäger ermöglichen sich gegenseitig und sind voneinander abhängig. Ohne die Axt gäbe es keinen Jäger, und ohne den Jäger gäbe es keine Axt. Zusammen bilden sie das, was die Nienetwiler als «Sammlung» oder «Kollektiv» bezeichnen. Eine Sammlung ist eine gegenseitige Bedingung von Menschen und Nicht-Menschen – und später von Menschen und Nicht-Menschen –, die beide in etwas verwandelt, was sie zuvor nicht waren. Die Nienetwiler

bezeichnen dieses gegenseitige Bedingen, durch das wir die Konstruktion von Sinn finden, als «Sammeln». Sammeln ist die eigentliche Tätigkeit des Menschen, aber nicht nur des Menschen, da wir es an dieser Stelle nicht ausschließlich mit Menschen zu tun haben. Sammeln ist vielmehr eine Tätigkeit, die von allem, was existiert, ausgeübt wird: Steinen, Hominiden, Händen, bestimmten Tieren oder Holzstücken. Alle beteiligen sich gleichermaßen am Sammeln. Alle sind «Akteure» des Sammelns. Alle sind «Konstrukteure» von Sinn oder werden letztlich von ihm geprägt.

Was das Sammeln und Konstruieren von Kollektiven vom bekannten Nutzen von «Werkzeugen» durch Tiere unterscheidet, ist, dass Tiere, wenn sie einen Stein oder einen Stock aufheben, um eine Kokosnuss aufzubrechen oder Nahrung zu finden, diesen anschließend fallen lassen und weiterziehen. Die Verwendung von Werkzeugen durch Tiere ist «episodisch». Gegenstände werden im Moment benutzt und anschließend zurückgelassen. Die Steinaxt kann gelegentlich auch zurückgelassen werden, aber es gab noch etwas anderes, das sowohl den Hominiden als auch einen bestimmten Stein an Ort und Stelle «festhielt» und einen Unterschied machte. Paradoxerweise könnte man sagen, dass in dem Moment, in dem ein Jäger eine Steinaxt schwingt, das Objekt selbst buchstäblich «aus der Hand gleitet» und ein Eigenleben entwickelt. Mit anderen Worten: Der Stein oder Stock ist nicht nur ein Werkzeug, wenn er in der Hand gehalten wird; auch wenn er nicht gehalten wird, bleibt die Steinaxt, was sie ist. Sie verschwindet nicht, wenn sie nicht benutzt wird, im Gegensatz zur Nutzung durch Tiere.

Das Sammeln ist nicht nur eine Tätigkeit primitiver Menschen; es beinhaltet etwas, das Menschen, Steine, Tiere, Holzstücke und vieles mehr miteinander verbindet und sie in etwas Neues verwandelt, das zuvor nicht existierte – das Sammeln verändert alles. Die Hominiden vor 3,3 Millionen Jahren kehrten nach dem Verwenden der Steinaxt nicht in ihren ursprünglichen Zustand zurück. Sie blieben «Jäger» oder «Krieger», auch wenn sie den Stein nicht in der Hand hielten. Umgekehrt lässt der Affe den Stein fallen, wenn er seinen Zweck erfüllt hat. Nichts hat sich verändert – weder das Tier noch der Stein sind etwas anderes geworden als zuvor. Stein und Tier definieren sich nicht gegenseitig, noch werden sie in einer Sammlung zusammengehalten, in einem unsichtbaren, aber bedeutungsvollen Band von Assoziationen, das mehr oder weniger ist als das, was zuvor existierte. Durch die Tätigkeit des Sammelns verbindet etwas alle Teilnehmer und bindet sie zu einem Kollektiv, zu dem sie nun alle gehören. Was ist es, das alles zusammenhält und verbindet? Das ist die zen-

trale Frage, die beantwortet werden muss, um das Wesen des menschlichen Handelns zu verstehen. Ich glaube, die Antwort liegt im Konzept des Designs.

Design

Den Nienetwilern zufolge ist das Sammeln eine grundlegende menschliche Tätigkeit. Es ist wichtig zu betonen, dass Menschen nicht allein handeln, sondern dass alle und alles, was am Sammeln beteiligt ist, gleichermaßen daran teilhaben. Es wäre genauer zu sagen, dass es das «Sammeln» ist, das alle Wesen, einschließlich der Menschen und aller anderen, definiert und sie zu dem macht, was sie sind. Um diese einzigartige Tätigkeit und ihre mögliche Verbindung zum heutigen Konzept des Designs zu verstehen, wollen wir das Sammeln genauer untersuchen.

Bevor ein Stein zu einer Steinaxt werden kann, sind viele Faktoren zu berücksichtigen. Der Stein muss richtig mit der Hand verbunden sein. Nicht jede Hand kann einen Stein halten oder schwingen – nur bestimmte Tiere haben die dafür passende Anatomie. Die Hand muss den Stein nicht nur richtig halten, sondern auch den Arm präzise schwingen. Die Art und Weise, wie Hand und Arm den Stein halten und schwingen, ist nicht instinktiv oder automatisch, sondern muss gelernt werden; der Stein selbst lehrt dies. Der Stein verbindet Hand und Arm, indem er bestimmte Arten des Haltens und Schwingens ermöglicht und suggeriert. Seine Größe, Beschaffenheit, Form und sein Gewicht legen bestimmte Verhaltensweisen von Hand und Arm nahe, fördern sie oder erfordern sie sogar. Aber das ist nur ein Teil der Verbindung. Der Stein interagiert auch mit einzelnen Tieren und mit Holzstücken. Nicht alle Tiere lassen sich mit dem Stein töten, und nicht jedes Holz lässt sich damit spalten. So wie der Stein die Hand und den Arm führt, führen auch bestimmte Tiere und Holzstücke den Stein. Der Stein muss eine scharfe Kante haben – oft durch andere Steine bearbeitet werden –, um zu einem Schneidewerkzeug zu werden. Um eine Steinaxt herzustellen, müssen alle Beteiligten – Menschen wie Nicht-Menschen – zusammenarbeiten und ihren Teil beitragen. Handeln bedeutet daher nicht nur, Werkzeuge passiv zu benutzen, sondern ist immer sowohl instrumentell als auch interaktiv, subjektiv wie objektiv, individuell wie kollektiv. Handeln bedeutet vor allem, auf alles zu achten, allem eine Stimme zu geben und alles teilhaben zu lassen. Und genau darum geht es beim Design.

Jeder, der an einer Versammlung beteiligt ist, trägt dazu bei, dass sie zustande kommt. Die Fähigkeit zu handeln, also sich zu versammeln, wird nicht nur von allen Teilnehmern geteilt, sondern ist gleichmäßig verteilt, was bedeutet, dass es keinen wirklichen Unterschied zwischen dem, was Menschen

tun, und dem, was Steine, Tiere oder Holz tun. Jeder und alles schaffen Verbindungen, Assoziationen und Beziehungen. Das ist es, was die Nienetwiler unter «Sammeln» verstehen. Was die Teilnehmer eines Kollektivs tun, ist, Verbindungen, Beziehungen oder Schnittstellen aufzubauen. Diese Verbindungen verbinden nicht nur bestimmte Steine mit bestimmten Händen, Tieren und Holzstücken, sondern auch alle anderen Steine, Hände, Tiere und Holzstücke, die nicht Teil dieser Sammlung sind. Zu wissen, welchen Stein man wählen und wie man ihn richtig hält und schwingt, bedeutet auch zu wissen, welche Steine nicht geeignet sind und wie man sie nicht halten und schwingen sollte. Dieses Wissen und die damit verbundenen Aktivitäten möchte ich mit dem Begriff «Design» beschreiben. Design ist das, was Menschen tun, wenn sie nicht mehr arbeiten müssen. Es ist auch das, was Menschen – und Nicht-Menschen gleichermaßen – tun, wenn sie sich «sammeln» und Kollektive bilden. Roboter werden sicherlich bestimmte Aufgaben übernehmen, aber was für Menschen übrigbleibt und was Roboter zusammen mit Menschen tun, ist Design.

Die Aussage, dass Menschen zu Designern werden, wenn Roboter die Arbeit übernehmen, bedeutet nicht, dass sie sich nur darauf konzentrieren werden, das, was Roboter erschaffen, zu verschönern oder zu dekorieren. Im ursprünglichen Sinne geht es beim Design nicht darum, funktionalen Objekten ästhetische Akzente zu verleihen. Design als grundlegende Haltung gegenüber der Welt und sich selbst hat nichts mit Ästhetik im üblichen Sinne zu tun. Vielmehr hat Design, verstanden als ein bestimmender Aspekt menschlichen Handelns und Menschseins in der Welt, mindestens fünf Eigenschaften, die es für menschliches Verhalten unverzichtbar machen.

Erstens ist Design «bescheiden», im Gegensatz zur Arroganz von Revolution, Modernisierung, Fortschritt und souveränen Entscheidungen des selbstbestimmten Menschen. Prometheus wird oft als mythischer Held zitiert, der den Göttern das Feuer gestohlen und es den Menschen gegeben hat. Sein Weg war direkt und unerbittlich. Er nahm sich, was er wollte, und musste, wie wir wissen, die Konsequenzen tragen. Die Idee des bescheidenen Designers ähnelt jedoch eher der Geschichte Daidalos' als der von Prometheus. Daidalos war ein Handwerker, der niemals den direkten Weg zu seinem Ziel einschlug, sondern immer kluge Umwege wählte und sich dabei der Hilfe vieler Dinge bediente. Daidalos war ein Designer, kein Held. Seine Haltung war bescheiden, und er respektierte bei der Entwicklung von Lösungen das, was die Dinge zu bieten hatten. Wenn wir einen neuen Mythos brauchen, um die Menschen der Zu-

kunft zu beschreiben, dann wäre Daidalos unser Held und Vorbild, nicht Prometheus. Daidalos war ein Designer.

Das zweite Merkmal von Design, im Gegensatz zu Arbeit, ist, dass Design viel Wert auf Details legt. Der revolutionäre, heldenhafte Macher ignoriert oft Details mit Arroganz und Selbstvertrauen. Diese Haltung ist typisch für den modernen Menschen, der sich selbst als Helden und Schöpfer seiner eigenen Geschichte sieht. Die Ideale des Fortschritts, der Aufklärung, der Kritik und des Anspruchs auf die Bestimmung des eigenen Schicksals – der Kern des modernen Geistes – waren nie Teil wirklich guter Designs. Stattdessen beinhaltet Design die akribische Beachtung jedes Details, auf das es trifft. Das bedeutet nicht, dass Design in gewisser Weise nicht «revolutionär» sein kann, aber wenn es das ist, sollte es dies tun, ohne alles zuvor Dagewesene mit Füßen zu treten oder die Komplexität der Gegenwart zu vernachlässigen, indem es sich in eine vermeintlich bessere Zukunft stürzt. Das Herstellen ist nicht mehr nur eine heroische Tat, sondern erfordert heute die Berücksichtigung vieler Faktoren, Details und Stimmen. Gut gemacht oder gut gestaltet zu sein bedeutet, dass Planung und Entwicklung in enger, offener Kommunikation mit allen Beteiligten, Interessengruppen und Nutzern stehen und sich schnell und flexibel an veränderte Bedürfnisse und Anliegen anpassen können.

Das dritte Merkmal des Designs ergibt sich aus seiner engen Verbindung zum Sinn. Wie jede Kunst zielt auch Design darauf ab, Sinn zu finden. Artefakte, Lösungen, Programme, Prozesse, Organisationen – was auch immer gestaltet wird – erfordern Interpretation. Dinge sind nicht nur Fakten; sie sind nicht einfach Objekte, die unabhängig voneinander existieren, sondern Teil von Beziehungsnetzwerken, die umfangreich, komplex, widersprüchlich, offen und unbestimmt sein können. All dies macht Sinn. Das ist es, was Design versucht, zu schaffen. Es geht nicht nur um Nützlichkeit, Produkte oder Verzierungen, sondern vielmehr um den Sinn, der allem seine Identität verleiht. Sinnvolles Design ist gutes Design. Letztlich ist Design nichts anderes als die Konstruktion von Sinn. Diese Tätigkeit unterscheidet eine Steinaxt, die von einem Jäger verwendet wird, von einem Stein, den ein Affe aufhebt und benutzt. Der Affe ist kein Designer, und der Stein, den er hält, ist kein Artefakt und hat keinen Sinn. Bei Design geht es um Sinn in Aktion, nicht um Aktion ohne Sinn.

Das vierte Merkmal des Designs ist, dass es eine andere Perspektive auf die Natur des Handelns bietet. Handeln ist niemals «revolutionär» im Sinne, dass es aus dem Nichts entsteht und etwas völlig Neues hervorbringt. Design steht im Gegensatz zu einem Konzept des Handelns, das in Schöpfung, Revolution und Unabhängigkeit verwurzelt ist. Daher kann Design niemals als

Kritik im modernen Sinne von Descartes' methodologischem Skeptizismus oder Kants Forderung nach radikaler Selbstbestimmung betrachtet werden. Die Tradition der kritischen Vernunft ist keine Tradition des Designs. Dieser Aspekt des Designs ähnelt dem, was Heidegger über die menschliche Existenz sagt: Sie ist in die Welt «geworfen» und notwendigerweise durch die gegebene historische Situation bedingt. Was für Heidegger die Faktizität, Geschichtlichkeit und Endlichkeit der Existenz ausmacht, unterscheidet das als Design verstandene Handeln grundlegend von den typischen Vorstellungen von heroischem und revolutionärem Handeln, die auf freiem Willen, souveräner Entscheidungsfindung, Selbstbestimmung und Autonomie basieren. Das autonome rationale Subjekt der europäischen Moderne mag ein Revolutionär werden, aber es kann kein guter Designer sein.

Der Designer ist bescheiden genug, um viele Faktoren, Details, deren möglichen Bedeutungen und Ursprünge zu berücksichtigen. Durch diese sorgfältige Reflexion entsteht die Kollektion. Das bedeutet, dass es beim Design nie nur darum geht, ein einzelnes Objekt oder Artefakt zu schaffen, sondern dass Design immer darauf abzielt, eine Kollektive mit vielen miteinander verbundenen Beziehungen aufzubauen, die sich in alle Richtungen, sowohl in die Zukunft als auch in die Vergangenheit, erstrecken. Design bedeutet, ein Kollektiv zu erweitern, was nicht nur die Schaffung eines bestimmten Objekts, sondern auch die ständige Neugestaltung eines gesamten Netzwerks umfasst. Tatsächlich dreht sich beim Design alles um Vernetzung. Das ist es, was die Nienetwiler mit dem Begriff «Sammeln» meinen.

Das fünfte Merkmal des Designs ist, dass es von Natur aus eine ethische Dimension beinhaltet, die sich darauf bezieht, was «gutes» Design ausmacht. Sobald klar wird, dass die grundlegende Tätigkeit des Menschen, ja aller Lebewesen, das Design ist, kann das Ideal nicht mehr etwas sein, wonach die Realität streben muss, sondern wird stattdessen zu einer Eigenschaft der Realität selbst. Wann immer Sinn geschaffen wird, ist Design beteiligt. Wenn man sagen kann, dass die Nienetwiler überhaupt eine Ethik oder Moral hatten, dann war es diese. Für die Nienetwiler war das Sammeln eine grundsätzlich normative und damit ethische Angelegenheit, eine Frage der Verantwortung. Dies ergibt sich aus ihrer Überzeugung, dass jedes Objekt eine «Stimme» hat und zur Sammlung beitragen kann. Wir diskutieren hier nicht mehr über Ethik und Moral als ergänzenden Aspekt zu den funktionalen Aktivitäten des modernen Lebens. Es geht nicht um «gute» Wirtschaft, «gute» Forschung, «gute» Bildung usw. Es geht nicht um traditionelle Moral, die angeblich der Natur des Menschen folgt. Aufbauend auf europäischen Vorstellungen über die Na-

tur des Menschen, versucht die moderne Gesellschaft, jedem Beruf und jeder sozialen Handlung eine bestimmte Ethik zuzuordnen. Es gibt Ethik für Ärzte, Geschäftsleute, Lehrer und andere. Aus einer Perspektive, in der die Kernaktivität des Menschen nicht mehr die Arbeit, sondern das Design ist, sind alle Aktivitäten dem Design untergeordnet, nicht umgekehrt. Gutes Design erhält einen Sinn, der sich völlig von den traditionellen Annahmen über das Gute unterscheidet.

Heidegger mag Recht gehabt haben, als er das Wesen der Technologie als «System» (*Gestell*) beschrieb, was für ihn die Unterwerfung aller Aktivitäten unter die Forderungen der Funktionalität bedeutete. Unter dem Einfluss von *Gestell* ist das, was gut funktioniert, gut. Das *Gestell* ist jedoch nicht das Kollektiv. Heideggers Kritik an der Technologie bezog sich nicht auf das, was die Nienetwiler unter Handwerkskunst und Sammeln verstehen. Er sprach die Dominanz des kybernetischen und systemischen Paradigmas der Funktionalität und Effizienz in der modernen Welt an. Die Kultur der Nienetwiler weist auf eine andere Welt hin – eine Welt, die durch Bezugspunkte gekennzeichnet ist, die über die Vorrangstellung der Funktionalität, des autonomen rationalen Subjektes, der strikten Trennung zwischen Gesellschaft und Natur sowie der unüberbrückbaren Kluft zwischen Subjekten und Objekten und der grundlegenden Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, hinausgehen. Wenn die heutige Welt eine Ethik haben soll, könnte diese Ethik damit beginnen, Design als moralisches Handeln zu verstehen. Dies unterstreicht die Bedeutung von Nienetwil heute und in Zukunft. Das Ende der Arbeit markiert den Beginn des Designs.

Designer weltweit, vereinigt euch!

2.4 Korrespondenz: Nussquammer und Arbogast über *be*, *gabe* und *tobe*

Briefwechsel von Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast zum Thema Dinge (gabe) und Bildung (tobe) und deren Bedeutung für das Verständnis menschlichen Handelns als Design

Budapest, Oktober 1901

Werter Amot, ich grüße dich

Unser Zusammenkommen in Wien war eine Freude, umso mehr, als ich in Euch einen Kollegen gefunden habe, der sich ebenfalls mit der Nienetwiler Kultur beschäftigt will.

Dass ich Euch alleine im Garten des «Kaiserhof» habe sitzen lassen, müsst Ihr mir entschuldigen. Als ich gerade reingehen wollte, um die Rechnung zu begleichen, da hörte ich einen Eiswaagen auf der Gasse und wollte uns noch ein Eis besorgen. Ich lief hinter dem Eiswaagen her, aber irgendwann war er mir aus den Augen. Ich hoffe, Ihr hattet keine Probleme mit dem Hotel. Am besten ist es immer, jede Bekanntschaft mit mir zu leugnen, denn fürwahr, ich habe zu viel des Blutes meines Vaters in mir.

Doch ich bin Euch noch eine Antwort schuldig, und ich hoffe, dass eine allfällige Zornesröte in Eurem Gesicht nun Wohlwollen Platz macht.

Ihr hattet mich gefragt, weshalb ich den «Dingen» *gabe* sagen würde. Nun, das ist einfach erklärt. Mit *gabe* ist nicht ein Geschenk gemeint, wie in der deutschen Sprache. Also in gewisser Weise schon, aber um dies zu klären, muss ich, verzeiht, etwas ausholen.

Während das deutsche Wort *Gabe* von geben abgeleitet ist, stammt das Wort *gabe*, das ich verwende, von der Sprache Alaju ab, welche, wie ich Euch ja erklärte, aus der Nienetwiler Kultur stammt. Wir benutzen es statt eines Wortes wie «Ding», meinen aber viel mehr damit.

Das Wort *gabe* ist aus den beiden Wortstämmen **ga-*, also etwa «Sammlung», und **be-*, etwa «Möglichkeiten», zusammengesetzt.

Es bedeutet also ungefähr: Sammlung/Versammlung von Möglichkeiten.

Interessant ist übrigens, dass das Wort «Ding» in seiner ursprünglichen Bedeutung «Thing» – also Versammlung, Beratschlagung, Übereinkommen – bedeutet.

Mir scheint, dass es dem Menschen gut anstehen würde, sich dessen wieder einmal bewusst zu werden. Dass «Ding» von einem Übereinkommen herührt und nicht von einem «dingen» im Sinne eines Verpflichtens.

Das Alaju-Wort *gabe* fasst für uns jedoch noch mehr zusammen, denn es heisst ja nicht einfach Sammlung von Möglichkeiten, sondern auch Versammlung (Thing) der Möglichkeiten.

Teilt mir mit, wenn Ihr dieser Sammlung von Informationen und Möglichkeiten weitere hinzufügen wollt. Ihr habt ja immerhin ein Philosophiestudium hinter Euch gebracht, und ich bin sicher, Plato, Kant oder ein anderer Gelehrter, Euch eingeschlossen, machte sich zu diesen Dingen auch schon Gedanken.

Wir sehen uns wieder, wenn ich aus St. Petersburg zurück bin. Eure Antwort könnt Ihr dorthin vorausschicken. Ich werde im Grand Hotel Europe weilen, bevor ich nach Wyborg weiterreise.

Meine besten Wünsche und Grüße

Aciei

Zürich, Februar 1902

Verehrter Arbogast

Der Anlass dieses Schreibens werden Sie zweifellos in den Gesprächen, die wir bei unserem Treffen in St. Peterburg der erstaunlichen Tatsache widmeten, dass die Lebensweise der Nienetwiler, sofern diese aus den archäologischen Befunden bekannt ist, über Jahrtausende, wenn nicht länger, konstant geblieben ist und nicht den Entwicklungen von dem, was, wohl euphemistisch, «Zivilisation» benannt wird, durchliefen, bis zur Gegenwart und somit ein Zeugnis dafür ablegen, dass wenn das Zusammenleben des Menschen auf soliden Grundlagen errichtet wird, es die Wechselfälle der Geschichte unbeschädigt übersteht.

Aus dieser Tatsache entsteht die Frage, wie die Nienetwiler ihre Lebensweise von Generation zu Generation über einen derart langen Zeitraum vermitteln konnten, ohne dass die Versuchungen, an den angeblichen Errungenschaften der zivilisatorischer Evolution teilzunehmen, Überhand gewann und die Werte und Praktiken der uralten Traditionen aufgegeben wurden, was unvermeidlich zum Zerfall der kulturellen Einzigartigkeit der Nienetwiler, wie wir diesen Zerfall vor unseren heutigen Augen bedauerlich überall sehen, geführt hätte.

Wie Sie, verehrter Arbogast, noch besser als ich, wissen, beruht die Nienetwiler Kultur auf dem Sammeln, dem Vermehren, den Verhandlungen der Kollektive und den damit zusammenhängenden Praktiken und Ideen. Wo aber – und hiermit stelle ich die Frage an Sie, welche den Anlass dieses Schreibens bildet – liegen die Wurzeln und die Auffassungen ihrer Praktiken der «Bildung»? Wir wissen, oder wenigstens wäre er mir noch nicht bekannt, dass die Nienetwiler keinen Begriff für Bildung oder das, was in der modernen Welt «Erziehung» genannt wird, hatten. Daraus ist zu entnehmen, dass die Nienetwiler das, was wir «Sozialisation» nennen, zusammen mit dem ganzen aufwendigen und komplizierten Apparat, der unser im Laufe der Zeit dazugekommenes Erziehungswesen ausmacht, nicht kannten, und – dies ist das Interessante dabei – offenbar nicht brauchten.

Also meine Frage lautet: Wie haben die Nienetwiler das verstanden, erlebt und praktiziert, was wir als eine besondere Beschäftigung des Lebens und als besondere Aufgabe der Gesellschaft betrachten, nämlich «Erziehung»?

Einen Hinweis auf eine mögliche Antwort wage ich vorwegzunehmen. Vor allem deswegen, weil dieser Hinweis, so meine ich, darin zu finden wäre, was Sie in Ihrem damaligen Schreiben zum Thema *gabe* in der Nienetwiler Kultur festgehalten haben. Da die Nienetwiler offensichtlich nicht von sich als von einem Wesen, das grundsätzlich verschieden wäre von allen anderen Wesen, dachten, könnten sie, wie Sie, verehrter Arbogast, damals geschrieben haben, nicht von Dingen als von irgendwelchen dem Menschen gegenüber völlig andersartigen Wesen denken und handeln. Stattdessen, und so verstehe ich Ihre Bemerkungen zum Nienetwiler Wort *gabe*, bezeichnen die Nienetwiler alles, inklusive sich selber, als Sammlung, wobei es erstaunlicherweise auf die Tätigkeit des Sammelns und nicht auf irgendwelchen jeweiligen Bestand des Gesammelten ankommt. Dies, weil die Tätigkeit des Sammelns zu unendlichen Möglichkeiten offen ist und über jede jeweilig erreichten oder vorliegenden Werkzeuge, Bauten, Bepflanzungen etc., kurz alles, was wir üblicherweise als «Dinge» bezeichnen, hinausgeht. Damit ist das jeweilige Übereinkommen nur ein punktuelles und vorübergehendes Ergebnis von andauernden Verhandlungen.

Die grundsätzliche Offenheit der Nienetwiler zur Partizipation aller Wesen an den Verhandlungen – das Sammeln und die Sammlungen, welche ihre Welt ausmachen – ist also das, was den Kern ihres Zusammenlebens ausmacht und somit das alleinige «Kulturgut», das sie an künftige Generationen weitergegeben haben bzw. «weitergeben» wollten; ganz im Gegensatz zu dem, was wir modernen Menschen mit der «Weitergabe» von Kultur unter dem Begriff

«Erziehung» beabsichtigen, das heißt das Erreichen eines nach aristotelischen Vorgaben klar definierten Zustands der menschlichen «Perfektion», worin alle Möglichkeiten erfüllt sind, gaben die Nienetwiler an die folgenden Generationen die Tätigkeit des Sammelns und damit notwendigerweise zusammenhängende Versammlung von Möglichkeiten weiter. Dies müsste, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, in jedem «Ding» ersichtlich sein. Das Sichtbarmachen von Möglichkeiten wäre dann das Wesentliche am menschlichen Handeln, also eigentlich das, was den Menschen auszeichnet, und nicht, wie die alten Griechen meinten, die Vernunft, zumindest nach Nienetwiler Auffassung.

Nun frage ich mich, und ich frage Sie, verehrter Freund, auch, was bedeutet diese Erkenntnis über unser aller Herkunft für unsere heutige Art und Weise, junge Menschen zu «erziehen»? Ist es nicht an der Zeit, die verloren gegangenen Praktiken der Nienetwiler in der heutigen Welt wieder zum Wirken zu bringen?

Auf Ihre Antwort bin ich gespannt.

Ihr Nussquammer

Paris, April 1902

Werter Amot

Es freut mich, Sie wieder wohlbehalten in der Heimat zu wissen, und hoffe, dass Ihr Umzug nach Zürich gut verlaufen ist!

Ja, das ist ein interessantes Thema, das Sie da ansprechen, und Ihre Verbindung zum Alaju-Wort *gabe* (Sammlung von Möglichkeiten) ist durchaus richtig. Genauso wird auch das kleine Kind, der junge Mensch gesehen. Es ist eine Sammlung von Möglichkeiten. Die Nienetwiler Kultur ist davon geprägt, dass das Volk stets unterwegs war. Sie sind, um es einmal so zu sagen, «Traveler» und wurden daher seit dem Mittelalter oft auch mit den Tsigan, den Jenischen, Sinti und Roma etc. oder in Ländern außerhalb Europas mit anderen Nomadenstämmen gleichgesetzt. Die kleinen Gruppen, in denen die Skandaj, also die Leute der Nienetwiler Kultur, reisten, waren recht klein – selten größer als dreißig, vierzig Menschen. Wenn nun also eine so kleine Gruppe unterwegs ist, dann ist es nicht möglich, Kinder zur Schule zu schicken, wie dies heute die Menschen der westlichen Welt tun. Die jungen Menschen werden nicht darauf ausgebildet, in ihrem Erwachsenenalter Geld verdienen zu können, sondern

darauf, sich als Teil des Kollektivs verwirklichen zu können. Drei Dinge sind wichtig zu wissen:

Erstens: In der Nienetwiler Kultur wird kein Unterschied zwischen Mann und Frau, Mädchen und Junge gemacht. Haushalte wie hier, also ein Vater, eine Mutter und die Kinder, sind eher ungewöhnlich. Vielmehr ist es so, dass Kinder dort aufwachsen, wo es ihnen am besten gefällt. Natürlich sind die, welche das Kind gezeugt und geboren haben, in gewisser Masse mehr verantwortlich als das Kollektiv, aber sobald ein Kind die Mitglieder des Clans kennt, zeigt es auch deutliche Neigungen, sich hier oder dort öfters aufzuhalten.

Es kann sein, dass es das tut, weil dieser oder jene besonders unterhaltsam ist oder ein hübsches Lämmchen mit sich führt, oder es kann sein, dass die Person oder Zeltgemeinschaft einfach besonders interessant ist, weil sie zum Beispiel ein Handwerk ausübt. Dieses sich Zuwenden an Personen oder Zeltgemeinschaften geschieht hauptsächlich in den wenigen Monaten des Sommerbeziehungsweise Winterlagers, in denen nicht gereist wird und die Zeit da ist, sich zum Beispiel handwerklich zu betätigen oder die kleine Ernte einzufahren, die die Voraus-Gruppen angepflanzt haben (dort, wo dies gemacht wird).

Zweitens: Die Reiserei der Skandaj hat zur Folge, dass sie es mit verschiedenen Kulturen und Landschaften zu tun bekommen. Jede einzelne wird ebenfalls, wie alles andere auch als *gabe* gesehen. Diese Möglichkeiten wollen erkundet und gesammelt werden. Die jungen Menschen erkennen, dass es nicht nur ihre Gruppe, Zeltgemeinschaft oder ihren Clan gibt. Sie treffen Nicht-Skandaj und treffen Menschen aus anderen Clans der Nienetwiler Kultur, tauschen sich mit ihnen aus und sammeln Wissen und Erfahrung. *kwasi*, so wird das in der Nienetwiler Kultur gebräuchliche Äquivalent zu Wissen genannt, hat seinen Wortursprung in **ku*, was «erkunden» bedeutet. Wissen ergibt sich also durch das Erkunden, Herausfinden, Erforschen und Erfühlen und durch die Möglichkeiten, die diese Erkenntnisse und Erfahrungen erschließen. Die jungen Menschen lernen schnell, dass erstens Wissen immer nur eine vorübergehende Erkenntnis ist, die jederzeit revidiert oder ergänzt werden kann, und zweitens, dass es weniger wichtig ist, wie man sammelt, als vielmehr was man mit dem Gesammelten anstellt.

Drittens: In den oben erwähnten Sommer- und Winterlagern (*garth* genannt) wie auch auf ihren Reisen begegnen die Skandaj anderen Clans. Dies wird zum Anlass genommen, dass sich zum Beispiel Partnerschaften ändern oder junge Menschen von einem zum anderen Clan wechseln, weil in diesem zum Beispiel jemand ist, der ein gewisses Handwerk oder Wissen weiterge-

ben kann. So werden Wissen und Erfahrungen, «Sammlungen», unaufhörlich zwischen den Clans getauscht.

Eine besondere Form des Unterrichtens gibt es in der Nienetwiler Kultur nicht. Es gibt weder Lehrbücher noch Prüfungen und schon gar nicht werden junge Menschen, wie das hierzulande üblich ist, in irgendeiner Weise bestraft oder gedemütigt, wenn sie eine Leistung nicht erbringen.

Denn: Es gibt keine Leistung, die sie erbringen müssen. Sie selber sind die Leistung. Sie sind die Sammlung an Möglichkeiten und es liegt im ureigenen Interesse des Clans, diesen Möglichkeiten freien Lauf zu lassen, um zu erkunden, ja ich möchte sagen: fasziniert zu beobachten, welche Sammlung da angelegt wird und wie sich diese Sammlung auf den Clan auswirkt.

Der Vollständigkeit halber muss ich natürlich ergänzen, dass viele aus der Nienetwiler Kultur sesshaft werden mussten, weil die Repressalien für die fahrenden Völker zu groß geworden sind oder das Reisen unmöglich gemacht wurde. Viele dieser Sesshaften haben versucht – und tun dies immer noch –, die Ideen aus der Nienetwiler Kultur, insbesondere was die jungen Menschen und ihre Möglichkeiten zu sammeln angeht, in die «moderne» Gesellschaft einzubringen. So sind bereits einige Schulen gegründet worden, die diese Ideen aufgenommen haben. Wie sie sich entwickeln, muss sich allerdings noch zeigen.

Ihr habt vielleicht bemerkt, dass ich das Wort «Bildung» nie benutzt habe. Es ist ein schreckliches, ein grauenerregendes Wort, das nur dieser fürchterlichen westlichen Gesellschaft entkrochen sein kann. Das Wort sagt, dass wir einen jungen Menschen behandeln wie ein Bildhauer ein Stück Stein und den Menschen zu dem machen, wie wir ihn uns vorstellen. Es ist einfach widerlich! Und noch schlimmer scheint mir, dass es in der deutschen Sprache seit Kurzem Worte wie «Bildungsgesellschaft» oder «Bildungswesen» gibt.

Ich kann mir dieses «Bildungswesen» lebhaft vorstellen, diesen Kinder zerfleischenden Jaberwocky!

Werter Freund. Ich ende hier und hoffe, dass ich Ihnen mit meinen Ausführungen nicht nur die Zeit geraubt habe und sie Euch bei Euren Überlegungen weiterhelfen.

Mit den besten Empfehlungen auch an die Frau Gemahlin

Hochachtungsvoll

Acíel

Postscriptum: Seit meiner Rückkehr bin ich wieder in meinem Atelier in Paris. Falls Ihr mir wieder schreiben wollt, dann an die Adresse dort.

Zürich, Juni 1902

Verehrter Arbogast

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Ausführungen über die Erziehung bei den Nienetwilern. Sie haben mir viele wertvolle Anregungen gegeben. Vor Kurzem hatte ich die ehrenvolle Gelegenheit, Ihre Ideen mit unserer Bekannten Frau Dr. Maria Montessori zu diskutieren. Die ehrenwerte Dame war entzückt über die Vorstellungen und Praktiken der Nienetwiler betreffend den Umgang mit jungen Menschen, da sie selber nur Ungutes in der heutigen Schule findet und sich Gedanken macht über die richtigen Formen der Erziehung. Ich finde, dass es interessante Anhaltspunkte für Hinweise auf das Weiterleben von Nienetwiler Gedankengut gibt, das ich Ihnen mit diesem Schreiben unverzüglich mitteilen möchte.

Frau Dr. Montessori war von den Nienetwilern begeistert und meinte, ihre Arbeit mit Menschen, die als behindert betrachtet wurden, und mit Kindern klar zeigt, dass die traditionelle Erziehung in den Schulen, die sich dem Eintrichtern von vermeintlichem Wissen in die Köpfe der Kinder widmet, in keinerlei Art und Weise der Natur des Menschen und vor allem der Natur des Kindes entspricht. Es gehe, ihrer Meinung nach – und dies hat sie bei den Nienetwilern gelobt – darum, das Potenzial des Kindes mittels der richtigen pädagogischen Maßnahmen zur Erfüllung zu bringen. Es sei eine Verfehlung der Gesellschaft, so mit Kindern umzugehen, dass die Kinder abgerichtet werden, bloß Konformisten zu werden und alle Kreativität zu vernachlässigen. Sie meinte, es sei nicht an der Gesellschaft, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollten, sondern die Menschen müssten sagen, was für eine Gesellschaft sie wollen.

Ich war von diesem Gespräch zutiefst beeindruckt und dachte – auch Frau Dr. Montessori gegenüber –, dass das Gedankengut und die Praktiken der Nienetwiler einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der heutigen Schulen leisten können. Ich bin überzeugt, lieber Kollege, dass Sie ebenfalls die Bedeutung von Nienetwil in dieser Hinsicht zu schätzen wissen.

Nun habe ich, nach diesem aufregenden Gespräch, lange darüber nachgedacht, was die Nienetwiler wohl heute tun würden, wenn sie Schulen einrichten müssten. Natürlich würden sie sich höchstwahrscheinlich und aus Prinzip

weigern, Schulen einzurichten, denn nach ihrer Auffassung, wenn ich Sie, lieber Freund, richtig verstehe, ist für die Nienetwiler das Leben die beste Schule und junge Menschen in Schulzimmern einzusperren kommt eher einem Gefängnis als einer Bildungsinstitution gleich. Die «pädagogischen» Absichten der kriminellen Bestrafung sind ja bekannt. Dies führt zur Frage: Wie könnte die Schule so eingerichtet werden, dass sie wie das Leben ist und nicht wie ein Gefängnis?

Sie schreiben in Ihrem Brief, dass für die Nienetwiler vor allem drei Dinge bei der Erziehung wichtig waren.

1. Entscheidend war, dass die jungen Menschen das tun durften, was sie wollten und mit wem sie wollten, also musste man sie fragen, was sie lernen wollten und wie sie dies lernen wollten.
2. Das «Wissen», das durch die Erziehung «vermittelt» werden sollte, wurde als *kwasi*, d. h. «erkunden, herausfinden, erforschen und erfüllen» bezeichnet.
3. Im Wort *kwasi* gibt es keinen Hinweis auf das, was wir moderne Menschen «Leistung» nennen bzw. das Ermessen von Wissen oder Fähigkeiten mittels irgendwelcher Maßstäbe. Da es um das Kind ging und nicht um die Erwartungen der Gesellschaft, waren Prüfungen aller Art den Nienetwilern fremd.

Wenn ich richtig verstehe, müssen wir also Erziehung als eine Tätigkeit des Lernenden und nicht der Lehrenden verstehen, eine Tätigkeit, die unabhängig von jedweden «Lernstoff» gelernt werden kann bzw. an die jungen Menschen «weitergegeben» wird.

Was eine solche Tätigkeit sein könnte und wie wir heute diese Tätigkeit bezeichnen könnten bzw. sollen, ist die Frage, die ich nun Ihnen, verehrter Kollege, stelle.

Gerne erwarte ich von Ihnen eine aufschlussreiche Antwort!

Ihr Nussquammer

Paris, 6. August 1902

Werter Nussquammer

Wie immer fällt es Ihnen leicht, aus meinen endlosen Ausführungen die Essenz herauszukitzeln.

In unserem Sinne ist das Lernen, bzw. Sammeln, keine Tätigkeit wie etwa das Bauen eines Tisches. Sitzt ein junger Mensch in einer Schreinerei, wird er schnell lernen, wo sich welche Werkzeuge befinden, denn er will ja gerne mitarbeiten und mit helfender Hand dies oder jenes an die Werkbank bringen oder gebrauchtes Werkzeug verräumen. Bald schon darf er hier etwas hobeln und da etwas sägen und er bekommt das Wissen, worauf er achten soll, mitgeteilt. Hobelt er gegen das Holz, wird er sehr schnell feststellen, dass das nicht gut geht. Er kann nun fragen, woran es liegt, oder er kann selbst ausprobieren. Beides ist gleich gut, denn es ist eine Frage des Charakters, nicht eines Intellekts, den es zu bewerten gilt. Mit der Zeit lernt der Mensch immer mehr Fertigkeiten, teilt Wissen mit anderen, fragt, wo er wissen will, und gibt weiter, wo er gefragt wird.

Der Moment, in dem man damit anfängt, ist jener, in dem die kognitiven Fähigkeiten es erlauben, und es hört dort auf, wo diese wegen Alter, Krankheit oder Tod wegfallen.

Euren Schluss, dass Erziehung eine Tätigkeit des Lernenden und nicht des Lehrenden sei, muss ich allerdings korrigieren. Es gibt keine Erziehung bei uns, denn wir ziehen niemanden irgendwohin. Wir kennen nur das Lernen/Sammeln an und für sich, und es ist auch keine Tätigkeit eines Einzelnen, sondern des Kollektivs.

Wie ich aus Eurem Brief verstanden habe, sucht Ihr nach einer Lösung, unser Wissen (das wir übrigens mit Hunderten, ja Tausenden Stämmen auf der Welt teilen) für die jungen Menschen hier in den Städten nutzbar zu machen.

Ehrlich gesagt denke ich, dass Ihr die Quadratur des Kreises sucht. Denn die Stadt an und für sich ist eine Entwicklung des Marktes, und das im wortwörtlichen Sinne. Nehmen wir den Markt von Marseille. Dort war einst nur ein Hafen, an dem von Griechen Ware umgesetzt wurde. Später richteten die Römer einen Markt ein und bauten Straßen, um diese Waren zu transportieren und ins Landesinnere zu bringen. Allein der Wunsch, dies zu tun, führte zu einem Wachstum. Es wurden Schreiner und Schmiede und Netzflicker gebraucht. Die mussten wohnen, also wurden Zimmerleute und Maurer gebraucht, die wiederum selber wohnen mussten. Es brauchte Kleidung für diese Leute und so weiter und so fort. Wachstum. Wachstum ist die Entscheidung,

die die Menschheit eines Tages vor Tausenden von Jahren getroffen hat. Und Wachstum ist genau das, was wir verweigerten.

Wenn Ihr Wachstum habt, habt Ihr Sachzwänge. Ihr braucht Maurer, also müsst Ihr welche heranzüchten. Wie Gemüse zieht Ihr sie heran und lehrt sie das Wichtigste, was sie für das Handwerk brauchen. Das Individuum ist nur innerhalb der Zwänge, die der Markt vorgibt, frei.

Und schon werden die Ersten wieder ausgesondert. Tausende Arbeiterinnen und Arbeiter, die in den Fischfabriken oder Werften Marseilles arbeiteten, wurden entlassen, um den großen neuen Maschinen Platz zu machen, die es jetzt gibt.

Vor einigen Jahren habe ich in der Schweiz Webereien besucht. Nicht die kleinen Werkstätten mit Webrahmen, sondern große Hallen mit riesigen Maschinen, die klopfend und stampfend die Arbeit Hunderter Arbeiter verrichten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, die früher dort webten, mussten sich eine andere Arbeit suchen. Viele sind nach Amerika, nach Brasilien und in andere Länder ausgewandert. Ich sah das Gleiche an anderen Orten und in anderen Fabriken.

Eines Nachts im Scheherazade begab es sich, dass eine gar kleine und feine und wirklich übermäßig illustre Gesellschaft zufällig im «Blauen Salon» zusammenkam. Ein englischer Schriftsteller war dabei, ich glaube, er hieß Wells, ein spanischer Ingenieur und einige mehr (verzeiht, dass ich die Namen nicht mehr weiß, aber es war schon spät nachts und der Bordeaux war reichlich geflossen).

Wir plauderten erst ungezwungen über dieses und jenes, als ich irgendwann von meinen Beobachtungen in den Fabriken erzählte. Man erzählte mir dabei von Rechenmaschinen, die es nun offenbar gab und die selbstständig Rechenaufgaben ausführen konnten, und einer von ihnen, ich glaube, der Spanier, behauptete gar, dass er dabei sei, eine Maschine zu bauen, die Schach spielen werde.

Mr. Wells überraschte uns alle mit der Aussage, dass er ganz sicher sei, dass die Entwicklung dieser Rechner bestimmt dahin führen würde, dass sie eines fernen Tages ebenso gut rechnen könnten wie wir, und mehr noch, dass sie aufgrund eines mechanischen Gedächtnisses imstande sein würden, zu denken. Dies zusammen mit den Maschinen, die ja heute schon gebaut würden, könne nur darauf hinauslaufen, dass es dereinst «mechanische Sklaven», wie er es nannte, geben würde, die die Arbeit für uns verrichten würden. Ich fragte ihn, was dann aus den Menschen werden würde und was die derweil zu tun hätten. «Wir werden uns alle den schönen Künsten zuwenden!», rief er aus und ernte-

te schallendes Gelächter, denn solch ein Seemannsgarn hatte man hier schon lange nicht mehr gehört.

Wenn es denn so kommen würde, wie diese Leute erzählen, was geschieht dann mit den jungen Menschen in der Stadt? Vielleicht sitzt am Kundenschalter der Bank einmal eine Maschine? Vielleicht gibt es keine Kutscher mehr, weil wir auf Maschinen reiten? Was, wenn Maschinen Stühle und Tische, Hosen und Hemden billiger erschaffen als wir Menschen? Was will man dann mit den jungen Menschen machen? Ich muss es nicht weiter ausführen, ich nehme an, auch Ihr habt «Das Kapital» gelesen, sei es auch nur, um ein Gefühl des Schauerns zu erleben. Es erklärt die Prozesse besser, als ich es kann.

Also, was geschieht mit den Menschen, wenn wir sie nicht mehr brauchen?

Ich weiß es nicht, werter Kollege; ich weiß es nicht. Ich kann nur Fragen stellen. Oder fabulieren.

Wollen wir zusammen den Weg eines Kindes aus unserem Stamme skizzieren, das hier in Paris lebt? Nehmen wir an, sein Name ist Eric. Sagen wir, er wächst draußen am Stadtrand in den Handwerkerquartieren auf. Sein Vater ist Kesselflicker, seine Mutter arbeitet als Putzfrau im «Le Bon Marché». Bis er sechs Jahre alt ist, verbringt Eric die meiste Zeit mit anderen Kindern zusammen bei seiner Großmutter und deren Schwestern, die, wie seine Eltern, am Stadtrand in den neu entstandenen Arbeitervierteln lebten. Sein Leben ist vorherbestimmt. Er muss die Schule besuchen und abends hilft er, Uniformknöpfe zu polieren. Als er stärker wird, muss er seinem Vater nach der Schule helfen. Mit elf Jahren ist er mit der Schule fertig und arbeitet bei seinem Vater als Kesselflicker. Dieser stirbt schon bald darauf, vielleicht am Kupferoxyd, vielleicht von den Schwefeldämpfen, vielleicht an Mangelernährung. Er erfährt es nie. Er ist es nun, der für die Familie sorgen muss, und übernimmt die Arbeit seines Vaters. Er heiratet, hat Kinder und stirbt eines Tages. Das ist das Leben von Eric. Die Schule, die er besuchte, unterrichtete Französisch, Rechnen und Geschichte. Genug, um die Arbeit seines Vaters übernehmen zu können. Zu wenig, um sonst irgendetwas machen zu können. Er wurde erzogen, um ein wertvolles Mitglied nicht der Gesellschaft, sondern des Marktes zu werden.

Und jetzt erzähle ich dir von Finja. Sie stammte aus einem Skandaj-Clan unten in Aurillac. Ihr Vater hatte eine Französin geheiratet, die aus einem alten sesshaften Clan stammte. Da dessen Vater eine Tischlerei in Paris besaß, zog er ebenfalls nach Paris, um dort in der Werkstatt seines Schwiegervaters im 11. Arrondissement zu arbeiten. Dorado, so hieß dieser, war über die Hilfe ausgesprochen froh, denn Manitas, so heißt Finjas Vater, war ein sehr guter Tischler.

Finja sass bereits als kleines Mädchen in der Werkstatt und schaute den beiden bei der Arbeit zu. Sie lernte schnell und bald schon holte sie ein Werkzeug aus der Schublade, noch bevor einer der beiden danach gefragt hatte. Sie war vier oder fünf Jahre alt, da gaben sie ihr kleine Aufgaben. «Zähl von diesen Schrauben zwanzig ab und dann noch acht von den Messingwinkeln.» So lernte sie zählen. Bald auch lesen und, da sie fanden, dass sie sehr gewitzt war, nahmen sie sie zu Chaim Barot mit. Das war ein sehr bekannter Vergolder und Rahmenschnitzer. Er war ein bärtiger kleiner Mann mit Zwickelbrille und einem verschmitzten Lächeln. Er liebte Kinder und behandelte sie nicht wie dumme kleine Geschöpfe, sondern wie kleine Erwachsene. Finja liebte ihn vom ersten Augenblick an und bat ihren Vater, bei Chaim einige Zeit lernen zu dürfen. Und so geschah es. Drei Jahre blieb sie bei ihm und lernte alles, was es über das Vergolden und das Schnitzen zu lernen gab. Danach, als sie vierzehn war, dachte sie sich, dass es doch sicher klug wäre, zu schauen, ob es an anderen Orten anderes zu lernen gäbe, was sie interessierte. Und so nahm sie ihren Vater auf eine Reise nach der anderen mit. Bei Chaim hatte sie Jiddisch und Englisch gelernt.

Beim Holzbildhauer Giannpaolo di Conti noch mehr über Holzverarbeitung, Kunst und zudem Italienisch. Bei Fritz Zellweger, einem Tischler aus Basel, der sich in Speyer niedergelassen hatte, lernte sie noch mehr dazu, vor allem über Verbindungstechniken und Intarsien, und natürlich Deutsch.

Mit all diesem Fachwissen und den Sprachen ausgestattet kehrte sie 1899 nach Paris zurück. Vor einem Jahr zog sie nach Bologna, wo sie heiratete und nun, so viel ich hörte, ein Kind erwartet. Sie hat in ihrem Leben nie eine Schule besucht und empfängt dennoch monatlich Besucherinnen und Besucher aus der ganzen Welt, denn sie ist zu einer echten Koryphäe geworden und ihr Wissen ist in ganz Europa gefragt. Das also ist unsere Auffassung von Lernen und Erwachsenwerden.

Zu Eurer Frage, wie also diese unsere Auffassung in die moderne Zeit übernommen werden könnte, meine ich, dass Schulen, wenn überhaupt, spezifisches Fachwissen weitergeben sollten, das nicht, oder nur sehr schwer, bei Einzelpersonen gelernt werden kann. Physik vielleicht oder Chemie. Solches eben. Doch sollten dort alle Zugang haben, nicht nur, wie es heute der Fall ist, die Kinder der «Elite». Zudem sollte überlegt werden, wie wir die Gesellschaft so von den Zwängen des Marktes befreien, dass Menschen nicht mehr nur dafür «herangezuchtet» werden müssen. Es gilt, Strategien zu entwickeln, die uns von dem unsinnigen Weg des Wachstums wegführen. Oh, was für ein utopischer Gedanke!

Sollten die Visionen der Zukunft von diesen Leuten wie oben beschrieben zutreffen und eines Tages tatsächlich kaum noch Arbeit für Menschen da sein, oder vielmehr der Markt nicht mehr ihrer bedürfen, so scheint es mir angebracht, das ganze System Schule bereits jetzt dahingehend zu überdenken.

Was im Übrigen den Begriff angeht, nach dem Ihr fragtet, und welcher Euer Wort «Bildung» ersetzen könnte, so kann ich nur auf das Alaju-Wort *tobe* verweisen. Es setzt sich aus den beiden Alaju-Wörtern *toho*, also etwa «*Chaos, etwas, das im Fluss ist und noch nicht seine Form angenommen hat*», und *be*, also «*Möglichkeiten*», zusammen. Es bedeutet, in einem Fluss der Möglichkeiten zu sein oder die Möglichkeiten im Chaos zu finden.

Nun hoffe ich, Eure Fragen in etwa beantwortet und Euch mit meinen langen Ausführungen nicht gelangweilt zu haben.

Ich grüße Euch

Arbogast

Zürich, 4. Oktober 1902

Verehrter Arbogast

Ihr langes Schreiben 6. August hat mich erst in den letzten Tagen erreicht, da ich unterwegs war und wenig Gelegenheit hatte, meine Post einzusehen. Entschuldigen Sie bitte, dass Sie auf eine Antwort warten mussten.

Sie beschreiben eindrucksvoll die Lebensläufe von zwei jungen Menschen. Diese Geschichten finde ich interessant und aufschlussreich, da sie illustrieren, wie unterschiedlich und zugleich wie von «Natur» aus Menschen lernen. Sie lernen, indem Sie etwas tun, das heißt, indem Sie Probleme des Lebens lösen. Unsere heutigen Schulen, da würden mir Sie sicher beipflichten, tun fast genau das Gegenteil. Die jungen Menschen müssen lernen, indem sie nichts tun, wenigstens nichts Wirkliches. Was sie lernen, ist «nur für die Schule» und hat praktisch nichts mit dem Leben zu tun.

Dies hat Frau Dr. Montessori mir in unserem Gespräch klargemacht – eine Tatsache, die sie sehr bedauerte und sie dazu veranlasste, ihre eigenen Schulen zu begründen. Sie teilte auch Ihre Meinung, dass die Gesellschaft, worauf die jungen Menschen angeblich durch Erziehung «vorbereitet» werden sollten, von ihnen verlangt, dass sie bloße Arbeitskräfte sind, was so viel bedeutet, dass

Menschen wie Maschinen wo immer und wie immer eingesetzt werden können, wie dies die industrielle Produktion, Sie reden ja vom «Markt», verlangt.

Ich glaube, dieser Herr Wells, den Sie erwähnen, hatte Recht, wenn er meinte, dass die Maschinen am Ende alles übernehmen werden, denn was die Erziehung heutzutage tut, ist nichts anderes als der abwegige Versuch, Menschen in Maschinen zu verwandeln. Hier hatte Karl Marx recht: Arbeit bedeutet, sich von sich selbst, von der wahren Natur des Menschen, zu entfernen.

Was die Schule angeht, bin ich mehr denn je überzeugt, dass die Zeit gekommen ist, nicht nur die Erziehung, wie dies heutzutage überall und erzwungenermaßen institutionalisiert ist, sondern die ganze Gesellschaftsordnung, die – wie Sie vortrefflich sagen – ein Markt ist und nicht ein Lebensraum, grundsätzlich geändert werden müssen. Man spürt überall, wie die alten Institutionen eher den Fortschritt hindern, als fördern und wie ein neues Denken kommen muss, wenn wir die Ungerechtigkeiten dieser Welt berichtigen sollen.

Aus diesem Grund bin ich überzeugt, dass unsere gemeinsame Forschung über Nienetwil von Bedeutung sein kann, denn die Nienetwiler haben über die Zeiten hinweg eine Lebensweise erhalten, die als Leuchtturm die Menschen von heute in letzter Minute davor warnen könnte, einen katastrophalen Schiffbruch der Zivilisation zu erleiden. Die Zeichen der Zeit stehen nicht gut, mein lieber Freund, aber es gibt Hoffnung!

Für Ihre höchst interessanten Ausführungen über das Nienetwiler Wort *to be* bin ich Ihnen sehr dankbar, denn sie haben mir in meinen Gedanken weitergeholfen, das zu formulieren, was mir bis anhin nicht klar wurde, so viel ich auch versuchen mag, die Ideen, die mir im Kopf herumtanzen, zur Sprache zu bringen. Sie schreiben, die Nienetwiler haben das, was wir «Erziehung» nennen, ausdrücklich nicht als Absicht, zwecks Zertifizierung für irgendwelche Arbeiten, die sie später in der Gesellschaft ausführen werden müssen, zu unterrichten, sondern als einen bestimmten Umgang mit Möglichkeiten, die zwar offen sind, aber, sozusagen, auf eine «Form» bzw. eine Verwirklichung «warten».

Es geht, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, um die Art und Weise, wie eine Sammlung zustande kommt, oder, anders formuliert, um «die Möglichkeiten im Chaos zu finden». Also, es wird kein Stoff gelehrt und gelernt, es werden keine Prüfungen abgenommen, sondern es wird den jungen Menschen ein bestimmter Umgang mit Problemen, mit Gelegenheiten, mit dem,

was in einer besonderen Situation «möglich» ist, weitergegeben. Dies ist der Sinn und Zweck von Bildung!

Die Nienetwiler würden wohl sagen, dass gelernt wird, wie man «sammelt». Denn was immer in eine Sammlung kommt oder darin eine Rolle spielt, kann ja sehr komplex und weitreichend sein, denn es kommt ja darauf an, wie die Sammlung zustande kommt. Dies kann man gut oder schlecht machen, richtig oder falsch, und demnach muss die richtige Art und Weise, zu sammeln, gelehrt und gelernt werden. Alles andere ist zweitrangig und kann nur von der eigentlichen Aufgabe des Lebens ablenken.

Was ist dann die richtige Art und Weise, zu sammeln? Von allem, was ich bis heute über die Nienetwiler herausgefunden habe, und mit Ihrer sehr hilfreichen Unterstützung, wenn es um das Verständnis der Nienetwiler Kultur und Lebensweise geht, wage ich die Vermutung, dass das Sammeln sich so vollzogen hat, dass zuerst eine Art Offenheit für Probleme für das, was möglich oder sogar nötig ist, kultiviert werden müsste. Dinge kommen nicht alleine oder bloß von sich aus zusammen, um eine Sammlung zu bilden. Sie müssen zuerst als «gaben» erscheinen können, die ja, wie Kollege Mauss behauptet, immer in irgendeiner Art und Weise «verpflichtend» sind. Kurz: Um ein Problem zu lösen, muss man wissen, was das Problem ist, und dieses Wissen kann nicht auf die Dinge bloß aufgepfropft werden, sondern muss von ihnen kommen, in ihnen schlummern, als ihre Möglichkeiten sich auf irgendeine Art und Weise kundtun.

Wenn das Sammeln mit einer Wahrnehmung und einem Verständnis für ein Problem beginnt, dann muss zweitens eine Vision, wie vage oder unbestimmt diese auch immer sein mag, der Sammlung vorhanden sein, die daraus entstehen sollte. Nicht alles, was möglich ist, kann realisiert werden. Entscheidungen müssen fallen. Dies richtig zu tun, muss gelernt werden. Denn es handelt sich mehr um eine Kunst als eine gedanken- und gefühllose Methode, die überall auf die gleiche Art und Weise angewendet werden könnte.

Drittens muss man die Vision durch vielfaches Ausprobieren von Kombinationen und Verbindungen testen. Lernen ist immer Versuch und Irrtum, ein Ausprobieren und Erfahrungenmachen. Ganz im Gegensatz zur heutigen Schule ist Lernen Tun, Handeln oder das, was Marx «Praxis» nennen würde.

Viertens müsste versucht werden, aus den Erfahrungen mit verschiedenen Kombinationen und Verbindungen eine Sammlung herzustellen. Dies ist ausdrücklich «provisorisch», denn die Sammlung muss standhalten und ihren Weg in die Kollektive finden. Die so entstandene Sammlung – sei es ein Möbelstück, etwa ein Tisch – muss vielfachen Herausforderungen standhal-

ten und zeigen, dass es zusammenhält oder in bestimmten Hinsichten geändert werden muss. Aus diesen verschiedenen konkreten Versuchen wird dann endlich eine Variante ausgewählt und im Kollektiv akzeptiert. Dies bedeutet aber nicht – wie bei allen Sammlungen der Nienetwiler –, dass die Sammlung nicht mehr geändert, verbessert, erweitert etc. werden kann. Ganz im Gegenteil: Das Nienetwiler Prinzip der «Vermehrung» deutet darauf hin, dass jede Sammlung «provisorisch» ist und offen für Veränderungen ist.

Was ich versucht habe, in diesen kurzen Bemerkungen zu beschreiben, wäre m. E. das, was in den Schulen gelehrt werden sollte. Es kommt also nicht auf den Stoff oder irgendwelches Wissen an, das an Prüfungen wiedergegeben werden kann, sondern auf eine bestimmte Verhaltensweise, eine Praxis, auf die Fähigkeit, richtig zu sammeln. Da wir heute dieses Verhalten bei denjenigen Menschen finden, die bewusst eine eher kreative Arbeit ausführen, also diejenigen, die in allen Branchen, ob Mode, Architektur, Industrie oder was immer, sich «Designer» nennen, könnte man das Weiterleben des Nienetwiler Gedankenguts in diesen Formen der Arbeit vermuten. Dass ein so wichtiges Kulturgut einfach verloren geht und nicht in vielfachen Existenzformen der modernen Menschen unbekannt und unbenannt weiterlebt, ist kaum zu glauben. So auf jeden Fall ist meine Hoffnung!

Ich hoffe auch, lieber Freund, dass dieses Schreiben, obwohl verspätet, Sie in bester Verfassung erreicht.

In Hochachtung

Ihr Nussquammer

2.5 Alaju: Die Worte *gadho*, *gabe*, *be* und *tobe*

von Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Sprache der Nienetwil-Kultur, Alaju, wurde in verschiedenen Artikeln vergangener und aktueller CRN bereits diskutiert. Nun ist es an der Zeit, sie genauer zu betrachten. Alaju ist ein hochumstrittenes Thema in der linguistischen Forschung. Hier die beiden prominentesten Theorien in Kürze:

Alaju ist die Mutter aller Sprachen.

Diese These stützt sich darauf, dass Alaju mehr Wurzelwörter enthält als jede andere Sprache und dass diese Wörter – ähnlich wie solche aus verschiedenen Ursprachen – von allen Skandaj weltweit verwendet werden. Das Gegenargument lautet, dass Alaju auch viele Wörter und Sprachelemente übernommen hat und nicht bewiesen werden kann, ob das Alaju- oder das Urwort (z. B. *chec*) zuerst existierte.

Alaju ist lediglich ein Archiv der Sprachen.

Die Befürworter dieser Ansicht verweisen darauf, dass es in Alaju nachweislich Wörter gibt, die weit über zehntausend Jahre alt sein müssen, da sie älter sind als etwa das Proto-Indogermanische. Daneben gibt es Sprachelemente und Wörter, die – wie beschrieben – aus aller Welt in Alaju Eingang fanden.

Dagegen wird eingewandt, dass es dann unklar bleibt, warum gerade diese und nicht andere Wörter erhalten blieben und warum es keine geografischen Unterschiede gibt.

Sowohl Amot Nussquammer sen. als auch Aciel Arbogast I. haben stets betont, dass die erste These nicht korrekt ist. Arbogast wies wiederholt darauf hin, dass Alaju zwar die Sprache mit den ältesten Wörtern der Welt ist, dies jedoch nicht bedeutet, dass die Skandaj diese erfunden haben. Vielmehr haben sich Sprachen, die unabhängig von Homo nienetwilensis und dem modernen Homo sapiens entstanden, über die Jahrtausende vermischt. In manchen Regionen war der Einfluss von Alaju auf die lokalen Sprachen stärker, in anderen schwächer oder gar nicht vorhanden.

Arbogast fügt hinzu, dass es zutrifft, dass die Skandaj Wörter übernahmen, wenn ihnen entweder ein eigener Begriff fehlte (wie es auch heute in allen Sprachen üblich ist) oder weil diese besser zu ihrem Wortspiel oder dem Humor der Sprache passten. Zudem erfanden sie ständig neue Wörter, die ih-

nen einfach gefielen. Wenn die Wörter gut waren, verbreiteten sie sich schnell weltweit.

Die Forschung zu Alaju hat in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen, und derzeit wird Arbogasts Argumentation weitestgehend akzeptiert.

Die Alaju-Wörter, die den Forschern bekannt sind, sind im Wiki www.wiki.nienetwil.ch verzeichnet (Deutsch–Alaju/Alaju–Deutsch, inklusive aller Wortursprünge, Stämme, Grammatik etc.).

Alaju wird in vier Sprachentwicklungsstufen unterteilt:

- **Proto-Alaju** > ab ca. 1,8 Mio. v. u. Z.
- **Alt-Alaju** > ab ca. 6000 v. u. Z.
- **Spät-Alaju** > ab ca. 500 v. u. Z.
- **Neu-Alaju** > ab ca. 1600 n. u. Z.

Forscher sprechen zudem von einem Proto-Alaju, das derzeit nur eine Hypothese ist und das vermutlich auch nonverbale Kommunikation und einfache Lautmalerei umfasste.

Abschliessend halten wir es für sinnvoll, in diesem Artikel vier der wichtigsten Wörter der Nienetwiler Kultur vorzustellen – vier Wörter, die die Gesellschaft recht gut widerspiegeln:

gadho = sammeln

gabe = alle Dinge (nicht-menschlich)

be = Möglichkeit

tobe = lernen

gadho

Verzeichnisnummer ALOO43

gadho – Sammlung, sammeln, vereinigen (auch körperlich), zueinander bringen (vgl. engl. gathering/together), verbinden.

Moderne Wortverwandtschaften: Neuenglisch «gathering» = sammeln, Schweizerdeutsch «Gadde» = kleine Scheune/Hütte, überdachtes Gehege.

Das Sammeln gehört zu den ureigenen Eigenschaften in der Nienetwiler Kultur. Es bedeutet jedoch nicht das Anhäufen von materiellen Gütern oder Es-

sen, sondern vielmehr das Sammeln von Möglichkeiten in der Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch.

Die Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch wird in der Nienetwiler Kultur immer als eine symmetrische Handlung gesehen. Das Gegenüber wird als eine Sammlung von Potenzial, Einflüssen, denen es unterliegt, und Einflüssen, die es ausübt, sowie Geschichten angesehen. In diesem Sinne ist jede Interaktion ein Partizipieren der dem Gegenüber inwohnenden Möglichkeiten bzw. Sammlungen. Ein Hammer ist ein Hammer. Auch wenn der Hammer lediglich auf der Werkbank liegt, beeinflusst er das Leben des Menschen, dem die Werkbank gehört, selbst dann, wenn dieser den Hammer gerade nicht benötigt. Er könnte ihn aber benötigen. Dass er weiß, dass der Hammer und sein Potenzial an Möglichkeiten bereitliegen, verändert das Leben des Menschen insofern, als dass er Tätigkeiten in Betracht ziehen kann, die sich mit einem Hammer ausführen lassen. Ebenso verhält es sich mit Nagel, Brett oder Zange.

Je öfter der Mensch mit Nichtmenschen interagiert und mit ihnen arbeitet, desto größer werden die Möglichkeiten des Menschen und des Nichtmenschen, denn der Mensch lernt den Nichtmenschen immer besser kennen und weiß immer besser, mit ihm zu arbeiten.

Auch ist es so, dass wir ganz körperlich, zum Beispiel in der Tätigkeit mit Dingen, beeinflusst werden. Ebenso verhält es sich mit dem Potenzial von Menschen.

So ist es nicht erstaunlich, dass die Neugierde, etwas über sein Gegenüber kennenzulernen, in der Nienetwiler Kultur hochgeschätzt wird – denn je mehr ein Mensch über einen anderen Menschen, seine Potenziale und Möglichkeiten sowie seine Einflussphären weiß, desto größer ist das Potenzial der Sammlung und der Lieder («Lied» meint in der Nienetwiler Kultur die Art und Weise, wie ein Mensch/Nichtmensch seine Sammlung offenbart, bzw. Möglichkeiten offenlegt).

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga-* = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **th-* = um, um zu.

Vgl. indogermanisch: **g^hed^h-*, **g^hod^h-*, RB.: Pokorny 423 (608/24)

Abb. 10: *gadho*, in der Skandaj-Schrift
Ch'apis geschrieben



gabe

Verzeichnisnummer ALO210

gabe – Sammlung von Möglichkeiten, alle «Dinge»

Die Ähnlichkeit zum deutschen Wort Gabe scheint rein zufällig zu sein, denn auch wenn eine gewisse Ähnlichkeit im Verständnis zu Heideggers «Gabe» besteht, unterscheiden sich die beiden Begriffe doch deutlich. In der Nienetwiler Kultur gibt es kein Wort für Ding, und *gabe* ist niemals bloß Objekt. Es ist nicht isolierte «Sache», sondern ein Knotenpunkt von Wirkungen, Verweisen und Verbindlichkeiten.

In der Auffassung der Skandaj hat alles, was existiert, die Möglichkeit, Teil einer Sammlung zu werden, und ist also *gabe*. Damit hebt die Nienetwiler Kultur die Trennung zwischen Subjekt und Objekt auf, und in der heutigen digitalen Welt kann man daher durchaus auch zum Beispiel eine KI als *gabe* bezeichnen.

Daher macht man auch keinen Unterschied, ob etwas Pflanze, Tier, Berg oder Ambiente ist. Alles, was Teil einer Sammlung wird, hat in dieser gleichwertigen Anteil, egal ob Mensch *matu* oder *gabe*.

Der von Bruno Latour geprägte Begriff «Nicht-Mensch» kommt dem Verständnis des in der Nienetwiler Sprache verwendeten Wortes *gabe* nahe. Dinge haben bei ihm zwar Handlungsmacht (actants) und sind gleichwertig in Netzwerken, jedoch bleibt er in der Unterscheidung stets in einer politisch-sozialen Metapher. Dagegen verwenden die Skandaj den Begriff so, dass es keinen Unterschied macht, ob etwas Mensch oder Nicht-Mensch ist. Der Begriff *gabe* ist umfassender und dringt tiefer in alle Lebens- und Handlungsbereiche der Nienetwiler Kultur, da er ein Grundsätzliches und Selbstverständliches ausdrückt.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga*- = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **be*- = Möglichkeit, Möglichkeit zu sein

Abb. 11: *gabe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Be

Verzeichnisnummer ALO018

be – Möglichkeit. Das, was in einer konkreten Beziehungssituation entstehen, geschehen oder bedeutsam werden kann.

In der Alltagssprache: möglich, eventuell, nicht sicher

Alles, was ist, ist eine Sammlung an Möglichkeiten. Es hat das Potenzial, zu beeinflussen oder beeinflusst zu werden.

Möglichkeit ist nicht etwas Abstraktes oder Beliebiges, und nicht das, was alles denkbar wäre, sondern das, was sich im Moment eines Zusammenspiels ergibt. Möglichkeit ist daher immer situationsgebunden – also kontextabhängig und nicht universal.

Möglichkeiten entstehen in Beziehungen, nicht in isolierten Objekten.

Alles, was man sich vorstellen kann, ist real! Möglichkeit ist das Nicht-Ausschließen von Geschehnissen, Resultaten von Handlungen oder Seinszuständen zu irgendeinem Zeitpunkt.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **be*- = Möglichkeit, zu sein

Abb. 12: *be*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis
geschrieben



Tobe

Verzeichnisnummer ALO166

tobe – lernen; eigentlich: im Fluss der Möglichkeiten sein

Die Möglichkeit aus der Unordnung, in der Sammlung von Möglichkeiten wählen (wie ein Kind in einer Kiste von Spielsachen). Lernen wird als ein Akt des Sammelns betrachtet. Das Sammeln von Möglichkeiten, die durch die Aneignung von Wissen und Fertigkeiten mehr werden. Es ist Selbstverwirklichung in dem Sinne, dass es allen freigestellt ist, nach ihren Fähigkeiten und Wünschen Wissen und Fertigkeiten jedweder Art zu erlangen.

Die Nienetwiler Kultur kennt kein Schul- oder Bildungssystem. Es gibt nicht Erziehung im europäischen Sinne. Da in der Nienetwiler Kultur ein weltweites Netzwerk an Kontakten besteht, können Jugendliche bei der Überprüfung ihrer Interessen und dem Erwerb von Fertigkeiten jederzeit darauf zurückgreifen.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Zusammensetzung aus *toho* = Chaos, etwas, das seine Bestimmung noch nicht gefunden hat

Abb. 13: *tobe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis
geschrieben



2.6 Ausgrabungsbericht zum «Skandi-Stein»

Der «Skandi»-Stein der Siedlung «Nienetwil 1» aus der Grabung N1/1 – Grabungs- und Fundbericht sowie Wissenswertes über den Zweck des Steines in der Nienetwiler Kultur. Grabungsbericht von dipl. Ing. Hermann Tobler

Zum «Skandi»-Stein in der Nienetwiler Kultur: Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Grabungen N1/1

Die Funde aus den Altgrabungen von 1911 sowie den Prospektionen zwischen 1894 und 1946 in der näheren Umgebung von «Nienetwil 1» ließen darauf schließen, dass an dieser Stelle tatsächlich eine aufgelassene Siedlung der Nienetwiler Kultur lag. Die Prospektionen, insbesondere jener in der Mulde südsüdwestlich des eigentlichen Siedlungsplatzes, gaben ein deutliches Bild einer gut sechstausend Jahre andauernden Besiedelung des Platzes. In der kleinen Rinne im späteren Grabungsfeld D18-F3 wurden neben einer bronzenen Latène zeitlichen, welche der Pommerschen Fibel aus Mölln-Medow (Insel Rügen) ähnelte, eine Silex-Steinspitze aus der Glockenbecherzeit gefunden. Stein und Abschlagbild lassen auf Le Grand-Pressigny schließen. In derselben Rinne wurden zwei frühkaiserzeitliche römische Gold-Asse, das Fragment einer ägyptischen Glasarbeit und eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Silbermünze gefunden.

Dieses für Nienetwiler Siedlungsplätze typische Fundbild veranlasste uns, im Frühjahr 1946 in gemeinsamer Arbeit mit Dr. Müller von der Naturforschenden Gesellschaft Luzern und Herrn Dr. Am Ryn von der «Prähistorischen Kommission» selbiger Gesellschaft eine erste kleine Grabung in den später als Feld A1-A1 bis A4-A1 bezeichneten Siedlungsabschnitten durchzuführen. Die erste Kulturschicht unterhalb des Waldbodens ließ aufgrund der Funde auf eine letzte Besiedlung im frühen 12. Jahrhundert schließen. Allerdings – und das traf auf alle Fundschichten zu – scheint es, dass die Siedlung jeweils über längere Zeit bewohnt und dann wieder für Jahrzehnte verlassen war.

Nach Beendigung dieser Sondiergrabung wurde beschlossen, dass die Grabungen im darauffolgenden Jahr wieder aufgenommen werden sollten. Dies geschah unter der Leitung von d'Aciei Arbogast und wurde finanziell durch die Naturforschende Gesellschaft und Frau Patrizia Am Ryn unterstützt.

Fundsituation des «Skandi»-Steines N1/1

[neues Archivverzeichnis Museum Nienetwil, Signaturnummer: MUNI_03.01.002.0005 (Anm. Herausgeber)]

Abb. 14: Die archäologische Ausgrabungsstätte in Nienetwil 1, März 1947, mit der Lage des «Skandi»-Steins N1/1 [neuer Archivindex Museum Nienetwil, Referenznummer: MUNI_03.01.002.0005 (Anmerkung der Redaktion)]



Abb. 15: Fundzeichnung des «Skandi»-Steins aus N1/1. Der Plan befindet sich im Archiv des Museum Nienetwil, Verz.-Nr.: MU-NI_07.01.002-0004.



Am Montag, dem 28. April 1947 wurde im Grabungsquadrat B12-B4 in Schicht 8 die Oberfläche eines «Skandi»-Steines freigelegt. Schicht 8 war eine sehr dünne, auf Ablagerungen während einer Phase der Nichtbesiedlung zurückzuführende Schicht von nur wenigen Millimetern bis wenigen Zentimetern. Sie enthielt keine Funde. Eine Woche später – Schicht 8 war nun auf

der gesamten Grabungsfläche abgetragen – zeigte sich die Fundsituation wie auf Fundplan B12-B4 dargestellt. Nebst verschiedenen Keramikfragmenten, Knochenstücken und verkohlten Holzstücken lag in Ost-West-Richtung ein umgestürzter «Skandi»-Stein von ca. $32 \times 39 \times 12$ cm. In seiner Mitte war das «Skandi»-Symbol (siehe Skizze 2) eingraviert.

«Skandi»-Steine in der Nienetwiler Kultur

skandi bedeutet im Alaju, also der Sprache der Skandaj, etwas erschaffen, Kreativität, Glück, Licht und Gesang. Steine mit dem Symbol der offenen Hand (siehe Skizze 2) wurden jeweils in den Saisonsiedlungen der Skandaj aufgestellt, teils auch am Eingang. Die Nienetwiler Kultur kann als nomadisch bezeichnet werden. Feste Siedlungen wurden stets abgelehnt, da die Konsequenzen (Verteidigung des Besitzes, Gewalt, Abhängigkeit von regionalen Ressourcen usw.) als zu negativ beurteilt wurden. Die Siedlungen, meist bestehend aus vier bis maximal zehn Gebäuden, teilweise auch nur Zelten, Jurten oder ähnlichen temporären Bauten, wurden meist in den Wintermonaten aufgesucht, in manchen Gegenden für kurze Zeit auch in anderen Jahreszeiten. Die Plätze standen allen Reisenden, insbesondere aber den Skandaj zur Verfügung. Es waren Plätze, an denen Wissen und Güter ausgetauscht wurde.

Der erste bekannte «Skandi»-Stein stammt aus Tansania und wurde 1909 von meinem Vater d'Aciel Arbogast in der Nähe von Mheza ergraben. Sein Alter wird aufgrund der Fundlage und Begleitfunde auf rund 54'500 vor unserer Zeitrechnung datiert. In der Zwischenzeit sind weltweit 108 dieser Steine bekannt, davon je zwei aus der Schweiz und aus Frankreich. Es ist anzunehmen, dass bereits weitaus mehr gefunden worden sind. Dies, da es in der Vergangenheit immer wieder zu Fehlinterpretationen des Symbols kam und es leider oft als «Sonnensymbol» bezeichnet wurde. Zudem stehen viele der Steine heute noch in der Landschaft und wurden einfach als Standing Stone, Schalenstein oder Ähnliches in Karten eingezeichnet, ohne dass auf das Symbol eingegangen wurde.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dass nach der Beendigung der Auswertungen der Grabung «Nienetwil 2» und mehrerer anderer, bisher noch nicht veröffentlichter Fund- und Grabungsberichte die Nienetwiler Forschung dadurch erneut etwas Schub bekommt.

*Abb. 16: Aufnahme des «Skandi»-Steins im Museum Nienetwil,
Verz.-Nr.: MUNI_03.01.002.0005*



2.7 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 2)

THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

KAPITEL 2 – 1928 bis 1936

Über Götter, Geister und Dämonen

Als Mädchen war ich religiös erzogen worden, doch spätestens im Hospiz, als ich all die sterbenden Soldaten um mich herum sah, verlor ich alles, was man als religiös bezeichnen könnte. Später, im Scheherazade, in den Gesprächen mit all den Wissenschaftlern (und wenigen Wissenschaftlerinnen), kam ich für mich zur Überzeugung, dass es keinen Gott geben konnte. Was für eine Bestie müsste das sein, seine eigene Schöpfung derart zu behandeln? Ganz abgesehen davon, dass mir schlicht die Beweise für eine schöpferische Kraft hinter alledem, was auf der Erde war, fehlten.

Doch wie so viele Menschen war auch ich nicht «gefeit» gegen ein gewisses Leeregefühl in mir. Lediglich wenn ich draußen in der Natur war oder nachts zu den Sternen hinaufblickte, erfüllte mich etwas, das dieses Gefühl zu dämmen vermochte.

Ich spürte, dass ich diese Leere nicht mit Wissen aus Büchern würde füllen können und dort auch keine Antworten finden würde wie bei anderen Themen. Es lag also nahe, dass ich einen fragte, der mir vielleicht einige Antworten geben könnte.

Aber als ich in Aciels Atelier an die Türe klopfte, kam ich mir albern vor. Was sollte ich ihn fragen?

Er öffnete die Tür und sah mich schmunzelnd an: «Oh, ich sehe schon, die Prinzessin hat wieder Fragen! Komm rein.» Offenbar hatte er die Mansarde etwas aufgeräumt und es sah um ein kleines bisschen gepflegter aus als beim letzten Mal. «Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte er, nachdem er erst Kaffee gekocht und sich dann mit mir an den Tisch gesetzt hatte.

«Glaubt ihr?», fragte ich. «Ich meine die Skandaj, habt ihr einen Glauben? An Gott oder Götter oder sowas?»

Er lachte laut auf und schüttelte den Kopf, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und schnaufte laut ein und aus. «Nicht so, wie du das von anderen kennst. Nein, wir haben keinen Gott und auch keine Götter, wenn du irgendwelche in Tuniken gekleidete Griechen, Römer oder andere meinst. Auch keine

Elefanten, achtermige Göttinnen oder kinderfressende Monster. Unser Denken verläuft anders. Wir fühlen uns eins mit allem, egal ob Mensch, Tier, Pflanze, Stein oder Wasser. Sie alle sind nach unserer Weltsicht uns gleichgestellte Wesen. Selbst das, was du Ambiente nennen würdest, empfinden wir als Wesen. Sehr flüchtige zwar, aber Wesen, die wir als solche wahrnehmen und behandeln. Sie bekommen manchmal Namen von uns, damit wir uns an sie erinnern können.

Aber wir beten nicht und wir kasteien uns nicht wie die Katholiken, Hindus oder Buddhisten. Wir haben auch keinen großen Jehowa und es liegt nicht in unserem Denken, an einen Himmel, ein Nirwana oder Ähnliches zu glauben. Ein Wesen, das über uns steht, kann in unserer Logik kein Platz haben, denn nach unserem Verständnis gibt es keine Hierarchie. Doch wieso fragst du, Miribal?»

«Ich weiß nicht, irgendwie habe ich in letzter Zeit oft daran gedacht. Wenn ich im Wald bin und einem Vogel zurufe «Schönes Lied!» oder einem Baum bewundernd an die Borke klopfe und ihn für seine Stattlichkeit lobe, dann spüre ich etwas in mir, das ich nicht benennen kann. Ich fühle mich verbunden, weiß aber nicht wie, und komme mir dann albern vor, wenn ich daran denke, dass mich jemand hätte sehen können. Ich glaube schon seit Jahren nicht mehr an einen Gott und verachte die Kirche für ihr scheinheiliges Getue und den Missbrauch ihrer Macht. Aber ich spüre, dass mir irgendetwas fehlt, weiß aber nicht, was. Diese Verbundenheit, die du genannt hast: Ist es möglich, dass ich das auch spüre, nicht so stark, aber dennoch? Und spricht die Welt, zu der ihr sprecht, auch zu euch?»

«Du stellst Fragen! Eure Hoheit Mme Scheherazade scheint dir zu viel Freizeit zu geben! Nun gut, Spaß beiseite. Ich weiß, was du meinst, und du bist nicht allein damit. Vielen Menschen geht es so. Manche versuchen diese Leere mit den Lehren einer Religion zu füllen, andere suchen im Okkultismus nach Erfüllung und wieder andere suchen im alten Glauben ihrer Vorfahren, der Kelten, Germanen, Römer, Ägypter oder was weiß ich noch alles. Gar die Völker Amerikas müssen dafür herhalten. Doch weil all diese Glaubenssysteme, wenn man das so nennen muss, hauptsächlich mündlich überliefert wurden, gibt es kein Buch, in dem man es einfach nachblättern kann, und die, welche es gibt, sind Schund und Scharlatanerie! Das, was du fühlst, wenn du einen Baum ansprichst oder zu Sonne sagst, «nun ist mal aber genug», wenn sie dich blendet, solches eben kommt dem, was wir fühlen, sehr nahe. Auch wir sprechen so mit der Natur. Aber wir sprechen auch so mit den Momenten. Mit den Materialien, die wir bearbeiten. Mit den Dingen, die wir nutzen, wie ein Bett zum Beispiel

oder eine Tasse. Sie sind Wesen für uns, die wir als solche respektieren. Du hast ja bereits erfahren, was eine Sammlung ist, ein *gadho*. Eben so ist das. Wir sind alle gemeinsam in einer großen Sammlung oder in einer kleineren, wenn wir in Gruppen handeln oder mit Werkstoffen arbeiten.

Wenn ein Schreiner an der Arbeit ist und wenn alles passt und stimmt, die Arbeit gut von den Händen geht, wenn er zum Holz spricht und das Holz zu ihm, das Holz ihm die Hand mit dem Hobel führt und er spürt, dass er und das Brett gerade jetzt eins sind, dann verspürt er etwas, das du als spirituell bezeichnen kannst oder du kannst sagen, dass er spürt, dass das, was er tut, Sinn macht, dass es wirkt. Viele sind ja im Glauben, dass, wenn wir uns nächstens im Wald versammeln und einer die Trommel schlägt, dies wie ein Gebet sei oder eine Huldigung an irgendeinen Gott. Aber dem ist ganz und gar nicht so. Einer spielt die Trommel, langsam erst, denn er muss warten, bis sie zu ihm spricht. Irgendwann tut sie das und sie führen ein Zwiegespräch: er mit seinem Leib, sie mit ihrem Klang, der Rauheit, Feinheit, Härte oder Weichheit ihres Fells. Es ist ein besonderer Moment für ihn, denn er spricht mit einem Wesen, das ein ganz und gar anderes Leben führt als er. Die, die dabei sind, spüren das *skandi*, das Licht und die Schaffenskraft in dem Gespräch, sie werden davon durchdrungen, hören zu und lernen. Die Trommel wiederum spürt den Tanz, die Freude, sie spricht nun mit allen und alle sprechen mit ihr und allen anderen. Dann hören die Luft und das Licht, der Boden und der Wald das Gespräch, sie beteiligen sich und so geht es hin und her und alle lernen von allen. Lange nachdem schon alle wieder zu Bett gegangen sind, sich hingelegt haben und still sind, hören sie das Gespräch noch immer nachhallen. Es ist Teil von ihnen geworden und sie können es immer und immer wieder aufnehmen und von Neuem davon lernen.

Das, meine liebe Miribal, ist unsere Art. Aber es geht auch ohne Trommel, es geht beim Kochen so, beim Malen, Weben oder Kartoffeln pflanzen. Immerzu singen und sprechen wir zu den Dingen, um sie teilhaben zu lassen und teilhaben zu dürfen. Es ist, wie gesagt, das, was wir *gadho* nennen, «die Sammlung». In einer Sammlung wird immer gemeinsam gehandelt, denn es gibt kein Handeln ohne Beziehungen, ohne andere, sei es nun ein Mensch oder nicht, spielt keine Rolle. Ein Hobel oder Webstuhl beeinflusst mich durch seine Art ebenso wie ich ihn durch die Arbeit mit ihm beeinflusse und verändere. Ich meine das ganz real, zum Beispiel verändert er mich in dem ich dazulernen und ich ihn durch Abnutzung.

Ein Beispiel: Eine Schreinerin, ihre Werkzeuge und das Werkstück bilden eine Sammlung. Sie alle sind gleichberechtigt in der Sammlung und beeinflus-

sen einander in ihrem Tun. Der Prozess ihres gemeinsamen Handelns und die zwischen ihnen fließenden Informationen, SIND die Sammlung, sind *gadho*. Die Schreinerin tritt über den Hobel mit dem Holz in Beziehung. Alle bieten ihre Möglichkeiten an das Handeln des anderen zu verändern, und alle reflektieren und beantworten deren Angebot an Möglichkeiten, passen ihr Handeln an und schaffen so gemeinsam Sinn. Und wenn du spürst, dass etwas Sinn macht, dann, ja dann kann man das auch eine spirituelle Erfahrung nennen.

Manche Völker entwickeln Riten, um das spüren zu können. Wir denken, dass ein gegenwärtiger Moment nur ein Konstrukt ist, er existiert nicht wirklich. Ein Wimpernschlag, und schon ist der nächste da. Einer, der vorher noch Zukunft war, und die Gegenwart ist schon Vergangenheit. Was sollte es da bringen, Momente wieder aufleben zu lassen? Wir können uns daran erinnern, von ihnen lernen, sie weitertragen, aber wir können sie nicht wiederholen. Und deshalb haben wir auch keine Riten. Wir leben in dem, was wir *aiu* nennen. Ewigkeit, oder etwas sich andauernd Veränderndes, nie etwas Festes, nie etwas, worauf man sich verlassen kann. Es muss befragt werden, und wer Antworten will, muss respektvoll fragen, damit er diese bekommt. Also sprechen wir mit den Menschen und den Nichtmenschen respektvoll, ganz so, wie wir wollen, dass man mit uns spricht. Verstehst du das, Prinzessin?»

Noch bevor ich ihm antwortete, langte er über den Tisch zu einer Flasche Rotwein, goss sich ein Wasserglas davon ein und trank es in einem Zug leer.

Mir dröhnte der Kopf von all den Gedanken. Er hatte so schnell und fahrig geredet, so impulsiv, dass ich fast mehr auf das Wie als auf das Was geachtet hatte. Also ließ ich mir einige Sekunden Zeit, um nachzudenken, bevor ich antwortete: «Ich weiß nicht, vielleicht habe ich es verstanden. Es scheint mir so einfach zu sein!» «Es ist einfach.» «Aber wie kann man sicher sein, dass man richtig mit den Dingen redet? Wie kann man sicher sein, sie richtig zu verstehen?»

«Wieso richtig? Es gibt kein richtig oder falsch beim Verstehen. Es geht hier nicht um den Beweis einer mathematischen Gleichung. Es geht um Respekt, um *gadho*, um das Zusammenwirken von und um mit ihnen. Jede Interaktion mit etwas ist *gadho*, denn *gadho* ist Beziehung und wenn du ein Glas in die Hand nimmst, oder ein Buch, werdet ihr schon kurz danach nicht mehr dieselben sein. Richtig oder falsch, was ist das schon? Es sind Betrachtungen verschiedener Augen. Für uns ist es nur wichtig, dass wir wenigstens versuchen, alles zum Besten zu verbinden.»

Als ich wieder im Scheherazade war, bat ich Ophelia darum, mich noch eine Stunde hinlegen zu dürfen. Ich schlief sofort ein und träumte die allerwil-

desten Dinge. Drei Stunden später kam ich von meinem Zimmer runter und es war schon acht oder neun Uhr und überall waren die Salons voller Menschen. Als Ophelia mich sah, schüttelte sie den Kopf und lächelte. Ich konnte das «tztz», das sie dachte, förmlich hören. Als ich in den Blauen Salon sah, saß dort Aciel mit dem halben Vorstand der Kommunistischen Partei, einigen Literaten und Künstlern und einem halben Dutzend Damen und sang Seemannslieder. Er winkte mir zu, doch ich hatte genug Arbogast gehabt für diesen Tag.

Ein kleines Abenteuer

Im Frühsommer 1929 erlaubte mir Ophelia, mit Arbogast, dem Schweizer Archäologen Dr. Mathis, dem französischen Archäologen Dr. Lautrac und dessen als Anthropologin tätigen Frau Caroll ein kleines Abenteuer zu unternehmen. In Besançon hatte ein Trödel- und Antikenhändler Aciel ein Objekt verkauft, das diesen in helle Aufregung versetzte. Er war einen Monat lang unterwegs, bis er den Bauern fand, der das Objekt beim Pflügen gefunden hatte. Der hatte gedacht, dass es von den Galliern stamme, was in der Gegend ab und zu vorkam, und wollte es an den Meistbietenden verkaufen. Stattdessen hatte er es dann einem Bekannten in Kommission gegeben und dieser hatte es irgendwann dem Händler verkauft.

Bei dem Objekt handelt es sich um einen Stein, der auf einer Seite eine stilisierte Hand zeigt, auf der anderen irgendwelche Kreise. Weil er so schwer war, hatte Aciel ihn in Besançon einlagern lassen. Und nun waren wir unterwegs, um den Ort zu besuchen, wo der Stein gefunden worden war. Der befand sich westlich von Pontarlier, auf einer kleinen Hochebene bei Les Alliés, direkt an der Schweizer Grenze, wo wir nach unserer Ankunft in einer kleinen Herberge unsere Zimmer bezogen.

Am nächsten Tag machten wir uns alle auf, um den Bauern zu suchen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber ich glaube, er hieß Cordier.

Wir fanden den Mann bei seinem Feld, das inzwischen bestellt war und auf dem irgendein Korn wuchs.

Mr. Lautrac streckte ihm etwas Geld hin, worauf der Bauer uns zum Feld führte. «Da, am oberen Rand des Felds, gleich unterhalb vom Wald, habe ich den Stein gefunden», sagte er und erlaubte, dass wir uns im Wald umsahen. Wir machten uns daran, den Hügel zu besteigen. Er war mit Eichen, Ahornbäumen und Buchen bewachsen. Oben angekommen, fiel er in eine Senke von etwa vierhundert Metern Länge und hundertfünfzig Metern Breite ab. Meine Begleiter und Mme Lautrac waren ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. «Wir teilen uns auf», meinte Herr Lautrac, und so zogen wir gemeinsam in

etwa zehn Metern Abstand durch den Wald. Aciel und ich blieben zusammen, da ich selber ja nicht einen Schimmer gehabt hätte, wonach ich eigentlich Ausschau halten sollte. Wir waren noch nicht an der tiefsten Stelle der Senke angekommen, da rief Herr Mathis uns zu sich und zeigte auf eine kleine Erhebung. «Was könnte das sein, ein Hünengrab aus der Bronzezeit oder ein späterer Eingriff?»

Aciel ging in die Knie, sodass ich schon dachte, er hätte nun doch mit dem Beten angefangen. Doch dann begann er zu summen. Auf allen Vieren kroch er nun über den Boden, wischte mit den Händen unter dem Laub von einer zur anderen Seite und schien uns völlig vergessen zu haben. «Was zum Henker tun Sie da, Arbogast!», rief Lautrac aus, doch Aciel ignorierte ihn. Nachdem wir ihm um die kleine Erhebung und etwas weiter davon entfernt gefolgt waren, stand er plötzlich auf. Er war über und über mit Blättern, Dreck und Moos verdreckt und sah aus wie ein verrückt gewordener Waldschrat. «Miri-bal, Prinzessin der Sprachen. Sei so gut und komm einmal her zu mir.» Das tat ich und blieb vor ihm stehen. «Ich möchte, dass du mit mir singst. Machst du das?» «Ich kann nicht singen!» «Doch, doch, das kannst du, hilf mir zu singen. Wir werden ein kleines Liedchen summen, das ich noch von früher kenne. Und ihr», rief er zum Rest der Gruppe, «ihr dürft gerne mitsingen!» «Arbogast, Sie verrückter Hund, ich bin nicht zum Singen hier», rief Mathis aus. «Ach komm schon, Karl, jeder kann singen, und die zehn Minuten wirst du wohl erübrigen können.» Also stellten wir uns alle oben auf die kleine Erhebung und Aciel summte sein Lied, das wir, so gut es ging, mitsummten. Es dauerte nicht lange und die einfache Melodie kam uns so einfach von der Kehle, als hätten wir sie schon unser Leben lang gekannt. Wir sangen und sahen den Wald an und den Boden und uns gegenseitig und dann wieder den Wald. «Ich werd' verrückt, Arbogast. Da ist es!» «Ja, da ist es. Wunderbar, nicht wahr?» Er lachte und sprang mit federleichten Schritten über den Waldboden zu einer hinter den Bäumen kaum noch zu sehenden Stelle. «Manchmal ist singen einfach das Beste», schmunzelte er mich an, als ich bei ihm eintraf. Trotz seiner achtundfünfzig Jahre sah er gerade aus wie achtzehn.

Er nahm seinen Rucksack von der Schulter und band den kleinen Schanzspaten los, den er daran festgebunden hatte. Vorsichtig fing er an zu graben, doch er hatte kaum das Laub weggefeht und die oberste Erddecke angehoben, als ein großer Stein zum Vorschein kam. Er warf den Spaten beiseite und reinigte ihn mit den Händen weiter, bis auf seiner Oberfläche fünf kleine Schalen von vielleicht sechs Zentimetern Durchmesser und zwei Zentimetern Tiefe auftauchten. Unterhalb der halbkreisförmig angelegten Schalen war ein Kreis

mit einem Punkt in der Mitte zu sehen. «Ein Skandi-Stein!», rief er fröhlich aus und tanzte auf dem Laubboden umher wie Rumpelstilzchen. «Was ist das?», fragte ich. «Das, Miribal, das ist ein «Skandi-Stein». Er zeigt mir, dass hier einst ein Winterlager der Skandaj gestanden haben muss. Leider würden nur aufwendige Grabungen uns zeigen, wann das gewesen sei. In unserer Sprache bedeutet Skandi-Stein etwa so viel wie Ortsstein. Er war der Mittelpunkt eines jeden Winterlagers.»

Die drei anderen sahen einander vielsagend an und nickten. «Also stimmt es doch, das mit der Nienetwiler Kultur», sagten Lautrac und Mathis fast zur selben Zeit. «Ihr habt daran gezweifelt?» «Hätten Sie nicht?», fragte Mathis. Aciel lachte und schob die Erdstücke und Laub wieder über den Stein. «Niemand hätte ich an mir gezweifelt, niemals!», lachte er und schnallte seinen Schanzspaten wieder an den Rucksack.

«Irgendwann, wenn wir das Geld beisammen haben und die Regierung einwilligt, werden wir hier graben. Es wird ein Meilenstein in der Archäologiegeschichte werden, das verspreche ich euch!» Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich um und trat den Rückweg an.

Leider fügten sich die Dinge nicht so, wie Aciel es wollte. Die Regierung verweigerte ihm die Grabung und selbst seine Freunde konnten nichts ausrichten. Dann kam der Zweite Weltkrieg und danach war es noch schwieriger, eine Genehmigung zu bekommen. Der Ort liegt heute noch unerforscht im Wald bei Les Alliés.

Aciel verriet mir jedoch, dass er in den Jahren danach ab und zu heimlich kleine Grabungen durchgeführt hat. Viel habe er nicht tun können, da die Siedlung selber gute zwei Meter unter dem Boden liege, räumte er ein. Aber er fand dort, wo sie im Krieg Wege durch den Wald angelegt hatten, verschiedene kleine Gegenstände aus der Siedlung.

Den großen Stein, den er in Besançon gekauft und eingelagert hatte, holte er sich einige Wochen später ab und ließ ihn irgendwo in die Schweiz schicken. Ich habe ihn selber nie gesehen.

(Der Stein wird heute im Museum Nienetwil eingelagert [Anm. der Redaktion].)

Die Jahre

Ich will nicht jede Belanglosigkeit und jeden Tagebucheintrag veröffentlichen. Das Buch soll auf etwas hinführen – und ich merke gerade, auf was – nämlich auf das Thema Nienetwil. Nienetwil, das mich mein ganzes Leben lang

beschäftigt hat. Erst durch d'Aciei Arbogast, später durch meinen Mann Amot und noch später durch unseren Sohn Amot jun.

Und so geht es denn in diesem Buch weniger um mich als eher darum, wie sich um mich herum die Nienetwiler Forschung verdichtet hat – ja das ganze Thema überall plötzlich auftauchte. Archäologen tuschelten darüber und Anthropologen, Okkultisten und Ethnologen, Religionsforscher und gar Psychologen und Künstler. Meine Befassung mit Sprachen profitierte von Nienetwil, oder jedenfalls von dem, was mir Aciei darüber erzählte, ebenso wie einige Künstler, nicht zuletzt Salvador Dalí, auch wenn er das immer abstreiten würde. Aber wie gesagt, ich muss hier nicht alles ausbreiten. Belassen wir es dabei, dass ich die nächsten vier Jahre zusammenfasse.

Aciei war wieder auf Reisen gegangen und sein Atelier lag verlassen. Das Scheherazade florierte. Nicht mehr wie auch schon, denn im Herbst 1929 krachte ein Kartenhaus voller Träume über der Welt zusammen. In den USA «Schwarzer Donnerstag» genannt, war der 29. Oktober der Beginn der Weltwirtschaftskrise. In Frankreich riefen wir «Merde» und «Mon Dieu», machten uns auf das Schlimmste gefasst, kauften uns Rotwein, Trockenwurst und ein Baguette, feierten und machten einfach weiter so gut es ging.

Doch auch wenn sich danach das Publikum im Scheherazade zu ändern begann, es war immer noch die einzige Welt, die ich kannte und mir vorstellen konnte.

1932 ging es wieder aufwärts. Ich war gerade dreißig Jahre alt geworden. Es gab keinen Mann an meiner Seite und meine Familie waren Ophelia, Aciei und ein gutes Dutzend Stammgäste sowie einige «Damen», mit denen ich mich gut verstand. Obwohl, oder vielleicht gerade weil das Thema Sex im Scheherazade allgegenwärtig war, verspürte ich kaum Verlangen danach. Das Leben war schon aufregend genug und die Männer kamen und gingen – mit Ausnahme von Aciei, den ich zwar nicht begehrte, aber ganz sicher liebte.

In Italien regierte der Faschist Mussolini, in Deutschland versuchte ein Nationalsozialist namens Hitler an die Macht zu kommen, und auch in Frankreich versuchten die Faschisten, gestärkt durch die Wirtschaftskrise, an Macht zu gewinnen. Ophelia wurde auf deren «Schwarze Liste» gesetzt, weil bei uns selbstverständlich auch Juden verkehrten.

Aciei war seit zwei Jahren nicht mehr in Paris gewesen, schickte mir aber ab und zu Karten oder einen kleinen Brief. Einen sogar in *alaju* und in *chapis*, der Schrift der Skandaj geschrieben. Ich kann ihn leider nicht mehr finden, sonst würde ich ihn hier abdrucken lassen. Ich war sehr traurig, dass er nicht an meiner Geburtstagsparty kam, denn er hat uns allen gefehlt. Trotz alledem

war es ein Fest, wie es selbst im Scheherazade nur selten gefeiert wird, und es wurde nur durch das Fest 1920 übertroffen, als Ophelia sechzig wurde.

Als wir an Silvester die Korken knallen ließen, dachten wir alle zurück und voraus und waren voller Hoffnung, dass die Welt nun besser würde.

Leider wurde sie das nicht. Keine zehn Tage nach meinem einunddreißigsten Geburtstag ergriff Hitler in Deutschland die Macht. Weitere zehn Tage später stand Aciel wieder vor mir. Er lächelte mich müde an und sagte: «Miribal, ich gratuliere dir zum Geburtstag! Es tut mir leid, dass ich nicht mehr Zeit habe, aber es ist jemand bei mir, der mit dir sprechen will.» Er winkte nach hinten zu einem älteren Herrn, der mir vage bekannt vorkam. «Erinnerst du dich an Mr. Keith?»

Der Engländer kam etwas schüchtern auf mich zu, trug in der einen Hand eine schwarze Ledermappe und in der anderen einen etwas zerzausten Blumenstrauß. «Mademoiselle Ciséan, Mr. Arbogast hat mir mitgeteilt, dass Sie Geburtstag hätten.» Sagte es und streckte mir die Blumen entgegen. Da sein Französisch nicht wirklich gekonnt klang, erwiderte ich auf Englisch: «Herzlichen Dank, Mr. Keith, ich hoffe, Ihre Sanskrit-Studien machen Fortschritte?» «Oh, danke, ja. Obwohl ich wegen meines Amtes als Professor in den Rechtswissenschaften kaum dazu komme. Gibt es hier einen Ort, an dem wir ungestört sprechen können?» So nervös, wie er sich umsah, dachte ich, es sei das Beste, wenn wir in den Salon Royale, also das abgeschiedene Zimmer im Keller, gingen.

Er kam ohne Umschweife zum Thema: «Sie wissen vielleicht, dass es in Europa langsam wieder Wirrungen gibt. Wir machen uns Sorgen wegen Hitler, Mussolini und Franco. Nicht unbedingt hier, aber die Kolonien könnten davon betroffen sein, und das macht uns Sorge, denn es könnte Einfluss auf den Welthandel haben. Sollte sich Deutschland unter Hitler tatsächlich entschließen, sich auf einen neuen Krieg vorzubereiten, dann möchten wir gewappnet sein. Wir sind deshalb dabei, in allen Städten Europas ein Netz von Informanten aufzubauen. Daher möchten wir Sie anfragen, ob Sie bereit wären, für uns, nun ja, die Ohren offenzuhalten. Da Mr. Arbogast uns beim letzten Mal von Ihren Sprachkenntnissen berichtet hatte, wären Sie geradezu prädestiniert, alle möglichen Informationen zusammenzutragen und an uns weiterzugeben.»

«Eine Spionin also? Arbogast!»

«Es tut mir leid, Miribal, aber er hat recht. Du verstehst jede Sprache, die im Scheherazade gesprochen wird, und das sind nun wirklich nicht wenige. Hier gehen Diplomaten, Wirtschaftsleute und andere ein und aus. Und sie kennen dich alle als einen offenen und großzügigen Menschen.»

«Aber die Nationalsozialisten und die Nationalisten von Valois kommen nicht mehr her. Sie haben uns gar auf die schwarze Liste gesetzt.»

«Ach, das macht nichts, sobald sie sich mächtig genug fühlen, werden sie wieder herkommen, und selbst wenn nicht – sie werden mit anderen reden und die werden hier wieder mit anderen reden.»

«Aber ist das nicht gefährlich?»

«Im Moment noch nicht, Mademoiselle Ciséan. Aber wir analysieren die Situation, und wenn sie sich ändern sollte, dürfen Sie gerne wieder aussteigen.»

Nun war ich also auch noch Spionin geworden. Na sowas!, habe ich mir damals gesagt und tat, was ich immer tue: eins ums andere nehmen und tun, was getan werden muss. Wie eine waschechte Französin halt.

Ursprung der Sprache

Aciel war nun öfters in Paris – da die Schweiz ihm im Moment «zu abgeschotet» sei, um sich wissenschaftlich auszutauschen, und der Wein hier besser sei, wie er sagte. Ich selber arbeitete weiter im Scheherazade als Ophelias Stellvertreterin. Sie war inzwischen dreiundsiebzig und oft müde. Auch hatte sie nicht mehr so viel Freude am Rummel und nahm sich immer öfter Zeit für sich. Inzwischen nannten mich fast alle «Dauphine Scheherazade».

Und ja, ich arbeitete tatsächlich als Informantin für den Britischen Geheimdienst. Wegen der momentanen politischen Lage bei der französischen Regierung wollten die Briten nicht mit denen zusammenarbeiten, da, wie Keith meinte, sie dann «ihre Leute» gefährden würden.

Allerdings gab es kaum etwas zu tun für mich. Das Publikum hatte sich so stark verändert, dass von dem alten nur noch wenige da waren. Da aber sowieso die meisten von ihnen Linke gewesen waren, hätte da auch nicht mehr rausgeschaut.

Aciel war also wieder in Paris. Er schrieb nun oft seinem Freund Nussquammer, einem Deutschen, den er schon viele Jahre kannte und mit dem zusammen er an der Nienetwiler Kultur forschte. Auch mit Keith pflegte er regen Austausch. Dieser kam alle paar Wochen her und sie arbeiteten an einem gemeinsamen Projekt. Eines Tages kam Aciel zu mir und fragte mich, ob ich Interesse hätte, ihm und Keith bei ihrem Projekt zu helfen. Meine Sprachkenntnisse und mein Einfühlungsvermögen würden ihnen gute Dienste leisten können. Ich fühlte mich natürlich geschmeichelt und wir drei trafen uns bei Aciel im Atelier.

Die Unordnung war wieder zurückgekehrt und hatte nun ganz und gar von dem Raum Besitz ergriffen. Überall lagen Papiere und Bücher und Notizzettel. «Oh du meine Güte!», rief ich aus, als ich reinkam und das Chaos sah. «Hast du hier Affen?» Aciel lachte und meinte, das nicht, auch wenn das ganz sicher keine schlechte Idee wäre. Wir kämpften uns wie die Soldaten der *Légion étrangère* durch den Dschungel bis zu seinem Esstisch vor, wo Arbogast fast zum Verzweifeln stoisch die Tischplatte freiräumte.

«Wir arbeiten daran, herauszufinden, was von der Nienetwiler Sprache, dem Alaju, in andere Sprachen übergegangen ist und wo das Umgekehrte der Fall ist», begann Keith zu erklären. «Da ich mich seit drei Jahrzehnten mit den Veden und dem Sanskrit beschäftige, bat mich Aciel, dass ich diesen Teil übernehmen soll.»

«Und wie kann ich Ihnen da helfen?» «Wir haben hier die Standardwerke des Sanskrit», sagte Keith, «zu denen ich, wie ich in aller Bescheidenheit sagen darf, teilweise auch meinen Beitrag geleistet habe. Wir haben zudem alle Wörter, die aus dem indogermanischen Sprachstamm bekannt sind, aufgelistet. Zudem haben wir nicht weniger als sechzig Bücher zu anderen Sprachen der Welt zusammengetragen. Es wäre nun an Ihnen, die Sie so viele andere Sprachen kennen, nach Ähnlichkeiten zu suchen. Man kann aber natürlich nicht über eine reine Ähnlichkeit eines Wortes Ab- oder Herleitungen machen, sondern muss die einzelnen Wörter nach ihrem Wortstamm untersuchen, nach Verwandtschaften und so weiter. Wir haben auch Tabellen mit den Lautverschiebungen in den verschiedenen Sprachen angefertigt, soweit wir das in Erfahrung bringen konnten.»

«Wenn das getan ist», warf Aciel ein, «dann werde ich die fertige Liste durchgehen und nach Übereinstimmungen mit dem Alaju suchen. Und wer weiß, vielleicht wirst du mir auch dabei helfen können.» Er lächelte mich unschuldig an, aber ich wusste natürlich ganz genau, dass das nur das Lockmittel war. Er hatte mich natürlich in der Hand, aber so einfach wollte ich es ihm auch wieder nicht machen. «In Ordnung, ich helfe euch, so gut ich das neben meiner Arbeit im Scheherazade kann, aber – und darauf bestehe ich – ich darf mir so viele Notizen machen, wie ich will, und wenn ich hier arbeiten muss, müssen Sie dafür etwas Ordnung schaffen!»

Da Keith noch am selben Tag abreisen musste, trafen Aciel und ich uns am nächsten Tag wieder bei ihm. Die Regierung hatte dem Scheherazade ein Verbot auferlegt, das uns den Betrieb am Sonntag, mit Ausnahme des Cafés, verbot. Also hatte ich quasi frei und konnte helfen.

Das Atelier war fast aufgeräumt. An einer Wand stapelten sich nun auf die Seite gelegte Kisten, in denen die Bücher standen, und an einer anderen Wand hat er dasselbe mit seinen Papieren gemacht. Es musste die ganze Nacht gedauert haben, hier Ordnung zu schaffen. «Hier, Miribal, ich habe dir sogar einen eigenen Schreibtisch besorgt.»

Schreibtisch war ein etwas großes Wort für dieses von Holzwürmern zerfressene Relikt aus dem letzten Jahrhundert. Damals hat es wohl einer nicht allzu gut betuchten Dame als Schminktisch gedient. Ich nahm davor Platz, Aciel legte mir einen Stapel Papiere vor und ich tauchte ein in eine der ältesten bekannten Sprachen der Welt.

Mein erster Arbeitstag dauerte vierzehn Stunden, und als ich fertig war, hatte ich gerade einmal um die dreihundert Wörter beisammen. Ich war müde und enttäuscht und vor allem frustriert, denn ich hatte mir kaum Notizen machen können.

Als ich später im Bett lag, dachte ich über all die Wörter nach und darüber, was mir Aciel über das Alaju erzählt hatte. Wenn diese Sprache wirklich, wie er glaubte, älter war als die indogermanischen Sprachen, dann wäre meine Arbeit völlig nutzlos, denn es fände sich dann ja in jeder Sprache auch ein Teil des Alaju.

War es aber so, dass das Alaju einfach eine weitere Sprache war, dann würde sich meine Aufgabe darauf beschränken, im Alaju Wörter aus anderen Sprachen zu finden. Das konnte ich aber nicht, da ich nicht Alaju sprach.

Mir schien da irgendwie der Wurm drin zu sein und ich wollte Aciel darauf ansprechen.

Ich kam erst vier Tage später dazu.

«Ja, da hast du natürlich recht, Miribal. Da müsstest du doch tatsächlich Alaju sprechen lernen. Nun gut, fangen wir an!»

Er hob die Hand und streckte alle Finger voneinander. «Du kennst das Symbol?»

«Ich habe es auf dem Stein in Les Alliés gesehen.»

«Genau, es heisst *skandi*, also «Hand» oder «etwas erschaffen». Es ist das Zeichen, das wir zur Begrüßung machen.» Er legte die Hand mit gespreizten Fingern vor seine Brust. «*ey*, also «ich», oder «ich Mensch».» Er machte eine Faust und hielt sie sich vor die Brust. «*gabe*, also «das Nichtmensch», es umfasst alles, mit dem ich als Mensch interagieren kann. Also alles außer Menschen.»

Es ist schwierig, ja fast unmöglich, all die Handzeichen zu beschreiben, die er mir an dem Tag zeigte. Ich versuchte mir so viel wie möglich zu merken, doch schon bald war ich dazu nicht mehr imstande.

«Das ist mein Fehler, Miribal. Das nächste Mal werden wir es singen, dann wirst du es dir leichter merken können.»

«Wozu sind die Handzeichen gut?»

«Es ist, so denken wir jedenfalls und so überliefern wir es seit Jahrtausenden, unsere Ursprache. Sie war schon vor der Zunge wichtig und ist bis heute ein wichtiger Teil des Alaju geblieben. Im Sanskrit, das du ja nun ein wenig kennengelernt hast, heißen die Handzeichen «Mudra», was übersetzt «das, was Freude gibt» bedeutet. Die Zeichen sind unterschiedlich, je nachdem, welchem Zweck sie dienen. In vielen Ländern und fast allen Kulturen werden Handzeichen verwendet. Interessanterweise haben sie auch oft dieselbe Bedeutung. Ich will mich hier aber nicht den Esoterikern anschließen, die manchmal bei dir im Blauen Salon diskutieren. Meiner Meinung nach machen die ein zu großes Gewese darum. *Kiuskand*, so heißen bei uns die Handzeichen, dienen einfach der Kommunikation, da ist nichts Esoterisches dran.»

Leider musste er am nächsten Tag zu einem Treffen nach Berlin reisen und würde für drei oder vier Wochen weg sein. Er gab mir den Zweitschlüssel für seine Wohnung mit den Worten: «Wann immer du Lust und Zeit hast, Miribal.»

Natürlich hatte ich.

Aciels Vortrag an der Sorbonne

Es war am 14. Oktober 1934, als Aciel von einem Wissenschaftler namens Bachelard an ein öffentliches Kolloquium eingeladen wurde, bei dem er einen Vortrag über Nienetwil halten sollte. Ich entschuldige mich, denn ich kann mich nicht mehr an alles erinnern und mein Tagebuch gibt nur Auskunft darüber, dass ich glücklich war, ihn begleiten zu dürfen. Was ich aber noch weiß, ist, dass verschiedene Ethnologen und Religionswissenschaftler, aber auch eine große Zahl von Politikern und Wirtschaftsleuten, die ganze Pariser Bourgeoisie eben, in der großen Aula der Sorbonne saßen. Seine im Folgenden abgedruckte Rede verdanke ich einer sehr netten jungen Dame, die für die «Presses Universitaires de France» arbeitete und mir die Abschrift freundlicherweise einige Tage später zukommen ließ.

Aciel war etwas nervös. Vor seinem eigenen waren zwei Stunden Vorträge: einer über ethische Fragen beim Sezieren eines getrockneten «Negerkopfes», der als Totem in einem Dorf mitgenommen wurde, und einer über die Schwierigkeiten, das Stammesverhalten und die religiösen Bräuche bei den nordamerikanischen Indianern beobachten zu können, weil die doch schon fast alle christianisiert seien. Das müsse zwar positiv bewertet werden, da sie ja

auch alle systematisch zivilisiert würden, aber es erschwere eben die Grundlagenforschung. Ich weiß, dass mir bei den Ausführungen dieses Herrn fast die Luft wegblieb und mir Aciel die Hand drückte, entweder um mich zu beruhigen oder sich an mir zu halten, weil er selbst sonst in die Luft gehen würde. Als Aciel dann endlich an der Reihe war, stand er von seinem Platz neben mir auf, drückte mir seine Papiere in die Hand und ging zum Rednerpult.

Ich konnte seinem Gesichtsausdruck entnehmen, dass es nun wohl ein Donnerwetter geben würde, und raffte sicherheitshalber seinen und meinen Mantel zusammen, damit wir, falls nötig, den Ort fluchtartig verlassen könnten.

«Sehr geehrte Anwesende, werter Vorredner. Mein Vortrag kann nicht in derselben Weise erfolgen wie die vorhergehenden. Denn ich spreche über Nienetwil.

Die Schwierigkeit der Nienetwiler-Forschung besteht nicht so sehr darin – auch wenn es ein schwieriges Unterfangen ist –, Beweisobjekte dieser Kultur zu finden, sondern vielmehr darin, dass wir als «moderne», westliche Menschen, die durch die Denkstrukturen der letzten zweieinhalbtausend Jahre behindert werden, das Handeln, die Handlungsprinzipien und das Zugrundeliegende des Nienetwiler Handelns nicht verstehen.

Der westliche Mensch nimmt seinen Verstand viel zu wichtig. Das ist den Griechen und der Aufklärung geschuldet, die mit ihren Denkschulen wesentlich dazu beitrugen, dass heute nur naturwissenschaftliche Denk- und Beweisnormen akzeptiert sind. Das andere Übel sind die, welche dieses Denkmuster zwar zu durchbrechen versuchen, sich aber in wilden esoterischen Phantasien, in ebenfalls westlich geprägten philosophischen Denkgebilden verlieren, die den Geist nicht weniger vernebeln. Dazu kommt ein derart abscheulicher Dünkel, ja Wahn, dass die weiße Rasse allen überlegen sei und einzig in der Lage sei, zu denken.

Die Wissenschaft geht noch zu einem Großteil davon aus, dass die Welt funktioniert wie meine Remington-Schreibmaschine. Viele kleine Einzelteile, die alle einzeln für sich untersucht und beschrieben werden können und die in ihrer Gesamtheit eben eine Schreibmaschine ergeben. Der Mensch untersucht und agiert und die Maschine reagiert nach seinen Vorstellungen. Er schreibt «Ende» und so steht es auf dem Blatt.

Aber so funktioniert die Welt nicht. Die Schreibmaschine spricht in Wahrheit zu uns, sie schreibt nicht nur «Ende», sondern jeder Buchstabe hat ein Eigenleben, das wir berücksichtigen müssen. Jedes Einzelteilchen ist nicht nur für sich zu verstehen, sondern in seiner Beziehung zu den anderen Teilen und

zum Menschen. Und der Mensch agiert nicht nur nach seinem Denken, sondern auch nach seinem Fühlen und seinem Gespür für die Interaktion mit dem Anderen, und letztlich sind es seine Hände, seine Finger, die diese Interaktion vollführen.

Es gibt keinen Grund zu glauben, dass die Intelligenz des Menschen beim Gehirn aufhört. Vielmehr glaube ich, dass unsere Hände eine Brücke sind, um uns mit den Dingen zu verbinden.

Ich meine das nicht esoterisch, sondern ganz physisch, ganz real. Wer behauptet, dass ich mich nicht eins fühle mit den Dingen, dass sie bei meinem Denken, Handeln, Fühlen, ja bei meinem Sein nicht Teil sind von mir und ich von ihnen, hat das System des *skandi*, des schöpferischen Aktes, nicht verstanden.

Denn wenn ich erschaffe, erschaffe ich nicht allein. Es ist nicht einzig mein Handeln, es ist das Handeln mit Partnern, mit Freunden – seien es nun Menschen oder Nichtmenschen –, es ist ein gemeinsames Singen, das ein Lied ergibt, das uns gemeinsam erfasst.

In der Nienetwiler Kultur, die einen anderen kulturellen Weg eingeschlagen hat als fast alle anderen Kulturen der Welt, war und ist man der festen Überzeugung, denn es entspricht unserer täglichen Erfahrung, dass erst durch die Zusammenkunft aller an einer Handlung diese zu einer schöpferischen wird, zu einer die etwas sinnvolles erschafft. Die Tat eines Einzelnen ist nur eine Aktion, ein Handeln ins Leere, das dies oder jenes zu verändern mag, so wie die Kugel aus einer Pistole etwas beeinflusst, ohne dass ich es berühre, aber es gibt kein Zwiegespräch, kein gegenseitiges Lernen und Beeinflussen, keine weiterführende Erkenntnis und kein Mehrn des Seins. Es sind meine Hände, die den Kontakt herstellen, meine geistigen und physischen Finger, die sich mit dem Material verbinden und mich zu einem schöpferischen Akt bringen können.

Und die Gedanken? Die Gedanken sind einsame Gesellen in der Nacht. Sie irren umher, versuchen, hier und da Halt zu finden, ein Licht zu sehen, doch sie sind und bleiben einsam. Erst die Interaktion und das bewusste Erfahren machen aus einem Gedanken ein Wesen, das sich schöpferisch betätigen kann, sich verbindet und fähig wird, sich auszudrücken.

Ihr habt euch durch eure Denkwänge, eure Denkschulen, euer Sollen müssen von diesem Weg abgewandt. Ihr habt euch mit der Gesellschaft als einer sich unterordnenden Gruppe identifiziert. Sich einem Gott oder mehreren Göttern untergeordnet, einem König untergeordnet, einem Herrn

untergeordnet, euch einer Lehre und letztlich einer Leere untergeordnet, und singt der Demut, dem Sich-Beugen vor diesen Dingen ein Hohelied.

Ihr blockiert euch selbst und werdet nicht gewahr, dass gleich neben euch das Leben liegt. Ein Leben, das über euer Denken im Kopf hinausgeht, weil es ein Denken auch außerhalb des Körpers ist, ein Leben, das durchdrungen ist von Singen und schöpferischem Handeln.

Ihr seid ein wahrhaft bedauernswertes Volk!

Es muss euch endlich bewusst werden, dass die Dinge uns ebenso formen wie wir sie. Diesem Umstand ist Rechnung zu tragen und den Dingen Respekt zu zollen. Ihr häuft Dinge an, als ob es das wäre, worum es im Leben geht, doch ihr habt keine Beziehung zu den Dingen. Sie sind für euch schön, wertvoll, nützlich oder ihr seid zu faul, sie wegzuräumen. Ihr erschafft nichts mit ihnen, und das wollt ihr auch nicht. Im Gegenteil, ihr blickt mit Verachtung auf die herab, die schöpferisch sind, auf die Frauen und Männer, die Dinge erschaffen. Stühle, Stickereien, Keramiken oder Kunst kauft ihr und stellt sie euch in eure Villen und Wohnungen, aber die, die sie erschaffen – und jetzt wird es pervers –, möchtet ihr unterjochen, damit sie in Fabriken für wenig Geld billige Dinge an den Fließbändern produzieren, statt dass ihr sie in ihren Werkstätten und Ateliers lasst. Ich behaupte, es ist eure Gier nach Wohlstand und Dingen, die andere nicht haben können, und es ist eure Angst vor Menschen, die schöpferisch, weil im Geiste freie Wesen sind.

Werte Anwesende, ich sehe Ihre entrüsteten Gesichter und düsteren Gedanken. Ihr habt erwartet, dass ich hierherkomme und Ihnen von Nienetwilern erzähle, wie Monsignore Dedesci Ihnen über die Indianer und Herr von Wendt über die afrikanischen Stämme berichtet haben. Schöne und schauerliche Berichte, die Ihre Kolonialistenherzen höherschlagen lassen und die es Ihnen ermöglichen, sich als weiße Oberschicht überlegen fühlen zu können.

Aber über Nienetwil gibt es nichts Vergleichbares zu berichten. Ihr habt Nienetwil nie kolonisieren können, weil ihr nicht wisst, wo es ist. Und ihr konntet die Nienetwiler und Nienetwilerinnen nie ausbeuten, denn sie sind nirgends und überall.

Und damit, wertees Publikum, ende ich, denn mehr habe ich nicht zu sagen.»

Ohne ein weiteres Wort und die empörten Rufe ignorierend gab er mir einen Wink, ihm zu folgen, und verließ den Saal.

Manchmal war er recht aufbrausend, das musste man ihm lassen. In mein Tagebuch (am nächsten Tag) schrieb ich:

15. Oktober 1934: *Gestern nahm mich Aciel an eine Veranstaltung an der Sorbonne mit. Ethnologie und Naturkunde oder etwas in der Art, ich kann es nicht genau sagen, weil er nach zwei Stunden mit seinem Vortrag dran war und wir danach geflohen sind.*

Er hat sich unglaublich echauffiert und war etwas unhöflich, wobei ich zugeben muss, dass er das wohl zu Recht war. Als wir danach in ein Café gingen und er vor seinem Glas Wein saß, sah er unendlich traurig aus. «Du siehst traurig aus», sagte ich. «Es geht alles den Bach runter», sagte er und schmolte weiter in sein Glas. Heute werde ich versuchen, ihn wieder etwas aufzuheitern.

Die Heidan

Im darauffolgenden Jahr, 1935, war Aciel wieder auf Reisen. Wie er mir vor seiner Abreise erklärte, wollte er nach Indien, um dort verschiedene Archäologen und Leute von Museen zu treffen. Großbritannien hatte den «Government of India Act» erlassen und das Land teilweise unter Selbstverwaltung gestellt. Es wurde nun befürchtet, dass gewisse Leute daraus Kapital schlagen und Fundobjekte und Kunstgüter außer Landes schaffen würden. Aciel sah darin auch eine Gefahr, dass die dortigen Funde, die auf die Nienetwiler Kultur verweisen, verschwinden könnten.

Ich blieb also allein mit seinem Projekt zurück und wertete nur hin und wieder die immer spärlicher werdenden Briefe von Keith aus. Er selber kam nun nicht mehr nach Frankreich. Stattdessen besuchte mich jeweils ein Mittelemann namens Claude Lauviac. Er war ein herzlicher und dem Rotwein nicht abgeneigter Südfranzose, bei dem alle Versuche des Staates, ihm sein occitanisches Erbe auszutreiben, fehlgeschlagen waren. Sein Akzent war derart stark, dass ich froh war, mich früher auf den Straßen herumgetrieben zu haben, um die dortigen Dialekte aufzuschnappen, sonst hätte ich ihn kaum verstanden.

Nach ein paar Treffen sprachen wir auch oft über seine Muttersprache und vergaßen darob den eigentlichen Grund für sein Kommen, nämlich meine Aufgabe als Informantin.

In Paris war die Weltwirtschaftskrise inzwischen Geschichte und die Clubs, Bordelle und Salons, die Theater und Cabarets florierten wie nie zuvor. In der Stadt rauschte es, als würden die Menschen spüren, dass es bald vorbei sein würde. Entsprechend war auch das Scheherazade wie ein riesiger Bienenstock, in dem es summte und brummte und ein ständiges Kommen und Gehen war. So kam mir manches zu Ohren und vieles davon hätte ich eigentlich gar nicht wissen wollen. Es begann sich ein Bild abzuzeichnen, das derart düster war, dass ich es kaum wahrhaben wollte.

Immer öfter kamen nun auch Mitglieder des rechten Flügels und der Nationalisten, und weit mehr als uns lieb war, taten sie das in Begleitung deutscher «Freunde».

Das Jahr war schon fast vorbei, als ich eines Abends von vier Kerlen, die schon seit einer Stunde im inzwischen renovierten ehemaligen Blauen Salon herumgelungert waren, beiseite genommen wurde. «Mademoiselle Ciséan. Wir bedauern sehr, dass in Ihren Lokalitäten nach wie vor dieses Judenpack verkehrt. Wir möchten Ihnen und Mme Catilleaux nicht drohen, aber wir sind doch sehr besorgt, dass Ihnen etwas zustoßen könnte, wenn anständige Bürger die Situation vielleicht mit Gewalt ändern möchten.»

«Vielen Dank, dass Sie mich warnen möchten. Aber wie Sie ja bei sich selbst sehen, darf hier wirklich jeder reinkommen.»

Der Größte von ihnen, ein langer und schlaksiger Kerl, zuckte zusammen und verzog verärgert das Gesicht: «Es wird die Zeit kommen, und es wird nicht mehr lange gehen, da werden Lokale wie dieses hier judenfrei sein, und es wird wieder eine Kultur einkehren, die das französische Volk nicht mit Affenmusik und kreischenden Juden belästigt.»

«Ich denke, meine Herren, dass ich für heute eine Ausnahme mache und die Gepflogenheiten der Gastfreundschaft etwas strapaziere», sagte da plötzlich Ophelia hinter mir. In ihrer Begleitung waren unsere «Gallier», wie wir sie nannten. Sechs große, schwere Bretonen, die für uns im Haus zum Rechten schauten. Die sechs waren alle miteinander verwandt, vielleicht gar Brüder; ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war jeder von ihnen ein Bild von einem Mann. Sie brachten so manchen übermütigen Kerl zur Vernunft. Es reichte, dass sie die vier Kerle böse anschauten, und schon machten die rechtsumkehrt und verließen das Haus, gefolgt von den «Galliern». Auf der Straße wurde ihnen dann etwas unzimperlich erklärt, dass sie hier keinen Zutritt hätten.

Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß, dann hätten wir gewiss anders gehandelt. Aber der Mensch hat leider weder die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, noch das Talent, alle Möglichkeiten, die aus einer Situation entstehen könnten, in Betracht zu ziehen.

9. Oktober 1935: Es wird Krieg geben. Einen schrecklichen, alles zerstörenden Krieg. Ich weiß es. Alle machen sich dafür bereit und je mehr Friedenskonferenzen die Staatsoberhäupter abhalten, desto sicherer bin ich mir. Hitler wird keine Ruhe geben, auch wenn er anderes behauptet. Ich habe den Ersten Weltkrieg miterlebt und gesehen, welches Grauen Krieg anrichtet. In den Jahren, die inzwischen vergangen sind, hat sich vieles verändert. Flugzeuge, Autos, Waffen, alles wurde ausgereifter und besser. Welchen Schaden

wird ein Krieg mit den neuen Waffen anrichten, wo schon der vorhergehende so schlimm war wie kein Krieg vor ihm? Ich habe Angst. Nicht nur um mich, sondern auch um Ophelia und unsere Freunde. Und ganz besonders Sorge ich mich um Aciel, der immer verzweifelter versucht, die Überbleibsel seiner Kultur und seine Leute an einen sicheren Ort zu bringen.

Kurz vor Weihnachten tauchte Aciel wieder auf. Er hatte mir ein Telegramm geschickt und ich habe ihn vom Bahnhof abgeholt. Mit ihm stieg ein gutes Dutzend Menschen aus. «Miribal, darf ich vorstellen? Das sind die *Heidan* aus dem Volk der Skandaj.»

Ich hob instinktiv die linke Hand und breitete die Finger aus – das Begrüßungssymbol der Nienetwiler, wie ich von Aciel wusste.

Auch sie grüßten mich auf diese Weise und ich freute mich sehr. Endlich sah ich sie, die Nienetwiler, von denen Aciel immer erzählt hatte.

«Wir werden einige Tage bleiben und erledigen, was zu erledigen ist, damit ich mit ihnen in die Schweiz fahren kann. Sie werden dort, zumindest vorläufig, eine Bleibe haben. Die Zukunft wird weisen, wie es dann weitergeht.»

Wir quartierten sie in drei Zimmern im Scheherazade ein, wo sie sich zuerst einmal von den Strapazen der Reise erholten. Wie mir Aciel auf dem Weg erzählte, hatten sie ihn von Indien her begleitet. Und er verriet mir auch, was *heidan* heißt, nämlich «die gegangen sind». Offenbar war es ein Volksstamm, der den Indischen Subkontinent vor gut dreitausend Jahren aufgesucht hat und nicht mehr zurückgekehrt ist, deshalb «die gegangen sind». Man hatte jedoch in dieser Zeit immer den Kontakt behalten und Tauschhandel betrieben.

Am Tag darauf bat mich Aciel, ihn zur Schweizer Botschaft zu begleiten. Wir trafen dort den stellvertretenden Botschafter, ich weiß seinen Namen nicht mehr, der uns in sein Büro bat.

Aciel und er begrüßten sich wie alte Freunde, was mich, ehrlich gesagt, nicht wunderte. Der Bekanntenkreis, den Aciel hatte, verblüffte mich kaum mehr, ich ging eigentlich vielmehr davon aus, dass er grundsätzlich alle kannte.

Weshalb mich Aciel dabei haben wollte, war mir nicht klar. Ich saß nur schweigend am Tisch und hörte den beiden zu, wie sie über die *Heidan* sprachen. Arbogast überzeugte den Mann davon, dass diese Leute wichtig waren und dass die ganze Schweiz von ihren Kenntnissen und Kontakten in Indien profitieren würden. Es sei daher gewiss richtig, ihnen ein Visum zu geben, und zwar, wenn es sich machen ließe, ein unbefristetes. Er sprach auch davon,

dass sie in Genf nicht auffallen würden und man jederzeit auf ihren Rat würde zugreifen können.

«Die Zeiten sind schwierig im Moment, Arbogast. Ich weiß nicht, wie wohl oder sicher sie sich bei uns fühlen werden.» «Darüber mach dir keine Gedanken», erwiderte Arbogast, «sollte es nicht klappen, werden sie ein anderes Land aufsuchen. Kanada zum Beispiel. Ich kenne dort Leute, die ihnen Schutz bieten können.»

«Was mich nicht wundert. Nun gut, ich werde ihnen ein Visum ausstellen. Und ich werde einen Bekannten von mir kontaktieren, der sich um die Leute kümmern wird. Er arbeitet beim IKRK und wer weiß, vielleicht kann er weiterhelfen.»

Als wir rausgingen, sagte Aciel zu mir: «Ich wollte nur, dass ihr euch kennenlernt. Ich habe das ungute Gefühl, dass auch du irgendwann seine Dienste benötigen wirst.»

Am Abend organisierte ich zusammen mit Ophelia, dass die *Heidan* im «Salon Royale» ein richtig gutes Essen aufgetischt bekamen. Derweil ging ich meinen Verpflichtungen nach, konnte mir aber nicht verkneifen, immer wieder zur Treppe zum Keller zu schauen. Irgendwann winkte mich Ophelia, die mit einigen Leuten im Großen Salon an einem der Tische saß und der Musik zuhörte, zu sich. «Nun geh schon, ich seh doch, dass es dich zwickt und zwackt.» Also ging ich hinunter und trat mit dem Vorwand ein, nachzufragen, ob sie noch etwas bräuchten. Meine Hoffnung wurde nicht enttäuscht, denn Aciel stellte mich allen vor und zwischen einem kleinen Mann und einer noch kleineren Frau wurde mir Platz gemacht.

Es dauerte wirklich eine ganze Stunde, bevor ich merkte, dass ich mich mit den Leuten gut unterhielt, obwohl ich eigentlich kein Wort hätte verstehen können. Als ich dann zu Aciel aufschaute, rief er über den ganzen Tisch hinweg: «Seht euch die Prinzessin an, sie ist wahrlich eine von uns!»

Anka

An Silvester luden wir alle unsere Freunde und Stammgäste ein. Im Großen Salon hängten wir an die fensterlose Wand all die Bilder auf, die Ophelia seit der Eröffnung als Gegenleistung für Essen, Trinken oder beides bekommen hatte, manchmal auch als Freundschaftsgeschenk, und einige hatte sie sogar gekauft. Es war eine stattliche Ausstellung, in der sowohl van Gogh, Picasso, Toulouse-Lautrec, Signac, Anquetin, Gauguin, Émile Bernard – um nur ein paar der Berühmtesten zu nennen – vertreten waren, sondern auch weniger bekannte und völlig unbekannte Künstler. Sogar ein Bild von Aciel war gehängt.

Es war ein sehr seltsames, um nicht zu sagen verstörendes Bild, denn es zeigte nichts weiter als eine knorrige alte Hand, die ein blutendes Ohr hielt. Manche munkelten, dass er damit auf van Gogh anspielte, aber ich denke, dass das nur wieder so ein Nienetwiler Wortspiel war, das nur er und seinesgleichen verstanden und sich ob des Witzes die Bäuche hielten.

Jedenfalls sah das alles ganz wunderbar aus. Der Abend wurde ein einziges rauschendes Fest. Es wurde getanzt und gesungen und Musik spielte und nicht wenige wirklich berühmte Sängerinnen und Sänger gaben sich ein Stell-dichein und trugen etwas vor. Sogar die Presse berichtete über das Fest, und als mitten in der Nacht einer unserer Besucher auf dem Heimweg noch in einen Club einkehrte und dort von dem donnernden Fest erzählte, an das außer dem Bürgermeister von Paris und Josephine Baker alle gekommen waren, ging es keine halbe Stunde und ein Wagen mit Josephine Baker hielt vor der Tür. Es gab ein großes Ah und Oh, denn sie war in diesem Jahr gerade unglaublich populär. Kaum war der Willkommens-Applaus verklungen, da hielt der nächste Wagen, dieses Mal mit dem Bürgermeister. Für diesen gab es jedoch keinen Applaus, im Gegenteil, die Stimmung kühlte merklich ab, als Taittinger, so hieß der Mann, das Foyer betrat. Er spürte wohl, dass er nicht willkommen war, und so stellte er sich nur vor die Journalisten und Fotografen und zerzte seine Frau zu sich, damit sie auch auf dem Foto sein würde. Wir feierten die ganze Nacht hindurch und um sechs Uhr morgens brachten die Bäcker körbeweise Croissants und Baguettes. In der Küche wurde so viel Kaffee gekocht, dass man sagte, dass man ihn bis hinauf zum Montmartre gerochen habe.

Als kurz vor Mittag (!) die letzten Gäste gegangen waren und wir das Feld für das Reinigungspersonal räumen mussten, zog ich mich in mein Zimmer zurück und schlief bis zum Mittag des nächsten Tages durch. Es war, soweit ich weiß, das letzte Mal seit vielen, vielen Jahren, dass ich so lange schlafen konnte.

Am Tag darauf, es war Freitag, der 3. Januar 1936, schrieb ich in mein Tagebuch:

Gaston, ich weiß nicht, wer das war, hat mir am Silvester einen Heiratsantrag gemacht. Es folgten noch fünf weitere! Und das in meinem Alter. Ich bin eine vierunddreißig Jahre alte Jungfer und im Moment fühle ich mich auch so. Außer dem Scheherazade und Aciels Nienetwil gibt es kaum noch etwas in meinem Leben. Ah ja, und diese eine Sache, über die ich nicht einmal hier schreiben will. Was soll ich bloß mit meinem Leben anfangen? Das kann doch nicht für immer so weitergehen? Aber ich könnte Ophelia niemals im Leben

enttäuschen und weggehen. Ich verdanke ihr alles, und sie ist mir mehr Mutter, als es die meine jemals war. Ach verflixt!

Der Januar war eisig. Ein schrecklich kalter Wind wehte durch Paris, und wie man las, durch halb Europa. Ich stand hinten zwischen der Garderobe und der großen Treppe im Foyer, als ein frierender, rot livrierter Page des «Continental» eintrat. Er schaute sich suchend um, als Rosalie ihn sah und auf ihn zuing. Sie war eine wunderschöne junge Frau aus Perpignan. Ihre riesige Mähne dichten, langen schwarzen Haares hatte sie zu etwas hochgesteckt, das jederzeit auseinander und als schwarze Woge über ihre Schultern zu fallen drohte. Der Page blieb zitternd stehen und schaute sie einfach nur an, in seiner linken vor Kälte roten Hand einen Umschlag. «Wie heißt du?», fragte ihn Rosalie. Doch er starrte sie erst nur an, bevor er ein, selbst bei der hervorragenden Akustik im Foyer, für mich kaum hörbares «Simon» stotterte. «Und du hast etwas abzugeben?», fragte Rosalie. Simon starrte auf seine Füße und dann zu ihr, bevor ihm wohl der Umschlag in seiner Hand bewusst wurde. Er streckte ihn Rosalie entgegen, als wäre er ein Strauß Blumen. «Danke», sagte Rosalie, langte in die kleine Tasche ihres Kleides und streckte ihm eine Münze entgegen. «Musst du auf eine Antwort warten, bevor du zurückgehst?» Simon schüttelte den Kopf und schaute sich nach hinten um, als suche er einen Fluchtweg. «In Ordnung, aber möchtest du dich wenigstens etwas aufwärmen, bevor du wieder gehst?» Er starrte sie an und in seinem Gesicht war in schneller Folge eine Abfolge heftigster Reaktionen zu beobachten. «Nein danke, Mademoiselle, ich muss los.» Und mit diesen Worten drehte er sich um und ging zur Tür.

Rosalie kam zu mir und lächelte. «Das ist wohl für Sie, Madame.»

Ich öffnete den Umschlag und las die Karte: «Wir müssen Sie dringend sehen. Continental Inter. Fragen Sie nach Zimmer 51. Gruß AA» «Soll ich eine Antwort überbringen?», fragte Rosalie hoffnungsvoll. «Du willst dir wohl diesen jungen Burschen krallen, was?», lachte ich.

«Ja, nein. Ich glaube, Madame, ich habe mich gerade verliebt.»

«Und so siehst du auch aus, Rosalie. Na gut, bis es losgeht, sind es noch zwei Stunden. Geh ins Continental und richte Aciel aus, dass ich schnellstmöglich komme. Und lass dir von dem Burschen nichts anhängen, klar?»

«Ja, Madame, aber ich glaube, so einer ist er nicht.»

«Umso besser!»

Ich drehte mich um und mir verkrampfte sich der Magen. Nicht vor Eifersucht auf diesen Jungen, aber vor Eifersucht auf das Gefühl, das sie gerade

hatte. In all den Jahren zuvor hatte ich mich noch nie so sehr wie jetzt danach gesehnt, selber auf diese Weise verliebt zu sein.

Als ich meine Angelegenheiten im Scheherazade erledigt hatte, zog ich mich warm an und ließ mich von einem unserer Fahrer ins InterContinental Paris Le Grand bringen. Ich grüßte freundlich die Rezeptionistin und ließ mich von einem ebenso jungen Burschen wie dieser Simon es war im Lift nach oben fahren. Kaum hatte ich die Hand gehoben, um an die Tür zu klopfen, da ging sie schon auf und Aciel winkte mich herein.

«Miribal, wie gut, dass du kommen konntest.» «Haben Sie an der Tür gelauert?» «Gelauret? Nein. Gewartet? Ja.»

«Es tut mir leid, Aciel, aber heute Abend wird viel los sein, ich habe nicht besonders viel Zeit. Weshalb haben Sie mich hierhergerufen und nicht zu sich ins Atelier?»

«Weil ich dir jemanden vorstellen möchte und sie morgen wieder abreist, Miribal. Ich möchte dir Anka Melda vorstellen. Du wirst von ihr mehr über den Ursprung der Sprache lernen, als du es von mir jemals könntest. Es ist bedauerlich, dass du gleich wieder wegmusst, aber immerhin kannst du die Zeit nutzen, die du hast. Wir sehen uns morgen. Anka sitzt im Zimmer.» Und ohne ein weiteres Wort zog er mich rein und schob sich selber auf den Gang hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Ich kam mir veralbert vor und war etwas sauer. Der Mann nahm sich einfach raus, was er wollte. Andererseits konnte ich davon ausgehen, dass er es gut mit mir meinte, also schaute ich schüchtern um die Ecke in das prächtig ausgestattete Zimmer. Dort saß eine alte, sehr kräftig gebaute Dame in einem altrosa Kleid auf einem moosgrünen Diwan, lächelte mir entgegen und hob ihre linke Hand mit gespreizten Fingern zu dem Gruß, den ich schon kannte. Eine Nienetwilerin also!

Die Geste war mir inzwischen schon fast vertraut und so erwiderte ich sie, als ob es ganz normal wäre.

«*itobe alaju?*» (Du lernst Alaju?)

«*aye etobe*» (Ja, ich lerne)

«*ikele jo alaju*» (Du sprichst gut Alaju)

«*akehe*» (danke)

«*itobe alaju te jari?*» (Lernst du schon lange Alaju?)

«*aye. arbogast atobe'eo, ati etobe ne muta*» (Ja, Arbogast lehrte mich, aber ich lerne nicht genug)

«Das glaube ich nicht, immerhin sprichst du mit mir Alaju», wechselte Anka in die französische Sprache.

«Es dauert lange, bis man eure Sprache erlernt.»

«Ist das so, ja? Ich denke, man lernt sie schnell und einfach, wenn man sich von den Fesseln löst, die einem die Muttersprache gibt.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nun, das weißt du selbst. Der Mensch denkt in der Sprache, die er spricht. Spricht er zwei Sprachen, hat er das Vermögen, auch in zwei Sprachen zu denken. Und das wiederum beeinflusst sein Sein. Die meisten Wörter haben nur noch wenige Bedeutungen, manche nur noch eine. Du sagst *«vouloir»*, wollen, und es hat in der Sprache nur eine Bedeutung. Nicht aber in deinem Gefühl! Es ist ein Unterschied, ob man überleben will oder einen Kaffee. Wie also drückst du das zweite aus? Du sagst *«aimerais»*, es wäre mir lieb. Ist das dasselbe wie wollen? Nein, nicht wahr? Ich fragte dich *«itobe alaju»*, also ob du Alaju lernst, und du hast geantwortet *«ay etobe»*.

Nun bedeutet *etobe* nicht einfach nur lernen. Das Wort *tobe* setzt sich aus *toho* und *be* zusammen. *Toho* bedeutet, dass etwas in Fluss ist, noch nicht seine Form gefunden hat, Chaos, allerdings mit dem Hinweis darauf, dass sich Chaos immer zur Ordnung wandelt. Und *be* bedeutet Möglichkeiten. Alles, was du dir vorstellst, ist möglich: *hen isirkeo ieh be*, wie Picasso einmal sagte.

Lernen ist ein Prozess, den du selbst steuerst. Du schaust in Nischen, in Ritzen, in Schubladen. Du hörst von anderen, du fragst. Du bist frei in deinem Willen, und du bist frei, dir alle Möglichkeiten wahr werden zu lassen. Du sammelst Wissen, eignest es dir an, um es anderen Sammlungen von anderen Menschen hinzuzufügen.»

«Entschuldigen Sie Madame, ich habe das nicht gewusst, ich habe einfach geplappert.»

«Ach, plappern ist schön. Es ist nicht falsch, verstehst du. Es gibt einfach im Alaju Feinheiten, die man erst erkennt, wenn man den Geist dieser Sprache und unseres Volkes versteht. Hat dir Aciel schon über uns erzählt?»

«Ja, das hat er. Ich glaube ein wenig zu verstehen, dass Sie in allen Dingen vielschichtiger denken. Nicht so geradlinig wie wir. Er hat gesagt, dass ihr keine Hierarchien kennt und daher die Sprache auch frei von Zwängen geblieben ist. Und dass das zwar gut ist und für Nienetwiler einfach, aber für Außenstehende schwierig, weil die nicht begreifen würden, dass die Sprache wie alles andere lediglich eine Sammlung ist. Eine Sammlung von Potenzial an Möglichkeiten.»

«Das hat er aber verdammt schön gesagt, der Arbogast», lachte sie. «Nun gut, Miribal. Setz dich her zu mir. Wir wollen miteinander sprechen.»

Von Müttern und Vätern

Der Frühling des Jahres 1936 hatte kaum begonnen, als ich die Nachricht bekam, dass meine Mutter gestorben sei.

Sie war gerade siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Wie man mir sagte, hatte sie eine Erkältung verschleppt und war an einer Lungenentzündung gestorben. Wir waren uns in den letzten Jahren ein klein wenig nähergekommen, dennoch lag, solange ich mich erinnern konnte, eine Barriere zwischen uns. Ihr Tod aber berührte mich mehr, als ich vermutet hätte. Einer unserer Fahrer lud meinen Koffer ein und wir fuhren nach Villemareuil. Da mein Vater bereits vor vier Jahren gestorben war, lag das Haus eiskalt im Dunst eines März Morgens. Ich schickte den Fahrer wieder ins Scheherazade und machte mich zu unseren Nachbarn auf, deren Haus nur wenige Hundert Meter weiter weg lag. Der Empfang war kühl und ich spürte denselben Vorwurf bei ihnen, wie ich ihn auch von anderen kannte. «Weshalb hast du überlebt und nicht dein Bruder? Weshalb hast du dich nicht um deinen Vater gekümmert und deine Mutter unterstützt? Hättest du ein anständiges Leben geführt und wärest zu Hause geblieben, dann würde deine Mutter noch leben.» Es kränkte mich zutiefst, dass niemand sich freute, mich zu sehen. Also erbat ich nur den Schlüssel für das Haus. Meine Mutter sei in der kleinen Kapelle beim Friedhof aufgebahrt, sagten sie mir, und dann ging ich. Im Haus heizte ich erst einmal ein und holte Wasser vom Brunnen, denn die Leitung, die sie erst vor wenigen Jahren hatten einbauen lassen, war eingefroren.

Danach ging ich in mein altes Zimmer. Es sah noch immer so aus wie bei meinem letzten Besuch. Damals hatte ich alles, was an meine Kindheit erinnerte, in eine große Korbtruhe gesteckt und nur das Bett und die Kommode, und in einer Ecke die Truhe, standen noch im Zimmer. Schnell machte ich das Bett und ging dann in die Küche, um zu schauen, ob noch etwas Essbares da wäre. Da das nicht der Fall war, ging ich ins Dorf, um einzukaufen.

Gerade wollte ich den kleinen Dorfladen betreten, als mich Mme Quesnel von der Straße herrief. «Mademoiselle Ciséan, auf ein Wort bitte.» Wir begrüßten einander. «Mademoiselle Ciséan, Ihre Mutter hat mir etwas für Sie gegeben, bevor sie, nun ... sie ..., kommen Sie doch schnell mit, ich habe es zu Hause liegen.» Was blieb mir anderes übrig? Ich folgte ihr in eine kleine Wohnung im Erdgeschoss eines auffälligen alten Hauses. Es war gemütlich und warm, als wir eintraten, und es roch nach Kräutertee, Staub und Speck.

«Bitte setzen Sie sich doch, ich hole den Umschlag für Sie.» Ich setzte mich an den Küchentisch und sie verschwand. Als sie wieder auftauchte, hatte sie in der einen Hand einen braunen Umschlag und in der anderen eine Flasche,

die, wie ich zu Recht befürchtete, Schnaps enthielt. Sie legte den Umschlag vor mich hin, stellte die Flasche in die Mitte des Tisches und holte zwei kleine Tonbecher, die sie ebenfalls auf den Tisch stellte.

Mit Schrecken sah ich zu, wie sie die beiden tassengroßen Becher bis zur Hälfte mit Schnaps füllte. «Auf Ihre Mutter!», sagte sie nur und hielt mir den Becher hin. «Ja, auf meine Mutter.» Mir war nicht wohl in meiner Haut und ich wollte weg. «Ihre Mutter, wissen Sie das, sie war eine gute Freundin von mir.» «Ach ja?» «Ja, sie hat mir alles erzählt. Ich meine, wirklich alles, auch das, was sie im Dorf zu verheimlichen suchte. Zum Beispiel, wo Sie nun arbeiten und all das.»

«Ja? Es ist gut, dass sie jemanden zum Reden hatte.» «Sie hat viel von Ihnen gesprochen, wissen Sie? Sie war sehr stolz auf das, was Sie erreicht haben. Nicht viele Mädchen dieses Ortes haben es in Paris geschafft. Sie hat immer bedauert, dass das Verhältnis zu Ihrem Vater auch das ihre getrübt hat.» «Hätte ich meinen Vater lieben sollen? Er hat mich an einen Mistkerl verkauft, der mich bereits in der ersten Woche in sein Bett zerren wollte!» «Oh nein, bitte verstehen Sie das nicht falsch. Ihre Mutter wollte ebenso wenig wie Sie, dass Sie weggehen. Aber das Verhältnis zu Ihrem Vater hat verhindert, dass Sie Ihrer Mutter nähergekommen sind. Wären Sie sich nähergekommen, dann hätte sie vielleicht irgendwann einmal den Mut gefunden, Ihnen die Wahrheit über alles zu erzählen.»

«Die Wahrheit? Was meinen Sie damit?»

«Ich will dazu nichts sagen. Lesen Sie den Brief, Mademoiselle, es steht alles in dem Brief.»

Als ich später vom Einkaufen nach Hause kam, setzte ich mich in das nun einigermaßen warme Wohnzimmer und öffnete den Umschlag. Darin lag ein kleines zugeklebtes Couvert und ein Brief.

«Geliebte Miri

Ich liege krank hier zu Hause und mir tut alles weh. Der Herr Doktor sagt, dass er das Fieber nicht senken kann. Es sieht so aus, als ginge es mit mir zu Ende. Miri, ich bereue so vieles im Leben. So vieles! Und ich bin so stolz auf Dich, dass Du Deinen eigenen Weg gehst. Ich hoffe in meinem Herzen, dass Du nichts bereuen musst! In all den Jahren habe ich Dir nie gesagt, weshalb Dich Dein Vater aus dem Haus haben wollte. Miribal. Miribal! Du warst nicht seine Tochter!»

Mir fiel der Brief aus der Hand und ich schluckte. Es traf mich wie ein Schlag mit einem Hammer. Ich wollte das nicht wissen. Ich wollte mein Leben leben.

Ich wollte die Vergangenheit hinter mir lassen. Tränen rannen mir über das Gesicht und tropften auf den Brief, als ich ihn wieder aufnahm.

«Miribal, es tut mir so schrecklich leid, dass ich Dir das nie gesagt habe. Du hättest vielleicht leichter durchs Leben gehen können, und vielleicht, vielleicht hättest Du mir irgendwann verziehen und mich ebenso geliebt, wie Du diese Ophelia liebst. Ja, ich weiß das. Glaubst Du, ich hätte es nicht gespürt? Aber das ist in Ordnung, Miri. Es ist in Ordnung und Du trägst keine Schuld.

1901 besuchte ich meine Schwester Francine, Du kannst Dich sicher noch an sie erinnern. Kannst Du Dich noch an Napoleon, unseren kleinen Esel, erinnern? Der zog mich damals in unserem kleinen Wägelchen nach Epernay und auch wieder zurück. Als ich auf dem Nachhauseweg war, da wollte ich, wie bereits beim Hinweg, in Chateau-Thierry bei Bekannten in ihrem Gasthof übernachten. Es war ein schöner Abend, der Gastraum war voll und ein wunderlicher junger Mann sang Lieder. Es waren uralte Lieder und auch neue, es waren Lieder der Fahrenden. Und es waren Lieder, die kein Mensch dort je gehört hatte. Er sang, das weiß ich noch wie heute, nicht wirklich gut. Aber er vermochte alle mit sich zu reißen und die Stimmung war einfach unglaublich. Ich hatte mich in meinem Leben nie so frei gefühlt. Du weißt ja, dass ich gerade erst sechzehn war, als mich Dein Vater heiratete, und mein Leben war bis dahin nicht wirklich leicht gewesen. An diesem Abend, Miri, Du hättest mich sehen sollen! Du hättest mich nicht erkannt. Ich unterhielt mich lange mit diesem Mann und er erzählte mir von seinen Reisen und wie er sich das Geld für seine Nächtigungen jeweils mit Singen und dem Erzählen von Geschichten verdiente. Er erzählte mir, dass er nun auf dem Weg nach Paris sei, um von dort nach Wien zu reisen.

Wien, stell Dir das vor, Miribal. Für mich war schon eine Reise nach Paris unmöglich. Nun, ich will nicht hinauszögern, was gesagt werden muss. Der Mann und ich, nun ja. Miribal, dieser Mann ist Dein Vater. Und auch Deinen Namen hast Du von ihm. Nun, nicht direkt, denn er wusste ja gar nicht, dass es Dich gibt. Aber am Abend hatte er ein wunderschönes Lied gesungen, in dem es um eine junge Frau ging, die Miribal hieß.

Und dann, zu Hause Dein Vater. Ich glaube, er hat es schon von Anfang an gewusst oder geahnt, dass etwas nicht stimmte. Dein Bruder war damals erst fünf Jahre alt und seit seiner Geburt hatte er sich nichts mehr gewünscht, als dass Guillaume einen Bruder bekäme. Ich habe mit ihm drei Tage lang gestritten, bis er mir erlaubte, dich Miribal zu nennen. Dass er Dich nie geliebt hat, ist meine Schuld, Miribal! Aber Du musst ihm zugutehalten, dass er mich nicht verstoßen hat. Nun, vielleicht hat er das auch nicht getan, weil sonst die Schande ans Tageslicht gekommen wäre. Wie auch immer, Miribal. Das ist es, was ich dir erzählen wollte, denn es ist das, was Du wissen musst. Denn eines habe ich noch immer nicht erzählt, Miri. Du hast mir bei unseren Treffen immer wieder von

einem Mann erzählt, der mit Dir an Sprachen und so forscht. Miri, wie soll ich es nur sagen. Der Mann heißt gleich wie Dein Vater. Aciel Arbogast.»

Ich kann die Krämpfe, die mich packten, kaum beschreiben. Ich weiß nicht, wie lange ich am Boden zusammengekauert lag und einfach nicht mehr zu heulen aufhören konnte. Plötzlich fiel mein Blick auf das kleine Couvert, das im Umschlag gelegen hatte. Ich nahm es und riss es auf. Heraus fiel eine kleine silberne Halskette mit einem Anhänger. Es war eine Hand mit gespreizten Fingern und einem Kreis mit Punkt auf der Handfläche. Ich warf die Kette von mir und heulte weiter.

Als ich nach der Beerdigung meiner Mutter wieder in Paris ankam, konnte ich kaum arbeiten. Ophelia, die Gute, dachte, dass es wegen des Todes meiner Mutter war, dass ich so zerstreut war. Ich konnte ihr die Wahrheit nicht sagen.

Aciel – Aciel, den ich nun mehr als je zuvor sehen wollte – Aciel war in der Schweiz, und da blieb er auch und kam erst im Sommer zurück. In diesem verdammten Sommer.

8. August 1936: Ich kann nicht schreiben. Ich kann nicht denken. Ophelia ist erschossen worden. Sie lebt, schwebt aber in Lebensgefahr. Den Schützen haben sie erwischt und unsere «Gallier» haben ihn derart übel zugerichtet, um herauszubekommen, weshalb er es getan hat, dass das, was die Gendarmerie von ihm in der Gasse fand, nur noch wenige Stunden lebte. Es war ein Deutscher, einer der Burschen, die uns letztes Jahr bedroht hatten. Offenbar hat er für Hitlers Geheimdienst oder so etwas gearbeitet.

Es war ein schöner und heißer Samstag im August gewesen. Die Leute saßen noch spät abends draußen unter den Bäumen, und im Scheherazade lief wie jeden Samstag Musik. Es war gegen zwölf Uhr nachts, als eines unserer Mädchen zu uns an den Tisch kam und Ophelia mitteilte, dass im Foyer ein Mann mit einer Nachricht warte. Etwas ungehalten, dass sie aufstehen musste, ging sie zum Foyer und ich folgte ihr. Der Mann kam mir bekannt vor, doch ich wusste nicht, woher. Als Ophelia vor ihm stand, zog er einfach eine Pistole und schrie so etwas wie «verdammte Judenhure!» und drückte ab. Ophelia fiel rückwärts zu Boden, der Mann rannte zur Ausgangstür und in ein davor geparktes Auto. Was dort geschah, sah ich nicht selber, es wurde mir später erzählt. Der Wagen wollte anfahren und stieß mit einem anderen Wagen zusammen. Die beiden Insassen wollten aussteigen und fliehen, doch in dem Moment kamen die «Gallier», packten die beiden und zerrten sie in die Gasse neben dem Sche-

herazade. Dort wurden die beiden durch die Mangel gedreht, um herauszukommen, wer sie seien und wer den Anschlag befohlen hatte.

In der Zwischenzeit kümmerten wir uns um Ophelia, bis sie nach einer halben Ewigkeit ins Hospital gebracht werden konnte. Ich fuhr kurz darauf zu ihr ins Hospital und blieb dort zwei Tage lang. Ich konnte nicht weggehen. Sie war alles, was ich hatte, und sie zu verlieren, konnte ich mir nicht einmal vorstellen, ohne dass sich mir der Magen drehte.

Doch schon drei Tage nach dem Anschlag schlug sie die Augen wieder auf.

Zwei Wochen später, als ich sie im Hospital besuchte, war Mr. Gerard, Ophelias Anwalt, bei ihr im Zimmer.

«Miribal, mein Schatz», sagte sie, als ich eintrat, «setz dich zu mir.»

Ich mache es kurz. Ophelia überschrieb mir das Scheherazade. Das und fast alles, was sie besaß. «Du bist meine einzige Erbin, aber du bist nicht meine leibliche Tochter. Also habe ich beschlossen, dir alles zu überschreiben, solange ich noch lebe. Monsieur Gérard hat einen Vertrag und eine Urkunde aufgesetzt, in der auch mein Unterhalt und alles aufgelistet ist. Bitte lies es durch. Ich wünsche mir, dass du meine Nachfolgerin wirst.»

3. Macht

3.1 Einleitung: Was ist Macht?

Liebe Leserinnen und Leser,

der Begriff «Macht» ist wieder in aller Munde. Das Streben nach Macht durch Nationen und Unternehmen beschäftigt weltweit Menschen. Aber was ist Macht? In diesem Kapitel untersuchen wir diese Frage aus verschiedenen Perspektiven.

David J. Krieger erweitert die Diskussion, indem er Macht aus der Perspektive der Nienetwil-Kultur betrachtet. Sein Artikel mit dem Titel «Eine kurze Geschichte der Macht» bietet einen prägnanten Überblick über Machtsysteme im Laufe der Geschichte. Im Anschluss an die grundlegende Diskussion präsentieren wir das Tagebuch eines Jesuitenpriesters, das einen einzigartigen Einblick in die Beziehung zur Macht aus der Sicht eines Missionars unter den Cree-Indianern in Kanada bietet und zwischen 1850 und 1852 verfasst wurde. Das Tagebuch zeigt, dass die indigenen Völker Nordamerikas Schwierigkeiten hatten, das europäische Konzept der Macht zu verstehen, insbesondere die hierarchische Struktur von Gott und Mensch, die ihrer Weltanschauung völlig fremd war und bis heute geblieben ist. Der Artikel schließt mit einem Bericht der archäologischen Abteilung des Kantonsmuseums Luzern, die eine wissenschaftliche Untersuchung des Tagebuchs durchgeführt hat.

1974 sprach Amot Nussquammer jun. bei einem Treffen im Haus seiner Mutter, Miribal Ciséan, über «Die Natur der Macht». Unter den Anwesenden waren Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld, allesamt hochrangige Wissenschaftler und Schlüsselfiguren der Kybernetikforschung. David J. Krieger, damals noch Student in Chicago, nahm ebenfalls an diesem Treffen teil und verfasste ein Protokoll, das wir hier wiedergeben.

Macht ist auch ein Motiv in der Skandaj-Geschichte «Wie Odo und Teneak die Arithmetik erfanden»: Sie zeigt deutlich, wie der Satz «Wissen ist Macht» aus der Perspektive der Nienetwiler eine etwas andere Bedeutung hat als in der europäischen Kultur.

Im Abschnitt «Sprache» untersuchen wir die drei Alaju-Wörter *tu*, *katatehe* und *home*, die mit dem Nienetwiler Konzept von Macht in Verbindung stehen.

Die Tatsache, dass die Skandaj, das Volk der Nienetwiler, das seit Jahrtausenden in einer fast parallelen Kultur lebt, ebenfalls westliche Konzepte von Macht verstand und – wie der aktuelle archäologische Bericht über zwei Häuser in Pompeji zeigt – diplomatische Beziehungen zu hochrangigen Beamten des alten Roms unterhielt, findet sich in unserem Abschnitt über Vorgeschichte und Frühgeschichte. Wir schließen dieses Kapitel mit einem Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan, in dem sie ihre letzten Jahre in Paris und ihre Flucht nach Chicago schildert.

Macht ist die Kraft dessen, was die Nienetwiler als «Sammeln» bezeichneten.

Wie wir aus verschiedenen archäologischen Funden wissen, die heute im Nienetwil Museum aufbewahrt werden und von denen einige dort ausgestellt sind, ist die wesentliche kulturelle Aktivität in der Nienetwil-Kultur das Sammeln, d. h. das Zusammenbringen von Dingen und Menschen in sogenannten «Sammlungen». Das Sammeln sollte jedoch nicht als eine rein menschliche Aktivität verstanden werden, in dem Sinne, dass alle anderen Wesen in der Welt – Pflanzen, Tiere, Objekte usw. – den Menschen ausgeliefert sind. Ganz im Gegenteil! Alle Wesen sind gleich oder «symmetrisch», wenn es um das Sammeln geht. Das Sammeln ist nicht etwas, das nur Menschen tun. Es lässt die Welt entstehen, in der Menschen und, nach ihrem Erscheinen auf der Erde, alle anderen Wesen existieren. Das, worin alle Wesen versammelt sind, nennen wir «Welt». Was ist die Kraft, die diese bemerkenswerte und einzigartige Aufgabe erfüllt? Macht ist die Kraft, die die Welt der Sinne, die Kultur oder das, was in der Nienetwil-Kultur als «Kollektiv» bezeichnet wird, ermöglicht und schafft.

Auch wenn Macht die Kraft des Sammelns ist, bedeutet dies nicht – wie Macht normalerweise verstanden wird, d. h. als Herrschaft und Unterordnung –, dass Macht und Freiheit unvereinbar sind. Macht ist eine Kraft, die auf der Grundlage von Freiheit wirkt und im Gegensatz zur mechanischen Kraft ohne Freiheit überhaupt nicht wirken kann. Das bedeutet, dass es streng genommen in der rein materiellen Welt der klassischen Physik keine Macht gibt. Es ist nicht die Macht, die die Planeten in ihren Bahnen bewegt oder die Maschine zum Laufen bringt. In der deterministischen Welt der Materie, die von Phy-

sik und Chemie untersucht wird, gibt es nur Kräfte unterschiedlicher Art, aber keine Macht. Dennoch kann sich kein Wesen der Macht entziehen. Es gibt kein Recht darauf, «in Ruhe gelassen zu werden», aber es gibt ein Recht auf Teilnahme an der Versammlung, also am Kollektiv. Da Macht Freiheit voraussetzt oder mit sich bringt, kann das Zusammenkommen «gut» oder «schlecht» sein. Macht unterliegt, im Gegensatz zu Kraft, stets einer Wertung.

Wenn sich Macht gut versammelt, gibt es keine Herrschaft im Sinne einer Hierarchie oder vollständigen Unterordnung eines Wesens unter ein anderes, und daher auch keine «Souveränität» – ein Wort, das praktisch gleichbedeutend mit Politik ist. Stattdessen gibt es Verhandlungen, Kompromisse, Zusammenarbeit, Vereinbarungen, Verschiebungen, Neukonfigurationen, aber keine Herrschaft. Wenn wir die Geschichte der Politik betrachten, wird deutlich, dass Macht die meiste Zeit missbraucht wurde. Gutes Zusammenkommen braucht viel Zeit und ist nie abgeschlossen. Aber wenn man identifizierbare Territorien und klare Grenzen will, wenn man wissen will, wer zu einer bestimmten Gruppe oder Nation gehört und wer nicht – was die Politik, die seit jeher nach dem Freund-Feind-Paradigma funktioniert, verlangt –, dann greift man zu Waffen. Eroberung ersetzt Verhandlung. Anstelle von Kollektiven entstehen Hierarchien. Das lehrt uns die Geschichte. Und das hat der Politik einen schlechten Ruf eingebracht.

Für die Nienetwiler ist Politik nichts anderes als eine schlechte Form des Sammelns, und die Gesellschaften und Staaten, die sich durch Politik und im Laufe der Geschichte entwickelt haben, sind nur fehlerhafte Formen von Kollektiven. Sobald sie entstanden sind, konzentrieren sich diese politischen Einheiten – heute hauptsächlich Nationalstaaten – nur noch auf sich selbst. Sie versuchen, sich durch die Schaffung von Hierarchien, Eroberungen, Machtkämpfen und ähnlichen Aktionen zu verherrlichen und zu erhöhen. Die Folgen dieses Verhaltens erleben wir heute nicht nur in internationalen Kriegen, die von Chaos geprägt sind, sondern auch im überall zu beobachtenden Aufstieg des Populismus.

Aber gutes Sammeln ist nicht verschwunden; es funktioniert weiterhin sowohl innerhalb als auch außerhalb von Hierarchien. Jetzt, da sich Hierarchien zunehmend als ineffizient und schädlich erweisen – nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Erde –, werden die Ideen und Praktiken der Nienetwiler immer relevanter und überzeugender. Die lange verborgene Kultur der Nienetwiler taucht wieder auf und wird für die Menschheit der Zukunft wichtiger denn je.

Deshalb haben wir, die Herausgeber des Nienetwil-Archivs, beschlossen, dieses dritte Kapitel dem Thema Macht zu widmen.

Wir sind uns bewusst, dass wir hier ein höchst kontroverses Thema behandeln. Macht ist allgegenwärtig und stets kritikfähig. Wer in einer politisch organisierten Gesellschaft die herrschende Autorität in Frage stellt, geht ein gewisses Risiko ein. Dieses Risiko besteht darin, mit den typischen «Kritikern» in eine Gruppe gesteckt zu werden, die automatisch als «Opposition» bezeichnet und somit vom System absorbiert wird. Das Machtsystem hat längst gelernt, mit der Opposition umzugehen. Es gibt keine Opposition, die nicht selbst nach Macht strebt und damit das System unterstützt und aufrechterhält. Ein Grund, warum die heutigen Parteien und Regierungen aller Art nichts zu befürchten haben, ist, dass sie die einzigen Akteure sind. Es gibt keine Alternative, so glauben sie zumindest.

Lange Zeit war der einzige Ort, an dem alternative Formen des Zusammenlebens existieren konnten, kein physischer Ort, sondern eine Utopie. Nun hat die Forschung in Nienetwil eine Utopie gefunden, die nicht nirgendwo, sondern überall ist – unter uns und um uns herum. Wir sehen dies als Zeichen der Hoffnung. Wir müssen die Gesellschaft nicht vollständig ablehnen oder unsere Hoffnungen und Visionen ins Nirgendwo setzen, um eine andere Zukunft zu suchen. Stattdessen müssen wir nur sorgfältig und genau unter unseren Füßen suchen: Der «Boden», auf dem wir gehen, ist der Boden, den die Nienetwil-Kultur vor Tausenden von Jahren vorbereitet hat und im Schatten der Politik am Leben erhalten hat, bis er nun ins volle Licht des Tages treten kann.

Alle Texte in diesem Kapitel sind dieser Aufgabe und dieser Hoffnung gewidmet.

Die Herausgeber

3.2 Eine sehr kurze Geschichte der Macht

von David J. Krieger

Seit jeher organisieren Menschen ihre Zusammenarbeit in großen Gruppen, meist durch Hierarchien: Sobald sich mehr als zwanzig oder dreißig Menschen versammeln, muss jemand der Chef, der Anführer, der Boss, die Königin, der Präsident oder die Präsidentin sein, da die Bedingungen der persönlichen Face-to-Face-Kommunikation es einfach unmöglich machen, dass große Gruppen ihre Handlungen ohne Führung effektiv koordinieren. Jemand muss die Diskussionen beenden und Befehle erteilen, denen andere ohne endlose Debatten folgen müssen.

Hierarchien verschiedener Art spiegeln immer das oft diskutierte, jedoch nicht genau definierte Konzept der Macht wider. Regierungen, Unternehmen, Schulen, religiöse Gruppen – ja, jede Form menschlicher Zusammenarbeit – sind durch Macht strukturiert. Und Macht fließt

unweigerlich in Form von Befehls- und Kontrollkommunikation von oben nach unten.

Die Pyramide ist ein uraltes Symbol der Macht: Sie taucht in den Organisationsstrukturen fast jeder Gesellschaft auf, und bildet ein Grundmerkmal von dem, was wir «Zivilisation» nennen. Widerstand gegen Macht oder Versuche, Macht zu erlangen, wird immer als «Bottom up»-Bewegung angesehen, während Bemühungen, Macht zu erhalten, als «top-down» betrachtet und erfahren werden. Diese Konstellation von Hierarchie und Revolution bildet die Grundlage aller Sozialkritik in der Moderne. Soziale Kommunikation war immer vertikal: Befehle stammen von oben, Gehorsam oder Widerstand von unten. «Aufklärung» in der europäischen Moderne bedeutet, durch Wissen persönliche Freiheit zu erlangen, und da diese Art der Emanzipation als positiv angesehen wird, wird kritisches Wissen zu einer moralischen Kraft, die sich dem Machtmissbrauch der Elite entgegenstellt.

Mit den neuen Kommunikationstechnologien wird diese seit Langem bestehende Machtstruktur, die die gesellschaftliche Hierarchie nicht infrage stellt, hinterfragt. Zum ersten Mal in der Geschichte ist es möglich, dass nicht nur «von oben nach unten», sondern auch Many-to-Many-Kommunikation effektiv zu kooperativem Handeln führt. Heute werden gemeinsame Handlungen unter Menschen und auch Organisationen zunehmend dezentralisiert. Dies ist die Grundidee der Demokratie.

Heute stellen wir in allen Lebensbereichen fest, dass der Einfluss von Hierarchien abnimmt und die Rolle von Netzwerken – die einzigartige Art der Ordnung, die in demokratische Versammlungen vorhanden ist – rückt in den Vordergrund. Netzwerke sind ein Beispiel für multilaterale, Viele-zu-Viele-Kommunikation.

Traditionelle bürokratische Organisationen werden in der globalen Netzwerkgesellschaft zunehmend dysfunktional und an Wettbewerbsfähigkeit verlieren. Hierarchien werden überall durch Netzwerkorganisationen ersetzt, die auf dezentraler Entscheidungsfindung und Selbstorganisation beruhen. Diese Idee ist eigentlich nicht neu. Der Nienetwiler sprachen vom Sammeln, also vom Sammeln aller Dinge zu einem Kollektiv. Könnte es sein, dass nach einem langen Umweg über Jahrtausende währende Hierarchien die Welt beherrschen, und die Macht zu ihrer ursprünglichen Form des Verbindens und Vernetzens zurückkehrt?

3.3 Das Tagebuch des Jesuiten S.P. SJ

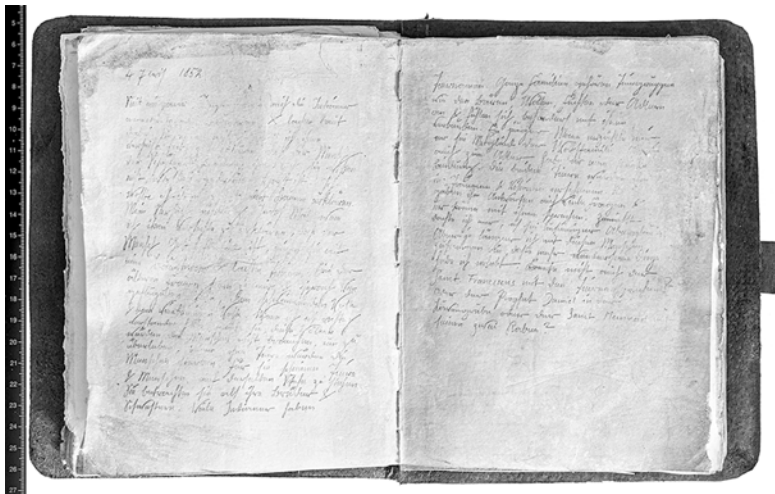
von Manuel Menrath

Ein Kurzbrief in zitteriger Kurrentschrift und ein ledergebundenes Tagebuch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben mir seit letztem Jahr Rätsel auf. Sie trafen im Herbst 2020 in einem kleinen Paket in meinem Büro an der Universität Luzern ein. Die wenigen Zeilen auf dem mit Wasserzeichen verzierten Briefpapier ließen sich mit Müh und Not transkribieren:

«Da Sie zu Indianern in Kanada forschen, haben Sie vielleicht Verwendung für dieses Tagebuch von S. P. SJ. Mein Sohn hat es auf dem Dachboden gefunden und mir gegeben, da er es nicht lesen konnte. Der Verfasser war ein Jesuitenpater, der Indianerstämme an der Hudson Bay bekehrte. Mehr weiß ich nicht. In unserer Ahnenreihe gibt es keine Jesuiten. Ich bin alt, ziehe nächste Woche ins Alterswohnheim und kann das Buch nicht gebrauchen. Für Sie dürften die Aufzeichnungen vielleicht von Interesse sein. Es grüßt Sie freundlich, F. S.»

Auf dem Paket war kein Absender und ich konnte auch anhand des Poststempels nicht eruieren, von welchem Ort mir das Tagebuch zugeschickt worden war. Warum die Person die deutsche Kurrentschrift verwendete, ist mir schleierhaft. In der Schweiz wurde diese Schrift bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgegeben. Im Deutschen Reich, also im heutigen Deutschland und Österreich, wurde sie teilweise noch bis Anfang der 1940er-Jahre an Schulen gelehrt. Daher und wegen der Verwendung des Doppel-s tendiere ich dazu, dass mir eine ältere Frau, die aus einem der deutschsprachigen Nachbarländer in die Schweiz gekommen ist und einen Schweizer heiratete, das Tagebuch hat zukommen lassen. Auch musste sie wissen, dass ich zur indianischen Geschichte in Kanada forsche. Wie dem auch sei: Hätte sie gewollt, dass ich mich bedanke und sie kontaktiere, hätte sie ihre Adresse hinzugefügt. Da sie keinen Bezug zum Verfasser des Tagebuchs hatte, erachtete sie es anscheinend nicht als relevant, woher es stammte. Für mich wäre es aber dennoch von Interesse gewesen, zu wissen, auf welchem Dachboden die wertvolle Trouvaille zum Vorschein kam und wie sie überhaupt dorthin gekommen sein könnte. Man hätte diesbezüglich Nachforschungen betreiben können und wäre vielleicht auf Verbindungen von Menschen aus der Schweiz mit der kanadischen Kolonialgeschichte gestoßen.

Abb. 17: Tagebucheintrag des S.P. SJ. vom 4. September 1852



Das Tagebuch beginnt mit dem 14. Januar 1850. Es enthält keine Einträge zum aktuellen Tagesgeschehen, sondern verschiedene Themenschwerpunkte, die in unregelmäßigen Zeitabständen niedergeschrieben wurden. Dennoch sind in die einzelnen Abhandlungen gelegentlich zeitnahe Beobachtungen eingebunden. Dies mag erklären, weshalb der Autor vor jedem neuen Eintrag das Datum angibt. Manchmal hat er mehrere Tage an einem Thema geschrieben. Gelegentlich finden sich auch indianische Ortsbezeichnungen wieder, die aber kaum lesbar sind. Der längste Abstand zwischen zwei Einträgen beträgt acht Wochen. Meist aber folgt alle sieben bis 14 Tage ein neuer Text.

Mir fehlte bislang die Zeit, das ganze Tagebuch, das in teils schwer entzifferbarer Kurrentschrift geschrieben ist, zu transkribieren. Einige Seiten sind herausgerissen, andere verblichen oder durch Wasserflecken beschädigt. Das Buch ist gezeichnet von einer beschwerlichen Reise. Auch ist das Schriftbild nicht einheitlich. Besonders Einträge während der kalten Jahreszeit wirken zittrig und sind mit speziell dunkler Tinte geschrieben. Dies mag an der extremen Kälte liegen, denen Verfasser und Buch ausgesetzt waren.

Es ist davon auszugehen, dass weitere Journale geführt wurden. Der letzte Eintrag stammt vom 28. Oktober 1852 und endet abrupt. Zudem ist aus dem Inhalt ersichtlich, dass der Jesuitenpater bereits längere Zeit mit den Cree an der Hudson Bay (Omushkeegowuk) zusammenlebte und mit ihnen von Camp zu Camp zog. Daher konzentrierte er sich in den Texten nicht auf neue Er-

lebnisse, sondern verarbeitete seine bisherigen Beobachtungen thematisch. Vermutlich wollte er später aufgrund seiner Einträge ein Buch über die Cree und ihre Lebenswelt verfassen. Eine entsprechende Publikation ist mir jedoch nicht bekannt und auch Nachforschungen haben nichts ergeben.

Der Autor behandelt u. a. Themen wie Birkenrinde, Elchjagd, Wildgänse, Religion, Tanz, Trommel, Feste, Gesellschaftsordnung, Feuer, Wanderung, Behausungen, Medizin, Nahrung, Kanus, Pflanzen usw. Ich habe bislang fünf Einträge unter dem Titel «Gesellschaftsordnung» transkribiert und werde im Folgenden ein paar mir wichtig erscheinende Kernaussagen zitieren. Das besagte Thema, bei dem es auch um Machtstrukturen geht, gibt ausgesprochen gute Einblicke in das mit indigenen Weltbildern konfrontierte Denkmuster des Jesuitenpaters. Er kann zwar seine kulturell geprägte Weltanschauung als Bewertungshorizont nicht völlig abstreifen. Dennoch erachtet er die Gesellschaftsordnung der Cree beinahe der europäischen als ebenbürtig, wenn auch grundverschieden. Dies ist insofern erstaunlich, da in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein europäischer Überlegenheitsdiskurs dominierte, der sogenannte «Naturvölker» als «kultur- und zivilisationslos» definierte.

Gelegentlich vergleicht der Jesuitenpater die Lebensgemeinschaft der Omushkeegowuk mit dem Urchristentum, wie jener Abschnitt vom 15. Juli 1851 verdeutlicht:

«Sie sind zweifelsohne Kinder Gottes. Gewiss, die Bibel können sie nicht lesen und sie scheinen auch zentrale Bestandteile des christlichen Glaubens nicht nachvollziehen zu können. Aber sie sprechen zu Gidschi Maanidu mit jener demütigen Hingabe, wie sie bereits die ersten Christen in ihren kleinen Gemeinden verinnerlicht hatten. Es ist nicht der Gott des Alten Testaments, an den sie sich wenden, sondern der milde waltende, durch Jesus Christus erfahrbare. Mir scheint, dass diese fröhlichen und oft zu Scherzen bereitstehenden Menschen in der Tat Nachkommen der verlorenen Stämme Israels sind. Von mir in ihre Sprache übersetzte und an sie herangetragene Bibelstellen, wie die Beschreibung der Sintflut, sind ihnen vertraut. Sie erzählen von Visionen ihrer Ahnen, die in dunklen Winternächten ein helles Licht über das gefrorene Meer schweben sahen, das ihre Herzen erwärmte. Auch feiern sie ein Fest des Lichts ungefähr zu jener Zeit, an der Weihnachten ist. Ständig bitten sie mich, ich möge ihnen aus der Bibel vorlesen und Geschichten über Jesus erzählen. Dann setzen sie sich zu mir und bilden einen Kreis. Oft kommt es vor, dass einer der Ältesten das Wort ergreift und ebenfalls eine Geschichte erzählt, die einer aus der Bibel nicht unähnlich ist.»

Der Autor konnte aufgrund seiner christlichen Sozialisierung wohl nicht realisieren, dass für die damaligen Cree «Gidschi Maanidu» kein personifizierter Gott war, sondern eher eine geheimnisvolle, das ganze Universum durchströmende Kraft, die alle Wesen miteinander verbindet. Auch mythische Erzählungen wie die Sintflut entstanden bei den Cree in ihrem natürlichen Lebensraum, da die riesigen Sumpf- und Moorlandschaften unterhalb der Hudson Bay zu den größten Süßwassergebieten der Erde zählen und unzählige Seen und Flusssysteme haben, die bei Hochwasser für Menschen lebensgefährlich werden. Dass das Weihnachtsfest zeitgleich mit den Feiern zur Sonnenwende bei Indigenen der nördlichen Hemisphäre zusammenfällt, geht wohl auf den römischen Sonnengott Sol Invictus zurück, dessen Feiertag die Christen in Rom übernahmen, da sie in Christus die Geburt der wahren Sonne sahen.

Aufschlussreich ist, was der Autor am 3. September 1852 über das Weltbild und damit verbundene Hierarchien innerhalb der Omushkeegowuk-Gesellschaft festhielt:

«Wird ein Tier getötet, so spricht der Jäger (sic!) ein Gebet und bittet um Verzeihung. Der Aberglaube der Menschen ist tief(?). Sie beten zu Geistern der Tiere, damit sie ihnen eine günstige Jagd bescheren, und vollführen allerhand Rituale. Sie errichten ein kleines Zelt aus Elchleder und Birkenästen, in das ein Ältester hineinkriecht, um dann im Innern fürchterliche (...) (unlesbares Wort) Laute von sich zu geben. Mein Einwand, nicht zu den Tieren zu beten, sondern einzig um Gottes Segen zu bitten, stieß auf Unverständnis.»

Die folgenden Sätze sind aufgrund eines Wasserflecks auf der Seite nicht lesbar. Am 4. September 1852 hält der Jesuit dann aber fest:

«Seit ein paar Tagen nennen mich die Indianer (unlesbares Cree-Wort) «Baumkrone» und lachen laut dabei. Sie nennen mich so, weil ich ihnen versucht habe zu erklären, dass der Mensch der Schöpfung Krönung ist. Doch sie wissen nicht, was ein gekröntes Haupt ist. Ich wollte es ihnen anhand der Bäume erklären. Mein Versuch misslang. Jedes Mal, wenn ich ihnen versuchte zu erklären, dass dem (sic!) Mensch Gottes Ebenbild ist, zeigten sie auf eine Baumkrone und lachten Tränen. Eine der älteren Frauen kam zu mir und sprach vom geflügelten Volk, dem schwimmenden Volk und dem vierbeinigen Volk. Wenn ich es richtig verstanden habe, meinte sie, diese Völker brauchten den Menschen nicht, um zu überleben, aber ohne Tiere würden die Menschen sterben. Für sie scheinen Tiere und Menschen auf derselben Stufe zu stehen. Sie respektieren sie als ihre Brüder und Schwestern. Viele Indianer haben Tiernamen. Ganze Familien gehören Tiergruppen wie den Bären, Wölfen, Füchsen oder Adlern an und fühlen sich besonders mit ihnen

verbunden. Ein junger Mann erzählte mir, er sei Mitglied der Wolffamilie. Aber auch zum Adler habe er eine starke Bindung. Die beiden Tiere würden ihm in Träumen und Visionen erscheinen. Sie gäben ihm Antworten auf viele Fragen und er könne mit ihnen sprechen. Zunächst dachte ich mir, es sei unsinniger Aberglaube. Aber je länger ich mit diesen Menschen zusammen bin, desto mehr wundersame Dinge habe ich erlebt. Konnte nicht auch der Heilige Franziskus mit den Tieren sprechen? Oder Daniel in der Löwengrube oder der Heilige Meinrad mit seinen zwei Raben?»

Der Autor führt noch einige Beispiele an und beschreibt, dass die Omushkeewowuk keine wirklichen Hierarchien in ihrer Gesellschaftsform kennen:

«Es ist zwar meistens so, dass Männer und Frauen getrennte Arbeiten verrichten. Doch der Mann ist nicht das Familienoberhaupt, und je nachdem, was die Situation erfordert, ist auch das Weib tonangebend. Es sind die Ältesten, Männer und Frauen, deren Rat man befolgt und denen man nicht widerspricht. Es gibt Häuptlinge für die Jagd, andere legen die Wanderrouten fest, und dann gibt es solche, die Streitigkeiten schlichten. In der Indianerfamilie, mit der ich den letzten Winter verbracht habe, bestimmte eine Frau, welche Jagdroute eingeschlagen werden sollte und was alles vorzubereiten war. Alle hörten ihr still zu. Dann brachen die Jäger auf die Elchjagd auf. In dieser unwirtlichen Gegend, wo der Tod oft näher als das Leben haust, braucht es die Talente aller, damit der eisige Winter überstanden werden kann. Man folgt jemandem, weil er vorausschauend ist und sich mit seiner Erfahrung für das Wohl aller eingesetzt hat. Dies verleiht der führenden Person eine ganz natürliche, man könnte sagen, gottgegebene Autorität.»

Diese Passage bestätigt, was in der neueren Literatur über nordamerikanische Indigene ebenfalls festgehalten wird: Einen «Häuptling» als allgemeinen Anführer in sämtlichen politischen und sozialen Bereichen anerkannten indigene Nationen in der Regel nicht. Auch waren es nicht nur Männer, die das Sagen hatten. Bei den Irokesen beispielsweise setzten mächtige Clanmütter die Chiefs ein und konnten sie auch wieder abwählen, wenn sie sich nicht bewährten. Doch als die Europäer mit den Indianern Geschäfte tätigten oder Verträge über die Landnutzung abschlossen, übertrugen sie ihr hierarchisch orientiertes System auf sie. Sie erkoren beispielsweise einen Anführer einer Reitertruppe als ihren direkten Ansprechpartner aus und machten ihn somit zu ihrem Häuptling für alle weiteren politischen Verhandlungen.

Bilanzierend lässt sich festhalten, dass die bislang transkribierten Tagebucheinträge des (noch) unbekannten Jesuitenpaters außergewöhnliche Einsichten in die indigene Lebenswelt im Norden der heutigen Provinz Ontario in

der Mitte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Die Omushkeegowuk standen zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen zwar bereits seit über 200 Jahren in direktem Kontakt mit den Europäern und tätigten mit ihnen Handelsgeschäfte. Dennoch war ihr kultureller Alltag – noch weitgehend unbeeinflusst von westlichen Wertevorstellungen – von ihren eigenständigen Traditionen und Gepflogenheiten geprägt.

Der Jesuitenpater, der seine Beobachtungen in seinem Journal präzise und selbstreflektierend festhält, kann zwar seinen europäisch geprägten Denkstil nicht völlig abstreifen und neigt hie und da zu Bewertungen. Doch letztlich begegnet er den Indigenen nicht mit kulturellem Superioritätsgehabe, sondern interessiert sich für ihre Weltanschauung, die so ganz anders ist als die seine. Während er in hierarchischen Strukturen der Kirche und der sich anbahnenden nationalstaatlichen Weltordnung aufwuchs, spielen diese im indigenen Alltag keine Rolle. Für die Omushkeegowuk hat beispielsweise Macht nicht mit individueller Überordnung und Selbstverwirklichung zu tun. Jeder Einzelne stellt seine besonderen Fähigkeiten für das Wohl der Gemeinschaft zur Verfügung und ordnet sich diesem Prinzip unter. Denn in der unwirtlichen Gegend unterhalb der Hudson Bay nützen weder Rang, Name, Geschlecht noch Herkunft etwas, sondern lediglich die Erfahrung, wie man gemeinsam überleben kann. Der Missionar wäre mit seiner ganzen Bildung ohne die Hilfe der Cree in dieser Welt völlig verloren gewesen. Dies scheint ihm bewusst zu sein und daher zollt er seinen Gastgebern auch Respekt. Ob er sie aufgrund seiner Sozialisierung in der westlichen Hemisphäre letztlich verstehen kann beziehungsweise erkennt, dass dies nicht möglich ist, und ob er sie aus ihrer eigenen Realität heraus beurteilt oder ihre Gepflogenheiten verurteilt, wird sich in seinen weiteren Einträgen zeigen, die ich gespannt transkribieren werde.

3.4 Über das Wesen der Macht – Notizen eines Treffens

von David J. Krieger

Eine informelle Präsentation von Amot Nussquammer jun. sowie das Protokoll der anschließenden Diskussion.

Der hier wiedergegebene Text stammt aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. Ich kannte den Inhalt bereits, hatte aber den Überblick über das Dokument verloren. Ob durch Zufall oder Schicksal, eines Tages fiel mir dieser Text unter vielen achtlos vermischten Schriften und anderen Papieren in die Hände. Er enthielt nicht nur den von Nussquammer selbst in englischer Sprache verfassten Vortrag, sondern auch – und deshalb ist dieser Text für mich so wichtig – eine Mitschrift der anschließenden Diskussion, die ich selbst verfasst hatte. Der Grund, warum dieser Text und das Transkript für mich so bedeutungsvoll sind, liegt nicht nur in meinem persönlichen Beitrag, sondern auch in den Umständen der Präsentation und in den bekannten Persönlichkeiten, die am Gespräch teilgenommen haben. Das Gespräch fand im «Salon» von Amots Mutter, Miribal Ciséan, statt.

Miribal hatte jahrelang eine Art Salon für informelle Diskussionen unter ihren Bekannten veranstaltet. Nachdem die Familie Nussquammer in die USA gezogen war, ließ sie sich in Chicago, Illinois, in der Nähe der örtlichen Universität nieder. Dank ihrer Sprachbegabung fand Miribal eine Anstellung als Übersetzerin an der Universität. Heinz von Foerster, gebürtig aus Wien, gründete Ende der 1950er Jahre das Biological Computer Laboratory (BCL) an der University of Illinois. Die beiden europäischen Exilanten lernten sich bei einem Konzert der Chicago Philharmonic kennen, und Miribal begann als Dolmetscherin für das BCL zu arbeiten.

Heinz von Foerster war es, der Miribal mit an die berühmten Macy-Konferenzen über Kybernetik mitnahm, wo sie viele der Begründer der Kybernetik und später der Informatik persönlich kennenlernte. Heinz von Foerster erkannte schnell, dass Miribal nicht nur ein Talent für die Sprachübersetzung hatte, sondern auch dafür, Menschen aus den unterschiedlichsten Disziplinen und Interessengruppen miteinander ins Gespräch zu bringen. Da Heinz von Foerster das BCL als interdisziplinäres Forschungszentrum für alle Fragen im Zusammenhang mit den neuen Wissenschaften etablieren wollte, lud er regelmäßig nicht nur Kybernetiker, sondern auch Forscher aus anderen Bereichen sowie Künstler und Musiker ein, Zeit am BCL zu verbringen und dort zusammenzuarbeiten. Miribals Talent als Entertainerin und Diskussionsleiterin war dabei sehr wertvoll. Sie erzählte mir einmal, dass diese Fähigkeit aus ihrer langjährigen Tätigkeit

in einem bestimmten Pariser Etablissement stamme. Wie wir heute aus ihrer Autobiografie erfahren, trafen sich dort regelmäßig Künstler, Wissenschaftler, Politiker und Persönlichkeiten aus allen Bereichen des Lebens, um über die neuesten Entwicklungen in Wissenschaft und Weltpolitik zu diskutieren. Miribal spielte eine wesentliche Rolle als Vertreterin des Besitzers des klassischen Pariser Salons Scheherazade. Es ist nicht bekannt, ob von Foerster, dessen Wurzeln in Wien liegen, davon wusste oder ob er vielleicht sogar in Paris gelebt hatte.

Wie immer zeigte sich schnell, dass Miribal in diesem Bereich sehr talentiert war, was Foerster bei seinen Bemühungen, eine internationale und interdisziplinäre Gruppe an seinem BCL zusammenzustellen, sehr half. Auch Jahre später, nachdem Amot jun. sein Studium an der University of Chicago begonnen hatte, setzte sie ihre Salongespräche fort. Sie konnte auf die Teilnahme vieler Personen zählen, die sie durch ihre Arbeit am BCL und bei den Macy-Konferenzen kennengelernt hatte. Während eines solchen Salons in ihrem Haus in Chicago im Jahr 1977 hielt, Amot den hier in deutscher Sprache wiedergegebenen Vortrag. Da er mich von der Universität her gut kannte, lud er mich ein, an der Diskussion teilzunehmen. Sobald ich dort ankam, wurde mir klar, dass ich mich in illustrierter Gesellschaft befand. Nicht nur Heinz von Foerster selbst war anwesend, sondern auch der chilenische Biologe Humberto Maturana und der Psychologe Ernst von Glasersfeld. Ebenfalls anwesend waren Freunde von Miribal, die wahrscheinlich eine besondere Verbindung zu Nienetwil hatten.

Als ich ankam, waren fast alle Gäste bereits da, und Miribal bat mich als «neutralen» Neuling, das Protokoll zu führen. Ich konnte nur zustimmen, was bedeutete, dass ich die Fragen, Antworten und die lebhaftige Diskussion, die durch Amots stets provokative Ideen ausgelöst wurde, niederschrieb. Anschließend gab ich das Protokoll an Miribal weiter, die alle Unterlagen offensichtlich an Amot weitergab. Sowohl der Vortrag als auch das Protokoll wurden schließlich Teil von Amots Nachlassunterlagen, die nach vielen Schwierigkeiten und Verzögerungen aus Südamerika zu mir gelangten. Ich freue mich sehr, diese Texte hier in dieser Form präsentieren zu können – nicht nur, weil sie Einblicke in das Werk von Amot Nussquammer jun. bieten, sondern auch in die lebendige intellektuelle Kultur, die die Nussquammers in den Vereinigten Staaten mitaufgebaut haben. Schließlich soll diese Veröffentlichung als Zeugnis für das fortdauernde Leben und den Einfluss der Ideen von Nienetwil dienen und diese Ideen fördern.

Über das Wesen der Macht

von Amot Nussquammer jun.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste

Wenn es um Ordnung versus Chaos geht – also darum, Dinge zu organisieren –, diskutieren Physiker über die vier fundamentalen Kräfte des Universums. Dazu gehören die Schwerkraft, die elektromagnetische Kraft und die sogenannten «starken» und «schwachen» Kräfte, die Teilchen zusammenhalten und ihre Wechselwirkungen regulieren. Man glaubt, dass diese vier Kräfte alles erklären. Aber was ist mit dem Leben? Und was ist mit dem Sinn? Haben lebende Organismen nicht ihre eigene «Lebenskraft», die Zellen und Teile von Zellen zusammenhält und ihre Wechselwirkungen steuert? Was den Sinn betrifft: Was hält die Wörter einer Sprache zusammen, sodass sie Sätze bilden? Warum kann nicht jedes Wort mit jedem anderen kombiniert werden? Was ist die einzigartige Kraft, die eine Reihe von Lauten, die von der menschlichen Stimme ausgesprochen werden, in sinnvolle Wörter verwandelt?

Es muss etwas geben, das Sinn, Kultur, Technologie und Gesellschaft hervorbringt, ebenso wie etwas, das komplexe chemische Reaktionen in lebende Organismen verwandelt. Können diese Kräfte, also die Kraft des Lebens und die Kraft des Sinnes, nicht auch als «grundlegende» Kräfte des Universums betrachtet werden? Diese Frage ist wichtig, insbesondere wenn wir «Physikalismus» vermeiden wollen, also die Reduzierung alles auf bloße Materie in Bewegung.

Nennen wir die Kraft, die unbelebte Materie in lebende Organismen verwandelt, «Negentropie», und die Kraft, die Wörter zu sinnvollen Sätzen und Gedanken zusammenhält, «Kraft». 1944 veröffentlichte der Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger ein Buch mit dem Titel «Was ist Leben?». Diese Frage stellt sich, weil lebende Systeme dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, dem Entropiegesetz, nicht folgen. In lebenden Systemen nimmt die Ordnung zu, statt ab, was dem Entropiegesetz widerspricht.

Das Leben ist grundsätzlich eine andere Art von Ordnung als die Materie – es ist ein sogenanntes «emergentes» Phänomen. Das bedeutet, dass wir nicht genau wissen, woher es kommt oder wie es entstanden ist. Wir wissen jedoch, dass es existiert und sich stark von der rein physikalischen Organisation der Materie unterscheidet, die dem Gesetz der Entropie unterliegt. Im Gegensatz zur physikalischen Organisation, die Entropie nicht beseitigt, scheint das Leben genau das zu tun. Negentropie bezeichnet die Negation der Entropie, wäh-

rend Entropie die Tendenz der Energie ist, sich auszubreiten und ein Gleichgewicht zu erreichen – das heißt, dass alle Zustände gleich wahrscheinlich sind. Für Schrödinger war dies ein Paradoxon: Wie kann Entropie negiert werden, und wie können sich Systeme von einem weniger organisierten Zustand zu einem mehr organisierten entwickeln? Ein anderer bekannter Wissenschaftler, Ilya Prigogine, diskutiert «dissipative Systeme», die Energie aus ihrer Umgebung aufnehmen und sie zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung ihrer eigenen Strukturen nutzen – ähnlich wie Wasser, das durch eine Mühle fließt, oder Nahrung, die durch den Stoffwechsel verarbeitet wird. Solche Systeme nutzen Entropie, um Entropie zu negieren.

Was bedeutet es, wenn man sagt, dass ein System Entropie – die Zerstreuung von Energie – «nutzt», um sich selbst zu erhalten und sogar seine Umwelt zu verändern? Kurz gesagt bedeutet das, dass das System «lebt». Ein lebendes System operiert, um sich selbst zu erhalten. Dazu muss sich das lebende System von seiner Umwelt trennen und seine eigenen Operationen auf sich selbst beziehen. Lebende Systeme sind daher geschlossene Systeme. Sie trennen sich von ihrer Umwelt, um ihre Operationen auf sich selbst zu beziehen. Das Konzept der Information ist sehr wichtig, um zu verstehen, wie es funktioniert. Die Informationstheorie lehrt uns, dass Negentropie selten ist und seltene Zustände «Informationen» enthalten, sodass Negentropie letztlich die Schaffung von Informationen umfasst. Dieses mathematische und physikalische Konzept der Information wurde auf alle Systeme angewendet. Heute sprechen wir überall dort, wo Negentropie vorhanden ist, von Information.

Dieses mathematische und physikalische Konzept der Information wurde nicht nur auf lebende Systeme angewendet, sondern auch auf den menschlichen Geist, das Gehirn und sogar auf die Gesellschaft. Das Unwahrscheinliche bezieht sich auch auf semantische Informationen, also auf das, was wir Sinn nennen können. Heute diskutieren wir die «Konstruktion» von Informationen aus Sinnesdaten, die das Handeln eines Organismus in seiner Umwelt steuern. Lebende Systeme sind selbstregulierende oder kybernetische Systeme, da sie ihre Funktionen auf Grundlage von Informationen steuern, die sie selbst konstruieren. Wenn Sie beispielsweise einen Wolf sehen, konstruieren Sie Informationen, die Sie dazu veranlassen, wegzulaufen. Wenn Sie einen Apfel sehen, konstruieren Sie Informationen, die Ihnen sagen, dass Sie ihn essen sollen. Informationen sind also eine interne Konstruktion des lebenden Systems. Information ist jedoch kein mentales Konstrukt. Information ist eine Kraft, eine Kraft, die Handlungen in der Welt anregt und lenkt und Organismen zu bestimmten Zielen führt.

Die Aussage, dass Information eine Konstruktion des lebenden Systems ist, bedeutet jedoch nicht automatisch, dass alle Informationen, einschließlich semantischer Informationen, die das menschliche Denken und kulturelle Schöpfungen charakterisieren, identisch sind und aus denselben Kräften und Prinzipien hervorgehen. Ich würde argumentieren, dass ebenso wie das Leben als ein emergentes Phänomen betrachtet werden muss, auch Sinn, Denken, Kunst und Kultur als emergente Phänomene betrachtet werden müssen.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Sinn zumindest durch Vorgänge innerhalb eines zentralen Nervensystems entsteht, das bei bestimmten Organismen besonders komplex ist. Wir verstehen jedoch nicht, wie oder warum. Für einen Organismus genügt es, wenn ihm Informationen dabei helfen, zu überleben. Dennoch sind das, was gut zu essen ist, und das, was gut zu denken ist, zwei sehr unterschiedliche Dinge. Die Geschichte lehrt uns, dass Menschen überall und zu jeder Zeit bereit waren, ihr Leben für das zu opfern, woran sie glauben. Sinn ist meiner Meinung nach eine andere oder «höhere» Ebene der emergenten Ordnung, die über Materie und Leben hinausgeht. Wenn dies zutrifft, können wir davon ausgehen, dass eine grundlegende Kraft Sinn schafft und die Welt konstruiert, die wir als sinnvoll wahrnehmen. Ich schlage vor, dass wir diese semantische oder sprachliche Kraft nicht «Vernunft» nennen sollten, wie es seit den alten Griechen die feste Tradition der westlichen Welt ist, sondern «Macht». Vernunft ist, wie Aristoteles bereits feststellte, kein Selbstzweck; Menschen sind Tiere, die aber die Sprache oder Vernunft zum Zweck des Lebens in der politischen Gemeinschaft, d. h. in der Polis, in der Gesellschaft besitzen. Vernunft wird nur dann zu einer Kraft für sich, wenn sie die einzigartige Lebensweise ermöglicht, die wir Kultur oder Gesellschaft nennen. Und wie die politische Philosophie seit Platon behauptet, verdankt die Gesellschaft ihre Existenz und ihr Fortbestehen der Macht. Ohne die Polis, die politische Einheit, gibt es kein menschliches Leben. Das Zusammenleben der Menschen als Menschen und nicht als seltsame zweibeinige Tiere hängt also von einer besonderen Kraft ab, die die politische Philosophie seit jeher als Macht bezeichnet.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste, es ist allgemein anerkannt, dass Macht nach wie vor ein Mysterium bleibt. Viele Theorien versuchen zu erklären, warum und wie bestimmte soziale Ordnungen, Praktiken, Institutionen oder herausragende Persönlichkeiten Macht erlangen und ausüben. Macht soll ihren Ursprung in Gott, in der Natur, in den einzigartigen Eigenschaften außergewöhnlicher Individuen oder in der Zustimmung des Volkes haben. Unabhängig davon, was Macht ist oder woher sie kommt, sind sich alle einig, dass

sie nicht bloße Gewalt ist. Stattdessen gibt es symbolische Macht, die sich sowohl durch die Androhung von Gewalt als auch durch Zeichen und Symbole des sozialen Status, des Reichtums und des Einflusses manifestiert. Sie existiert in den Visionen der Propheten sowie in den Mythen und Religionen verschiedener Völker. Ideen selbst haben Macht. Die Diskussion über Macht eröffnet Gespräche nicht nur über Politik, sondern auch über Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaft. Sie verbindet uns auch mit Disziplinen wie Psychologie, Wirtschaft und sogar mit der Kunst. Obwohl sich die Politik oft auf Macht konzentriert, existiert sie über politische Grenzen hinaus; sie ist überall dort präsent, wo Sinn die Welt prägt. Politik mag wichtig sein, aber sie ist nur ein Aspekt eines umfassenderen Bedeutungsbereichs. In dieser Welt ist Macht allgegenwärtig und wirkt über soziale und semantische Ordnungen hinweg. Doch Macht wird auch häufig kritisiert, weil sie häufig zu Missbrauch führt. Nur wenige Menschen mögen Macht, außer denen, die sie besitzen oder anstreben. Für die Mächtigen ist sie eine schwere Last, da sie ständig vor der Herausforderung stehen, sie zu erhalten. Für diejenigen ohne Macht, die sie verzweifelt anstreben, scheinen alle Mittel, um sie zu erlangen, gerechtfertigt, wie Machiavelli lehrt. Wie Platon jedoch betonte, hat Macht zwei Seiten: Sie schafft Recht, aber nur legitime oder rechtmäßige Macht ist wirklich akzeptabel.

Macht ist eine Kraft, die sowohl gut als auch böse sein kann. Deshalb müssen alle politischen Theorien die Frage nach der Legitimität beantworten können. Ob es Gott, die Natur oder das Volk ist, das Legitimität verleiht, spielt in der Geschichte der Menschheit kaum eine Rolle. Alle Möglichkeiten sind längst ausgeschöpft. Unabhängig davon, ob es sich um die Herrschaft eines Einzelnen, einer Elite oder der Vielen handelt, kann ein Regime ohne Legitimität nicht bestehen. Ob die Macht nun in den Händen von Gottes Vertretern, den von der Natur durch adlige Geburt Begünstigten oder dem Willen des Volkes liegt, muss sie legitim sein. Mit der Emergenz von Macht erscheint Macht nicht nur als besondere Kraft an sich, die den Gesetzen der Natur und des Lebens entgegensteht, sondern auch als die einzige grundlegende Kraft in der Welt, die sowohl gut als auch böse sein kann. Denn die Gesetze der Natur sind weder gut noch böse, ebenso wenig wie die Kräfte, die das Leben regieren. Niemand kann sagen, ob Negentropie gut oder böse ist, und niemand muss es auch tun. Bei der Macht verhält es sich anders. Könnte es sein, dass allein die Macht das Prinzip oder die Kraft ist, die Ethik in die Ordnung des Universums einführt oder sogar Ethik verlangt?

Wie dem auch sei, ich möchte in diesem geschätzten Kreis folgende Frage stellen: Was wäre, wenn Macht nicht ausschließlich eine menschliche Schöpfung wäre? Was wäre, wenn Macht etwas wäre, das einer fundamentalen Kraft des Universums ähnlich wäre, etwa der Schwerkraft oder der Kraft des Lebens? Was wäre, wenn Macht die Kraft wäre, die die Dinge auf der Ebene der Bedeutung zusammenhält? Zugegeben, die Dinge sind vielleicht nicht immer perfekt geordnet. Nichts deutet darauf hin, dass Macht die bestmögliche Welt schaffen muss, genauso wenig wie die Evolution oder die Negentropie die bestmöglichen Lebewesen hervorbringen müssen. Die Frage nach dem richtigen Weg, «die Dinge zusammenzuhalten», scheint aus der Perspektive der Macht auf allen Ebenen der emergenten Ordnung offen zu sein. Dennoch scheint es heute mehr denn je notwendig, einige Normen und Regeln festzulegen, was eine «gute» Nutzung natürlicher Ressourcen und eine «gute» Umwelt ausmacht und wie eine «gute» Gesellschaft aussehen könnte. Wenn es eine richtige und eine falsche Art gibt, «die Dinge zusammenzuhalten» auf allen Ebenen der Ordnung – materiell, organisch und kulturell –, dann gibt es vielleicht eine ethische Dimension für das gesamte Universum, nicht nur für menschliches Handeln. Vielleicht müssen wir die Grundlagen der Ethik überdenken und nach dem «Guten» suchen – über die Betrachtung als Eigenschaft menschlichen Handelns hinaus, sogar in der Politik.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Ich freue mich auf die Diskussion!

Protokoll der Diskussion (Niedergeschrieben von David J. Krieger)

Miribal dankt ihrem Sohn und allen Anwesenden für ihre Aufmerksamkeit und bittet zunächst Heinz von Foerster um seine Kommentare und Kritik.

Heinz von Foerster (HvF): Lieber Amot, ich bin sehr beeindruckt von den Ideen, die Sie uns freundlicherweise mitgeteilt haben. Ich fand es besonders interessant, aber auch fragwürdig, dass Sie eine so radikale Unterscheidung zwischen den Vorgängen eines lebenden Systems und denen der menschlichen Psyche und Gesellschaft treffen. Schließlich ist eine der bedeutendsten Entdeckungen – oder vielleicht Fortschritte – der Kybernetik, dass der Beobachter sich selbst – also das wissenschaftliche Denken und alles, was damit zusammenhängt – als kybernetisches System betrachtet. Ich habe dies als «Kybernetik zweiter Ordnung» oder als «Kybernetik der Kybernetik» bezeichnet. Diese Idee impliziert, dass wir nicht nur geschlossene Systeme – etwa bestimmte Maschinen und lebende Organismen – beobachten und beschrei-

ben, sondern auch selbst geschlossene Systeme sind, die nach denselben Prinzipien funktionieren. Die Kybernetik beschreibt, wie die Outputs eines Systems als Inputs zurückfließen und das System selbst steuern. Wenn wir das, was wir beobachten und beschreiben, als Teil unserer eigenen Prozesse betrachten, wird das Wissen, das wir durch unsere Gedanken und Handlungen aufbauen, zu einem Output, der die Welt beeinflusst und wiederum weiteres Wissen und weitere Handlungen prägt. Was Du, lieber Amot, als Sinn oder Macht bezeichnest, ist im Wesentlichen nur ein internes Informationskonstrukt – ähnlich wie jedes kybernetische System – und nicht etwas völlig anderes, das sogar als dritte Ebene einer emergenten Ordnung betrachtet werden sollte. Nicht nur die kognitiven Funktionen eines Organismus – wie die Suche nach Nahrung oder die Flucht vor Gefahren – hängen von der internen Informationskonstruktion ab, sondern auch unsere Theorien darüber sind lediglich Konstrukte, die sich, ebenso wie die Konstrukte des Organismus selbst, bewähren müssen. Die Unterscheidung, die Du zwischen einer Kraft der Negentropie und einer Kraft des Sinnes treffen, die Du Macht nennst, ist genau das, was die Kybernetik bewusst als Einheit betrachtet. Wie meine Freunde Ludwig von Bertalanffy und Norbert Wiener bereits dargelegt haben, ist die Systemtheorie ein universeller Rahmen, der danach strebt, alles zu erklären – einschließlich sich selbst. Eine fundamentale Kraft, wie Du sie als Macht bezeichnest, die angeblich außerhalb der Prinzipien der Kybernetik wirkt, ist weder notwendig noch gerechtfertigt, um die Welt zu erklären.

Amot Nussquammer (AN): Sehr geehrter Herr Professor von Foerster, Sie haben natürlich recht, wenn Sie diesen Punkt hervorheben. Ich würde argumentieren, dass es sehr wichtige und sogar entscheidende Unterschiede zwischen den Prinzipien – ich bevorzuge es, sie als fundamentale Kräfte zu bezeichnen –, die das Leben organisieren, und den Prinzipien oder Kräften gibt, die Sinn schaffen. Ich stimme Ihnen zu: Organismen sollten als kybernetische Systeme betrachtet werden, da es sich um geschlossene Systeme handelt, die sich durch die Konstruktion von Informationen selbst «steuern». Kybernetik ist die Wissenschaft der Steuerung, die sich mit selbstregulierenden Systemen befasst. Ein klassisches Beispiel ist die thermostatgesteuerte Heizung in einem Haus, die heizt, bis eine bestimmte Zieltemperatur erreicht ist, und dann automatisch abschaltet. Dies ist die Leistung des Systems. Der Thermostat nimmt diese Temperaturänderung als Information wahr und nutzt sie zur Steuerung der Heizung, sodass diese automatisch abschaltet. Lebende Systeme sind nicht nur selbstregulierend wie Maschinen, sondern auch selbstorganisierend – sie

produzieren sich selbst. Ob Maschine oder Organismus, ihnen ist gemeinsam, dass sie sich auf der Grundlage von Informationen selbst steuern. Dies setzt jedoch voraus, dass sie sich klar von ihrer Umwelt unterscheiden und ihre Vorgänge ausschließlich auf sich selbst beziehen können.

Der Thermostat registriert Temperaturänderungen in einem Raum, aber nicht, wie viele Menschen sich darin aufhalten oder was sie tun. Ein Frosch nimmt schnell bewegende schwarze Flecken im Sichtfeld wahr, aber nicht die Musik, die in der Nähe des Teiches gespielt wird. Macht oder Sinn hingegen bezieht sich auf alles, was grenzenlos ist. Sinn ist kein geschlossenes System. Es gibt nichts außerhalb des Sinnes, das als Umwelt dienen könnte. Selbst das, was bedeutungslos erscheint, hat einen gewissen Sinn. Nichts existiert außerhalb der Reichweite des Sinnes oder kann nicht durch ihn transformiert werden. Warum begnügt sich die Wissenschaft damit, nur einen Teil der Realität zu erforschen und dabei alle Verbindungen zu anderen Wissenschaften sowie zum Wissen selbst zu kappen? Ist die Behauptung, die Systemtheorie sei eine «universelle» Wissenschaft, nicht ein Beweis für die Grenzenlosigkeit des Sinnes? Denn Wissenschaft ist nichts anderes als Sinn. Dasselbe gilt für Macht. Hat sich jemals eine Gesellschaft damit begnügt, innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu bleiben, ohne zu versuchen, alles um sich herum zu deuten und zu kontrollieren? Als grundlegende Kraft strebt Macht danach, alles zu verbinden und zu kontrollieren; Negentropie hingegen begrenzt sich darauf, die Homöostase eines Lebewesens aufrechtzuerhalten, dadurch, dass es angemessen auf die Umwelt reagiert.

Organismen nehmen Energie auf und nutzen sie, um ihre Strukturen aufzubauen und zu erhalten, aber sie versuchen nicht, alles, was existiert, zu kontrollieren. Aus diesem Grund kann Sinn nicht auf dieselbe Weise verstanden werden wie Leben. Sinn und – wie in der Geschichte der Menschheit oft festgestellt wurde – Macht kennen keine Grenzen. Der Mensch hat einen unendlichen Energiebedarf. Im Prinzip beanspruchen Sinn und Macht das gesamte Universum für sich. Im Gegensatz dazu besetzt ein Organismus eine Nische und trennt sich von seiner Umwelt sowohl operativ als auch – wie Sie betonen – in Bezug auf Information. Sinn ist weder operativ noch informativ geschlossen und bildet somit kein System, das kybernetisch beschrieben werden kann. Zu sagen, dass Sinn sich selbst kontrolliert, impliziert, dass alles, was existiert, sich selbst kontrolliert, was keinen Sinn ergibt, da ein «Selbst» nur im Gegensatz zu einem anderen existieren kann. Sinn kann kein geschlossenes System sein. Ein Organismus kann nur in Beziehung zur Umwelt existieren. Sinn hat jedoch keine Umwelt. Es gibt nichts außerhalb des Sinns. Sinn kann

nur durch Sinn begrenzt werden, genauso wie Macht nur durch eine andere Macht begrenzt werden kann, nicht durch die Natur. Daher halte ich es für angemessen, ein Grundprinzip oder eine Grundkraft zu postulieren, die für die Existenz und das Wirken von Sinn sowie für die Durchdringung unserer Welt durch Macht verantwortlich ist.

Humberto Maturana (HM): Ich möchte mich Heinz anschließen. Ich bin Biologe. Ich untersuche das Leben. Als ich mich fragte, was das Besondere am Leben ist, stellte ich fest, dass ich zirkuläre Prozesse überall sah. Moleküle und ihre Wechselwirkungen führen immer wieder zu denselben Molekülen, Wechselwirkungen und Prozessen. Lebende Systeme funktionieren so, dass sie ihre Komponenten und Prozesse wiederholt auf zirkuläre Weise reproduzieren. Ich habe dies als «Autopoiesis» oder «Selbstproduktion» bezeichnet. Als ich mich dann fragte, wie es möglich sei, dass autopoietische Systeme ihre Funktionen ausschließlich auf sich selbst beziehen, fand ich die Antwort darin, dass sie sich klar von ihrer Umwelt abgrenzen müssen. Ein Löwe muss beispielsweise irgendwie «wissen», dass er ein Löwe und kein Zebra ist, um zu verstehen, dass er Zebras jagt und kein Gras frisst. Was ist dieses «Wissen»? Natürlich haben «höhere» Lebensformen ein zentrales Nervensystem, ein Gehirn, das als Erkenntnisorgan aus sensorischen Eingaben Information erzeugt. Wie Heinz oft sagt, sieht das Auge keine Blumen, sondern nur Nervenimpulse, die durch den Lichtkontakt entstehen. Das Hirn konstruiert Blumen. Das Hirn nimmt die Blumen wahr. Aber jedes Lebewesen funktioniert auf die gleiche Weise, daher muss jedes Lebewesen seine Funktionen auf der Grundlage einer Form der Wahrnehmung – d. h. der Informationserzeugung – regulieren, und diese Informationen müssen, wie alles andere in Lebewesen auch, vom Lebewesen selbst stammen oder von ihm konstruiert werden.

Jedes Lebewesen kann nur das wahrnehmen, was es aufgrund seiner inneren Organisation wahrnehmen kann. Wenn Informationen «genau» konstruiert sind, kann das Lebewesen auf Umweltveränderungen so reagieren, dass es seine Autopoiesis fortsetzen kann, d.h. dass es weiterleben kann. Wenn die Informationen jedoch «ungenau» konstruiert sind – wenn beispielsweise ein Löwe einen menschlichen Jäger mit einem Zebra verwechselt und erschossen wird –, dann hört das Lebewesen auf zu existieren. In der Biologie sagen wir, dass Lebewesen, die nicht verschwinden, an ihre Umwelt «angepasst» sind. Die Tatsache, dass Lebewesen in einer Umwelt existieren, bedeutet, dass sie so mit ihr verbunden sind, dass die Informationen, die ihre Funktionen steuern, ihnen das Weiterleben ermöglichen, mehr nicht. Das sagt nichts über die

wahre Natur der Welt aus. Informationen sind weder wahr noch falsch, sondern fördern oder behindern die Autopoiesis des Systems, also das Leben. Was möchte ich damit sagen? Ich sage, dass das, was Du «Sinn» nennst, oder die Informationen, die wir aus den Auswirkungen der Umwelt auf unsere Sinne gewinnen, nichts anderes sind als das Ergebnis unserer Anpassung an die Umwelt – über die wir nichts wissen, zum Beispiel, was diese Umwelt eigentlich ist. Wissen, oder das, was Du «Sinn» nennst, ist Information, die uns lediglich hilft, zu überleben. Dies gilt für alle Lebensformen, einschließlich der menschlichen Wahrnehmung sowie der daraus entstehenden Kultur und Gesellschaft. Es gibt also, aus meiner Sicht, kein spezielles Prinzip namens «Macht». Es gibt nur Systeme, die operativ und informationell geschlossen sind, und Menschen und Gesellschaft unterscheiden sich davon nicht.

AN: Sehr geehrter Herr Dr. Maturana, ich bin natürlich mit Ihrer bemerkenswerten Arbeit zur Theorie der Autopoiesis und den daraus gewonnenen Erkenntnissen über unser Verständnis der biologischen Welt vertraut. Was mich dazu motiviert, ein universelles Prinzip oder eine universelle Kraft für die Formen der Ordnung vorzuschlagen, die man als Sinn bezeichnen kann, ist Folgendes: Sie haben zu Recht festgestellt, dass Lebensprozesse zirkulär sind. Ein lebendes System operiert ausschließlich (d.h. unter Ausschluss der Umwelt), um seine Autopoiesis aufrechtzuerhalten. Doch genau diese Zirkularität, diese Geschlossenheit vermisste ich in allem, was Sinn hat. Zwar führt Sinn zu weiterem Sinn. Ein gesprochener Satz führt zu weiteren Sätzen. Aber was dabei entsteht, ist nie genau dasselbe, sondern immer etwas anderes. Welche Theorie oder Gesellschaft, egal wie konservativ sie auch sein mag, funktioniert ausschließlich, um dieselben Komponenten und Beziehungen zu reproduzieren, die sie zuvor hatte? Zeigt uns die Menschheitsgeschichte nicht, wie ungewiss, variabel und unvorhersehbar menschliches Denken, Handeln und Geschichte sind? Während organische Systeme ständig nach Stabilität sowie der Aufrechterhaltung gegebener Bedingungen und Prozesse streben, zeigt die Menschheitsgeschichte, trotz aller Versuche, Tradition zu bewahren, das Gegenteil.

Dennoch ist Sinn eindeutig eine Form der Ordnung. Woher kommt diese Ordnung, die nichts ausschließt, keine Grenzen kennt, ihren Einfluss auf alles Existierende ausdehnt und ständig etwas Neues hervorbringt? Löwen setzen sich nicht für eine nachhaltige Zebra population ein. Sie fressen Zebras, bis diese aussterben, dann suchen sie sich andere Nahrung oder sterben aus. Sinn hingegen zielt darauf ab, alles überall unter Kontrolle zu halten, alles auf irgendeine Weise miteinander zu verbinden. Wenn man behauptet, dass die

Konstruktion von Informationen der Erhaltung des Lebens dient, sprechen die Menschheitsgeschichte und die Macht dagegen, denn überall verlangt die Macht, dass Menschen ihr Leben für eine Idee oder einen Glauben opfern. Für den Sinn ist das Leben billig. Was auch immer für Sinn durch Informationen konstruiert wird, dient nicht der Erhaltung eines bestimmten Individuums, einer Kultur oder einer Gesellschaft – unabhängig davon, was die Menschen glauben. Daher scheint Sinn eine andere Art von Kraft zu sein als die, die Leben ermöglicht. Deshalb schlage ich Macht als eine grundlegende Kraft vor, ähnlich wie Schwerkraft oder Negentropie. Diese Kraft ist universell, gerade weil sie nicht auf die großen Gehirne einiger ungewöhnlicher Primaten beschränkt ist, die wir Homo sapiens nennen, sondern überall existiert, in allem, was existiert – auch wenn wir immer noch große Gehirne brauchen, um darüber zu sprechen.

Ernst von Glasersfeld (EvG): Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was Heinz und Humberto gesagt haben, aber aus der Perspektive dessen, was Du als Sinn bezeichnest und als Wirkung von Macht betrachtest. Heinz glaubt, dass menschliches Wissen auch als System betrachtet werden muss, und Humberto ist der Meinung, dass Informationen nicht in der Welt zu finden sind, sondern intern, innerhalb eines Systems, mit einer Art Gehirn aufgebaut werden. Dies steht im Widerspruch zu dem, was Du gerade gesagt hast – dass Informationen überall sind und in allen Dingen vorhanden sind. Ich bin der gegenteiligen Meinung. Die Welt besteht nicht aus Informationen; stattdessen werden Informationen innerhalb der Welt von bestimmten Organismen konstruiert. Obwohl man diese Informationen als Sinn bezeichnet, spielt das keine Rolle, denn unabhängig davon, wie wir sie nennen, handelt es sich um ein Konstrukt. Informationen werden intern im System auf Grundlage ihrer Organisation aufgebaut, da sie eine bestimmte Funktion erfüllen. Sie steuern die Funktionsweise eines Systems. Informationen, die keine Funktion erfüllen, würden überhaupt nicht als solche betrachtet werden.

Dies führt zur unvermeidlichen Schlussfolgerung, dass Wissen oder Wahrheit nichts mit der Umwelt zu tun hat, sondern nur mit der internen Organisation des Systems und seinem Bedürfnis, sich selbst zu erhalten. Kurz gesagt: Wenn wir glauben, etwas zu wissen, ist dieses Wissen nur so lange wahr, wie es uns hilft, weiter zu funktionieren oder zu überleben. Wissen ist nicht «Wahrheit», sondern bestenfalls «Lebensfähigkeit», was bedeutet, dass es uns ermöglicht, weiterzuleben. Wissen oder Sinn, wie Du es nennst, ist einfach die Anpassung eines Organismus an seine Umwelt, denn solange ein Orga-

nismus überleben kann, spielt es keine Rolle, ob das, was er «denkt» oder zu wissen glaubt, die Umgebung genau widerspiegelt, sondern nur, ob es dem Organismus das Überleben ermöglicht. Ich nenne diese Sichtweise «radikalen Konstruktivismus», weil sie behauptet, dass alles Wissen nur eine Konstruktion des Wissenden ist und nichts darüber aussagt, wie die Welt wirklich ist. Philosophien, Kulturen, Gesellschaften, Religionen – allen fehlt es an wahrem Wissen über die Welt; sie verfügen lediglich über eine aktuell «viable», bzw. brauchbare Version der Informationen. Dies gilt von den einfachsten Lebewesen bis hin zu großen Kulturen und menschlichen Gesellschaften. Macht, wie Du sie beschreibst, als eine Kraft, die das Denken und die Gesellschaft organisieren soll, ist nichts anderes als die erfolgreiche Anpassung eines geschlossenen Systems namens Mensch an seine Umwelt. Und das ist im Wesentlichen das, was Du Negentropie nennst, aber es ist kein grundlegend anderes Prinzip oder eine grundlegend andere Kraft, die irgendwie oberhalb der Materie und des Lebens existieren soll.

AN: Vielen Dank, Herr Professor von Glasersfeld, für diese Kritik an meiner These, da sie mir hilft, einige Gedanken besser zu verdeutlichen, als ich es in meinem Vortrag konnte. Das Wort «Anpassung» ist wichtig, weil wir uns fragen müssen, an welche Gedanken, Kulturen, Religionen, Philosophien und Gesellschaften wir uns anpassen. Mit anderen Worten: An welche Umwelt muss sich der Sinn anpassen? Für einen Organismus gibt es natürliche Barrieren. Wenn die Wasserstände in Flüssen und Seen sinken, sterben die Fische aus. Sie können sich nicht an veränderte Umweltbedingungen anpassen, zumindest nicht kurzfristig; und wenn sie es tun, dann nur durch zufällige genetische Variationen und natürliche Selektion – kurz gesagt, durch Evolution. Aber welche Umweltfaktoren schränken das menschliche Denken, Kulturen und Gesellschaften ein? Wenn Wasser verschwindet, bohren Menschen tief in die Erde oder setzen andere Technologien ein, um es zu finden. Wie uns die Geschichte lehrt, entstehen und vergehen Zivilisationen, Kulturen und Religionen, aber warum? Nicht weil sie Informationen falsch verarbeiten, wie Fische, die weiter nach Wasser suchen, auch wenn keines mehr vorhanden ist.

Was macht einen Gedanken, eine Kultur oder eine Gesellschaft, wie Sie sagen, «lebensfähig»? Man könnte sich eine Art natürliche Auslese für Kulturen und Gesellschaften vorstellen und in darwinistischer Weise von der «Evolution» von Kulturen und Gesellschaften sprechen. Dies würde sicherstellen, dass Ideen und Gesellschaften, die nicht «lebensfähig» sind, untergehen und neue, lebensfähigere entstehen. Aber die Geschichte der Menschheit zeigt kein sol-

ches Gleichgewicht zwischen Gesellschaft und Natur. Ganz im Gegenteil. Der Sinn scheint darin zu bestehen, alles in der Natur zu verändern und für unsere Zwecke zu nutzen, unabhängig von den Kosten des Lebens. Selbst menschliche Beziehungen entsprechen nicht dem Verhalten von Lebewesen. In der Natur führen verschiedene Organismen keinen Krieg gegeneinander. Es gibt zwar Konkurrenz um Ressourcen, aber keinen Krieg. Löwen führen keinen Krieg gegen Zebras. Menschen hingegen befinden sich ständig im Krieg mit allem, was sie als fremd oder bedrohlich empfinden. Und es ist schwer zu argumentieren, dass immer das «Beste» gewinnt, denn ohne natürliche Beschränkungen gibt es keinen Maßstab dafür, was «das Beste» im Bereich des Sinnes sein könnte. Was ist der beste Sinn? Welche ist die beste Religion, Philosophie, Kultur oder Gesellschaft? Wenn nicht die Natur entscheidet – wie sie es durch natürliche Auslese bei Lebewesen tut –, wer dann? Nach welchen Maßstäben?

Seit Platon versuchen Philosophen, diese Frage zu beantworten. Die politische Philosophie versucht zu definieren, was eine gerechte, gute Gesellschaft ist. Die Tatsache, dass seit mehr als 2000 Jahren kein Konsens erzielt wurde, zeigt, dass Macht im Gegensatz zum Leben keine Anpassung an Umweltbedingungen sein kann. Im Gegenteil, Macht strebt nach Universalität und Kontrolle über alles. Man könnte darauf hinweisen, dass jede Sprache nur eine von vielen ist, aber jede von ihnen behauptet, alles ausdrücken zu können, was gesagt werden kann. Und wer kann sagen, dass eine Sprache im Vergleich zu einer anderen «besser» oder «lebensfähiger» ist? Aus diesem Grund halte ich es für plausibel zu behaupten, dass Sinn eine Ebene der emergenten Ordnung selbst ist, die nicht denselben Prinzipien oder Kräften unterliegt, die lebende Systeme organisieren.

Jari Weidenbaum (JW): Ah, Amot, was für eine außerordentlich inspirierende These! Ich würde mich über ein konkretes Beispiel oder eine konkrete Anwendung von Dir freuen.

AN: Vielen Dank, Jari, für diese sehr direkte und anspruchsvolle Frage! Ich habe lange und intensiv darüber nachgedacht, was diese These von Macht als universellem Ordnungsprinzip konkret bedeutet. Kurz gesagt: Was macht einen Unterschied, wenn Macht die Kraft ist, die die ganze Welt regiert? Was bedeutet es ganz konkret, wenn Macht die Kraft ist, die nicht nur die Politik und das menschliche Zusammenleben bestimmt, sondern auch die Welt selbst? Zunächst einmal bedeutet es, dass Macht nicht nur etwas «Politisches» ist. Politik ist nur eine Möglichkeit, mit der Macht unsere Welt gestaltet. Macht ist über-

all, nicht nur in der Politik. Die Tatsache, dass wir derzeit von Politik fasziniert sind und uns ständig über politische Macht aufregen – und sogar Kampagnen für oder gegen aktuelle Regierungen führen –, ist vielleicht eine vorübergehende Obsession, die wir irgendwann hinter uns lassen werden, um uns auf «konstruktivere» Themen zu konzentrieren. Zumindest ist das eine Möglichkeit, die zu berücksichtigen gilt. Aber was würde es bedeuten, wenn Macht nicht nur politisch wäre, sondern auch noch mehr als das: nicht nur menschlich?

Ich glaube, diese These besagt, dass Politik tatsächlich keine Rolle mehr spielt, obwohl wir uns heute stark auf sie verlassen. Politik soll die Gesellschaft steuern, damit Frieden, Sicherheit und Wohlstand entstehen. Seit Jahrhunderten basiert diese Rolle jedoch auf zwei grundlegenden Fehlannahmen. Erstens hat die politische Philosophie immer zwischen einem Naturzustand, in dem die Menschen ohne Politik, Regierung oder Staat lebten, und dem Staat, der durch Politik und Macht definiert wurde, unterschieden. Je nachdem, wie der Naturzustand beschrieben wurde – entweder als friedlich und geordnet oder als kriegerisch und chaotisch –, entstanden unterschiedliche Vorstellungen davon, wie Politik sein sollte. Zweitens hat die politische Philosophie immer klar zwischen Freund und Feind unterschieden. Die Macht hatte immer die Aufgabe, die Gemeinschaft der «Freunde» vor «Feinden», Fremden oder anderen – also denen außerhalb der Gemeinschaft – zu schützen. Die Macht konzentrierte sich daher stets darauf, die menschliche Gesellschaft aufzubauen und sie auf der einen Seite gegen die Natur, auf der anderen Seite gegen feindliche Gesellschaften zu verteidigen.

Wenn Macht jedoch nicht gegen die Natur wirkt, sondern, wie ich vermute, mit der Natur – also mit Dingen, Tieren und Pflanzen – zusammenarbeitet, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, dann üben nicht nur Menschen Macht aus, sondern alle Wesen sind gleichberechtigt an der Macht beteiligt. Das bedeutet, dass Macht nicht mehr als Herrschaft über etwas angesehen werden kann, sondern als eine ordnende Kraft in einer Welt, in der alle Wesen voneinander abhängig sind und kein Wesen, sei es Mensch, Stein oder Tier, andere versklaven darf. Als Skandi weißt Du dies sehr gut. Dies glauben heute noch die Skandi – wie die Nienetwiler vor ihnen –, dass jedes Wesen eine «Stimme» hat und damit ein Recht hat, «gehört» zu werden. Die Natur darf nicht vom Menschen «beherrscht» werden. Sobald Sinn als eine Ebene der emergenten Ordnung entsteht, kann nicht mehr behauptet werden, dass es eine Natur an sich gibt, ohne Menschen und Kultur, oder dass der Mensch bloß ein Lebewesen ist. Von diesem Punkt an brauchen die Natur, die Tiere und die Pflanzen

uns Menschen genauso sehr wie wir sie brauchen. Wenn Mitglieder der heute noch bestehenden traditionellen Gesellschaften sagen, dass die Erde nicht den Menschen gehört, sondern dass die Menschen der Erde gehören, drücken sie damit ihre Macht aus.

Betrachtet man nun die Unterscheidung zwischen Freund und Feind, so legt das Verständnis von Macht als universelles Ordnungsprinzip nahe, dass Politik nicht mehr ausschließlich auf der Grundlage einzelner Staaten oder Nationen funktionieren kann, sondern auf universeller oder globaler Ebene operieren muss. Deshalb behaupte ich, dass Politik heute im Wesentlichen irrelevant ist. Seit jeher war Politik nur innerhalb der Grenzen sogenannter Nationalstaaten möglich. Außerhalb dieser Grenzen herrscht, wie Hobbes bereits feststellte und heute auf dem Gebiet, das man internationale Beziehungen nennt, ein Krieg aller gegen alle. Dies fördert weder Frieden noch Sicherheit; stattdessen ist die heutige Welt eine globale Gesellschaft, die wegen der sogenannten Souveränität der Nationalstaaten Hobbes Naturzustand ähnelt. Wenn die Politik versucht, die globale Gesellschaft aus nationalen Interessen heraus zu «steuern», führt das nur zu Chaos und Krieg. Da sie an Nationalstaaten gebunden ist, handelt die Politik nur im «nationalen» Interesse. Aber die Gesellschaft ist global. Deshalb muss die nationalstaatlich organisierte Politik in den Hintergrund treten und Raum für Formen globaler Regulierung schaffen, von denen wir bereits heute einige in den Vereinten Nationen und anderen internationalen Institutionen sehen. Ich gebe aber gerne zu, dass Politik und Macht, die nicht auf der Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Natur, zwischen Freund und Feind basieren, keine Politik im traditionellen Sinne sind.

Es müssen andere Formen der Legitimität entstehen – Formen, die nicht auf der Eroberung oder Beherrschung der Natur und der Feinde beruhen. Wir brauchen Wege der Machtausübung, die den Koexistenzmodellen der Nienetwiler Kultur viel näherkommen. Diese Erkenntnis verdanke ich meinem Vater und Aciel Arbogast, die ihr Leben der Erforschung und Förderung der Nienetwiler Ideen gewidmet haben. Wenn Sie nach konkreten Beispielen suchen, empfehle ich Ihnen, sich an Nienetwil und die indigenen Völker zu wenden, die ihr Denken und ihre Erfahrungen bewahren. Wir sollten uns fragen: Wie würden die Menschen von Nienetwil die globalen Probleme von heute angehen? Obwohl die Forschung zu Nienetwil noch in den Anfängen steckt, hoffe ich, durch meine Bemühungen die Neugier am Leben zu erhalten und die Menschen an längst vergessene Möglichkeiten zu erinnern.

Anmerkung der Redaktion: An dieser Stelle unterbrach Miribal die Diskussion und erklärte das Buffet für eröffnet. Miribal wäre nicht die hervorragende Gastgeberin gewesen, die sie war, wenn sie sich nicht um das Wohlergehen ihrer Gäste gekümmert hätte. Ihre Salon-Gespräche waren bekannt für die begleitenden Köstlichkeiten, die sie liebevoll und gekonnt selbst zubereitete. Einige Gäste kamen vielleicht nur wegen dieser Köstlichkeiten, obwohl die lebhaften, informellen Diskussionen, die stundenlang am Buffet geführt wurden, dieser Vorstellung widersprachen. Auf jeden Fall konnte ich kaum alle Gespräche und Debatten festhalten, die den Rest des Nachmittags füllten. Ich erinnere mich jedoch, dass Amot mir einige Wochen später an der Universität erzählte, er sei tief beeindruckt davon, dass Wissenschaftler wie Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld seine Ideen ernst nahmen. Das war er von der wissenschaftlichen Welt nicht gewohnt, da die Veröffentlichung seiner Schriften wiederholt von Verlagen mit fadenscheinigen Ausreden abgelehnt worden war. Soweit ich mich erinnere, war dies das einzige Mal, an dem Amot sich positiv über Wissenschaft und Wissenschaftler äußerte.

3.5 Wie Odo und Teneak das Rechnen erfanden

Im Frühling 1964 begleitete ich meine Mutter auf eine Reise in die Region um Tan Tan [Südwest-Marokko; Anm. d. Hrsg.], um dort Skandaj für die Vorbereitungen des ta-tscha-ue-medh [Treffen der 42 Stämme; Anm. d. Hrsg.] von 1965 zu treffen.

Eines Abends spazierte ich etwas durch die Wüste, und als ich zurück und an einem Zelt vorbeikam, hörte ich, wie eine Frau Kindern eine Geschichte erzählte. Natürlich konnte ich nicht anders und hörte mir die Geschichte an. Später im Zelt kramte ich dann meinen Notizblock hervor und schrieb alles auf.

Ich dachte mir, dass die Geschichte zu eurer Ausgabe über Macht etwas beitragen könnte.

Das, was in dieser Geschichte geschieht, verdeutlicht die Dynamik der Kraft, die wir in der Nienetwiler Kultur «Macht» nennen. Sie ist die Kraft, die Dinge und Wesen in einer Sammlung zusammenführt, und so die Welt als sinnhafte Ordnung konstituiert. Ohne Macht gäbe es keine Kultur, keine Sprache, keine Gesellschaft. Und es gäbe keine Mathematik, und diese ist ja, zumindest außerhalb der Nienetwiler Kultur, wo sie lediglich ein Werkzeug ist, oft ein Machtmittel.

So gibt diese Geschichte einen kleinen Einblick in die Mentalität der Skandaj, die ja Teil der Nienetwiler Kultur sind.

Es war einmal vor langer Zeit, da ergab sich Folgendes:

Teneak vom Stamm der Petientlango saß vor seinem Waitepee und betrachtete einen Haufen mit Steinen. Er rührte sich kaum und starrte nur das Geröll aus dem Bach an.

Alle wunderten sich schon, da rief er plötzlich einen Burschen namens Tekbe zu sich und sagte zu ihm: «Sieh, ich habe hier Steine. Teile diese Steine gerecht zwischen mir und dir auf!»

Der junge Mann nahm die Steine und legte je einen Stein zu sich und einen Stein zu Teneak, bis zuletzt nur noch einer übrig war. «Es ist noch ein Stein, dem einer zum Aufteilen fehlt», sagte Tekbe. «Ja, das sehe ich, es ist nicht so schlimm, du kannst die Steine nun zwischen mir, deiner Schwester Odo und mir aufteilen.»

Tekbe rief Odo und verteilte nun die Steine auf drei Haufen. Doch siehe da, als er fertig war, waren noch zwei Steine übrig. «Das verstehe ich nicht», sagte Tekbe und schüttelte den Kopf. «So hole noch deinen Bruder Akka und teile die Steine wieder gerecht.» So rief Tekbe auch seinen Bruder und verteilte die Steine nun auf vier Haufen. Doch als er fertig war, lagen da noch drei Steine!

Teneak sah Tekbe an und fragte: «Was hast du getan, Tekbe? Nun hat jeder weniger Steine und doch hat es noch welche übrig!» Tekbe schaute verwirrt und wusste nicht, wie ihm geschah. «Ich habe nichts falsch gemacht!», gab er betroffen zurück.

Teneak lachte und sagte: «Nein, du hast alles richtig gemacht. Ich habe soeben erkannt, dass es Dinge gibt, die man nicht aufteilen kann. Ich kann aber in meinem Kopf nicht verstehen, wie viele Leute wir sein müssten, damit es aufgeht, oder wie viele Steine bei einer gewissen Anzahl Leuten notwendig wären. Ich kann mit meinen beiden Händen einfach nicht alles aufzeigen!»

Da streckte Odo ihre Hand hoch und lachte: «Sieh, Teneak, ich glaube, dass das dir helfen könnte!» «Was? Du meinst deine Hand?» «Nicht nur meine – du brauchst viele Hände. Viele, viele!» «Ach, und wo soll ich die Hände hernehmen?»

Da nahm Odo einen Stock und zeichnete einen Bogen in den Sand und machte fünf Striche drauf. «Hier hast du deine Hand, Teneak, und von denen kannst du zeichnen, so viele du brauchst.»

Teneak sah es sich an und sah seine Hände an. So sass er, bis die anderen gingen, und noch weit danach sass er so. Erst in der Nacht jauchzte er, lief zum Zelt von Odo und rief: «Odo, komm, du musst mir helfen!»

Und so saßen er und Odo viele Tage und Nächte zusammen und aßen kaum und flüsterten viel und alle wunderten sich, was da in den Sand gezeichnet wurde.

Nach vielen Tagen riefen sie den ganzen Stamm zusammen und Teneak sagte: «Leute, Odo und ich haben ein System erfunden, das uns hilft, die Menge von Dingen aufzuschreiben. Und nicht nur das: Wir können Dinge zu anderen Dingen fügen, und das nur mit Zeichen im Sand.»

Niemand verstand auch nur das Geringste von dem Geschwafel. «Sag, Teneak, hast du wieder von den Blüten geraucht? Was erzählst du da für einen Unsinn?»

«Seht», sagte Odo, «wenn jemand etwas gerecht unter anderen aufteilen möchte, so hilft dieses System aus Zeichen uns, genau zu sagen, welche Menge ein jeder bekommen soll.»

«Ja, das ist sicher interessant», sagte Sabel, die Älteste des Stammes, «aber welchen Nutzen soll das haben? Wenn wir etwas aufteilen, dann tun wir das immer so, dass zuletzt alle glücklich sind. Was müssen wir dafür deine Zeichen zu Rate nehmen?»

Odo und Teneak sahen sich an. «Du hast recht, Sabel, wir haben etwas erfunden, das wir gar nicht gebrauchen können!»

«Nicht ganz – die Zeichen für die Mengen könnten wir vielleicht noch brauchen. Bewahrt aber das Wissen um diese Teilen-Sache, denn wer weiß, was die Tage noch bringen!», erwiderte die alte Frau und zog sich wieder in den Schatten ihres Zelts zurück.

Und so kam es, dass Odo und Teneak zwar die Zahlen und das Rechnen erfunden hatten, es aber noch tausend Jahre dauerte, bis man das Wissen wieder hervorkramte und anwendete.

Dann aber war es wichtig, denn wie ihr ja alle wisst, bedeutet das Wissen um die Zahlen und das Rechnen Macht, und dieser Macht bedurften die Skandaj, als viel später Menschen sich sesshaft machten, Städte bauten und Handel trieben. Diese erfanden ihre eigene Art zu rechnen und hätten uns sicher überverteilt, hätten wir es nicht gekonnt.

Und nun geht schlafen und träumt von Odo und Teneak und was für kluge Köpfe sie doch waren!

Notiz Nomis Thider Arbogast, Tan Tan, 16. Mai 1964

3.6 Die Alaju-Wörter *tu*, *katetehe* und *home*

Tu

Verzeichnisnummer ALO146

tu- für, zu, um (um zu), eine sinnstiftende Handlung, etwas erreichen können, ein Sammeln.

Die deutsche Übersetzung «für» wird dem Alaju-Wort nicht gerecht, denn *tu* kann, wie etwa *gadho* (sammeln) oder *medh* (Versammlung/vermitteln), zu den Schlüsselwörtern in der Nienetwiler Kultur gezählt werden.

«Ich tue das für dich» (*epat-tu-je:*) bedeutet nicht einfach, wie in der deutschen Sprache, dass ich etwas für jemanden («dich») mache, sondern es bezieht das gesamte Handeln auf einen Handlungskreis, also auf alle Akteure. Auch das Tun ist ein Sammeln und wird nicht von einem, sondern von allen an der Sammlung Beteiligten gemacht.

Ein Handeln entgegen dem, was als *katetehe* (passend, gut) bezeichnet wird, wird *weskand* (Hand, die Schmerz verursacht) genannt, als eine Ausübung von Macht, die nicht sinnstiftend ist, die nicht gut, also schlechtes Sammeln ist.

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm: **tu-*

Abb. 18: tu, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Katetehe

Verzeichnisnummer ALO196

katetehe- passen; passend sein, zueinander finden, eine Verbindung eingehen, die aus den Menschen oder Dingen, die sich verbinden, mehr entstehen lässt, bzw. die gesamte Sammlung betreffen und diese potenzieren.

Das Wort wird manchmal fälschlicherweise mit «gut» übersetzt. «Gut», ahd. *guot*, also «passend», hatte zwar in früherer Zeit eine ähnliche Bedeutung wie *katatehe*, glich sich in der Bedeutung jedoch mehr und mehr dem lateinischen *bonus* an und führt nun eine Ein- und Ausschließlichkeit mit sich, die in der Nienetwiler Kultur und Gesellschaft nicht vorkommt.

Tatsächlich könnte man *katatehe* auch als Design – allerdings nicht im allgemeinen verstandenen westlichen Verständnis, sondern im Sinn der Nienetwiler Kultur – verstehen. «Gutes Design» wäre dann ein Design, bei dem es nicht einfach um das Entwerfen eines Objektes geht, sondern um eine umfassende Handlung in einer Sammlung mit gleichberechtigten Akteuren. Siehe dazu: «Das Ende von Arbeit und der Anfang von Design», von Amot Nussquammer jun.

Auch: Eine Sammlung ergänzen oder vervollständigen

Auch: Etwas, das fest ineinandergreift

Auch: Ereignisse, Begegnungen usw., die das Gefühl der Vervollständigung erzeugen *katatehe-gadei*:

Im allgemeinen Sprachgebrauch: *akatateheie* = *a katatehe ieh* = es ist «gut», passend, vervollständigend usw.

Es wird auch zusammen mit *jar* in «*katatehe-jar*:» verwendet, also «eine passende (gute) Zeit!».

Ebenfalls die Grußformel «*katatehe-ra*:» im Sinne von «erfolgreicher Tag!»

Für das Wort «gut» im Sinne von lecker, fein usw. wird das Wort *gudi* (aus ahd. *guot*) oder *jo!* verwendet. Entsprechend der Gepflogenheit der Nienetwiler wird jedoch oft das vor Ort gebräuchlichste Wort verwendet.

Wortherkunft: Ur-Alaju. Wortverbindung von Wortstamm **ka-* (sich austauschen/gemeinsam handeln (*gepa*) mit dem Wort *tate* (dorthin) und dem Wortstamm **he-* (werden/wird sein). Man könnte das Wort mit «gemeinsam handeln, um zum Sein zu kommen» übersetzen.

Abb. 19: *katatehe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben**Home**

Verzeichnisnummer ALO259

home- Der Begriff kann nicht ins Deutsche übersetzt werden.

Das Wort setzt sich aus *hom* = alles/nichts/Null und *ei(a)* = Zeit, Kausalität, Verbindung zwischen Raum und Zeit, Moment des Verstehens, zusammen und bedeutet in etwa das, was das Sammeln ermöglicht und somit alles im Universum möglicherweise sinnvoll macht. Es ist das, was ermöglicht, dass alles im Universum – Materie, Nichtmaterie, Ereignisse usw. – miteinander verbunden werden kann, und ebenso alle jemals möglichen Aspekte eines Seins, Nichtseins oder Ereignisses. Allerdings kann sich jeder Aspekt davon als Ereignis – im Sinn eines Zusammengehens von Materie und Materie, Materie und Nichtmaterie, Nichtmaterie und Nichtmaterie sowie all diesen – und Sinn manifestieren. Kurz: Es ist das, was Natur, Handlung und Erkenntnis, Leben und Niemals-Werden verbindet. Der Begriff ist in keiner Weise religiös besetzt.

Man könnte *home* auch das nennen, was wir als Macht bezeichnen, jedoch nicht als eine hierarchische Gesellschaftsordnung, wie das in der heutigen Zeit gesehen wird, sondern als gemeinsame Ordnung und das Zusammenleben aller Dinge, das durch das Sammeln von sich gegenseitig beeinflussenden Möglichkeiten ausgedrückt wird.

Ebenso gut könnte man den Begriff aber auch mit dem deutschen Wort «Sinn» erklären, also etwas, das Sinn verleiht oder bzw. etwas, dem immer Sinn inne sein muss, weil es sonst nicht *home* ist.

«Dass aus einem Haufen grauen Puddings die Idee für ein Lied, einen Tisch, eine Liebeserklärung kommen kann, ist mehr als nur das Funktionieren von Gehirnströmen. Es ist das, was diesen Hirnströmen Sinn und Leben gibt. Es ist das, was wir *home* nennen.» d'Aciei Arbogast zu Miribal Ciséan, 13. September 1937

Wortherkunft: Ur-Alaju. Wortstamm *o-

Abb. 20: home, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



3.7 Die Funde der Häuser 6 und 7 in Pompeji

Eine Betrachtung der Diplomatie und des Machtverständnisses in der Nienetwiler Kultur

von Nomis Arbogast

In den 1930er-Jahren wurde in Pompeji am hintersten Ende der «Via di Nola», gleich vor der «Porta di Nola», das sogenannte «hospitium viatores» oder auch «Herberge der Wanderer» (offiziell: Regio III Insula 12, Haus 6/7 – RIII.12.6 + 7) teilweise freigelegt. Die Grabungsarbeiten, an dieser Stelle angeregt durch d'Aciei Arbogast, wurden jedoch wegen Streitigkeiten um die Wichtigkeit des Hauses beendet und Arbogast der weitere Zugang zu Pompeji versagt.

Aufgrund eines Erdeinbruchs an der nordöstlichen Ecke, die wohl wegen Erdarbeiten an der nahe gelegenen Bahnstrecke ausgelöst wurden, musste 2020 eine Notgrabung eingeleitet werden. Unter der Leitung des Archäologen Teodoro Sassio wurde von der Via di Nola bis zu der Stelle des Erdeinbruchs ein Schnitt von 2 Metern Breite ergraben. Um die Sicherungsmaßnahmen gut durchführen zu können, mussten zudem die Räume 7.2 und 7.5 vollständig freigeräumt und die Mauer hinterfangen werden. Das Gebäude zeigte sich leider in einem relativ schlechten Zustand, da die Außenwand von Raum 7.5 ganz und von dem daneben liegenden Raum 7.3 teilweise eingebrochen war. Dies war wohl noch zur Zeit der Vesuv-Katastrophe und unter dem Druck der auf dem Dach lastenden Asche geschehen.

Dennoch konnten in den Räumen interessante Funde gesichert werden. Am nördlichen Türsturz wurde in Latein UND Alaju der Satz «salvete viatores» respektive «aju-tawait:» – also in etwa «Willkommen Wanderer» – entdeckt. Im Gebäude selbst wurden 71 Gegenstände freigelegt.

Wir wollen uns an dieser Stelle, obwohl es äußerst spannend wäre, nicht mit allen Funden und Befunden beschäftigen, sondern greifen vier heraus, die uns im Zusammenhang mit der Nienetwiler Forschung als besonders wichtig erscheinen. Der gesamte Grabungsbericht wird übrigens voraussichtlich 2023 publiziert werden. Ebenso mögen sich jene, die an Pompeji interessiert sind, in die entsprechende Literatur einlesen; uns fehlt hier der notwendige Platz dafür.

Sozusagen die «Hauptattraktion» ist natürlich die in der nordwestlichen Nische gefundene, fast vollständig erhalten gebliebene Ton-Büste. Sie zeigt möglicherweise, wie es damals teils Sitte war, den Hausherrn, dessen Name allerdings nicht überliefert ist.

Nebst der Büste wurden auch Fragmente von Alaju-Wörtern in Ch'apis-Schrift auf Bleiblechtäfelchen, mehr aber noch auf Birkenrinde gefunden.

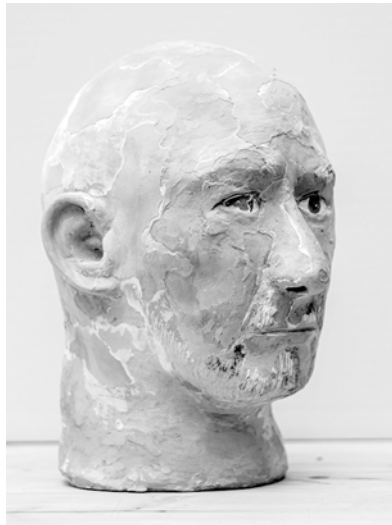
Die Büste

Die lebensgroße Büste (Fundnummer R-III.Ins-12.C-6.N91'859 – siehe Abb. 21) wurde in Ton und hohl gefertigt und zeigt einen erwachsenen Mann. Wahrscheinlich durch die Hitzeeinwirkung bei der Zerstörung Pompejis durch den Ausbruch des Vesuvs ist die Deckschicht mit der Farbfassung des Gesichts zu großen Teilen abgeplatzt. Allerdings sind noch Reste vorhanden und so ist auch die Farbgebung noch relativ gut auszumachen. Die Büste zeigt einen Mann mittleren Alters mit Oberlippen- und Kinnbart. Das Kopfhaar fehlt und ist entweder erodiert oder der Mann wurde mit Glatze dargestellt.

In die Unterseite wurden die Ch'apis-Zeichen für Kopf, Mensch und Mund geritzt, was auf die Initialen SMI deuten könnte.

Da wir davon ausgehen, dass das Haus 6/7 tatsächlich ein «hospitium», also eine Herberge für Skandaj war, könnte es sein, dass es sich bei der Büste um die älteste bis heute bekannte Darstellung eines Skandaj handelt.

Abb. 21: Fotografie der Büste Fundnummer R-III.Ins-12.C-6.N91'859



Schriftstücke

Eines der Bleitafelchen (Fundnummer R-III.Ins-12.C-7.N91'874), das in Haus 7 gefunden wurde, trug folgende Aufschrift:

Atilius Crescens

Ms (mitto salvete?)

*ciconiae ad lacum occ (occidentalem?) Tacape hieme volant
etor*

Die Schrift konnte mittels eines Röntgenverfahrens sichtbar gemacht werden. Das schlechte Latein und der Name **etor** lassen darauf schließen, dass die Nachricht von einem Skandaj namens Etor stammt und an den Römer Atilius Crescens gerichtet war (dieser war ein Freund von Plinius dem Älteren).

D'Aciei Arbogast schreibt in seinen Aufzeichnungen von 1931: «Unsere Überlieferung [bzgl. des Hauses RIII.12.6, Anm. Hrsg.] lässt hier keinen Spielraum für Mutmaßungen. Wir wissen, dass wir [mit «wir» meint er die Skandaj, Anm. Hrsg.] an dieser Stelle ein Haus betrieben haben, in welchem Skandaj nicht nur auf ihren Reisen Rast einlegen konnten, sondern es diente ebenso für allerlei Versammlungen, unter anderem auch mit Zugehörigen der römischen Oberschicht, die sich immer wieder gerne in Pompeji blicken ließen. Anders als im «politischen» Rom waren diese in Pompeji entspannter und Gespräche daher wesentlich einfacher zu führen. Ich verweise dabei gerne auf das Epos «*po wai te nuk*», das die große Wanderung des Skandaj *Nuk* und seine Vermittlungsversuche zwischen den Skandaj-Stämmen und dem römischen Reich zum Inhalt hat. Ab Strophe 547 heißt es da (übersetzt in die deutsche Sprache):

547

Gleich nach dem Tor im Westen

Nan-peti-te-dar-altesan;

Zur Herzseite (links) findest du

Te-alrit-ikoi;

Nach langer Wanderung

Dopo-kann-wai;

Das Haus der Skandaj

Hal-den-skandai;

Dort erhole dich, nuk, im kühlen Garten

Ta-inishbert-nuk-ul-tsurī'ieh-gartha:

548

Im Haus der Skandaj wartet nuk
ul-hal-den-skandai-nuk-alindau;
 Wartet und schnitzt Vögel
alinda-e-xopo-apisteku:
 Auf Plinius wartet er
tu-plini-jari-alindau;
 Mit ihm über Dinge zu sprechen
tu-gepa-iakeleu;
 Dass es den Skandaj besser ginge
deneta-skandai-po-katateheube:

549

Dreissig Vögel hatte nuk geschnitzt
me'tscha-xopo-nuk-apisteku;
 Alle, die er in Pompeji sah
hen-ul-pompei-acantu:
 Als Plinius kam, schenkte er diesem
ah-plini-nu;nuk-a'anu;
 einen Star aus Olivenholz
serexo-atek-od-olipu;
 mit einer Olive im Schnabel
nan.oli.ul.akeii:

Zweitausend Jahre hat sich die Überlieferung gehalten und auch die Wegbeschreibung!»

Auch aus anderen Überlieferungen geht hervor, dass sich verschiedene *ankele* (gewählte Sprecherinnen und Sprecher) in Rom, Baiae oder Pompeij mit Vertretern der römischen Oberschicht, inklusive Abgesandten der Kaiser, trafen. Meist geschah dies, um Rechte für die Skandaj auszuhandeln, denn mit der Ausdehnung des römischen Reiches und der Errichtung des nördlichen und später östlichen Limes sowie dem teilweise verhängten Reiseverbot wurde das Nomadisieren der Skandaj immer stärker eingeschränkt.

Das Konzept der Staatsmacht ist nicht in der Nienetwiler Gesellschaft verankert. Als nomadisierendes Volk gab es keinerlei Notwendigkeit für hierarchische Gesellschaftsstrukturen. Im Gegenteil, der Aufbau jedwelcher Machtstruktur, sei es die von Häuptlingen oder anderem, war nie gut gegangen. Im Gegensatz zu nomadischen Gruppen, die stets beisammenblieben und quasi

als Großfamilie oder fahrende Gemeinde umherzogen, trennten sich die Skandaj immer wieder. Einzelne Individuen oder kleinere oder größere Gruppen spalteten sich temporär oder auf Dauer von einer Hauptgruppe, die zwischen zwanzig und vierzig Personen betrug, ab.

Wichtiges Wissen musste also in der gesamten Gesellschaft verteilt sein, und die größeren Gruppen achteten sehr darauf, dass Neuankömmlinge nicht nur schnell mit dem Wissen ihrer Gruppe vertraut gemacht wurden, sondern ebenso schnell ihr Wissen an die Gruppe weitergaben. Wissen auf wenige oder gar Einzelne zu verteilen, kam für die Skandaj nie infrage, da das Risiko, dass diese Person sterben und ihr Wissen mitnehmen würde, viel zu groß war.

Dass nun eine einzige Staatsmacht einen so großen Teil ihres Lebensraums beherrschte, zwang die Skandaj dazu, Strategien zu entwickeln, die es ihnen erlaubte, ihren Lebens- und Gesellschaftsstil im römischen Reich möglichst unbehelligt weiterzuführen. Hier kam unter anderem die Diplomatie ins Spiel.

Das Haus in Pompeji diente den Skandaj also nicht nur als Herberge, sondern – und das war wohl der wichtigere Teil – als Ort des Austauschs und der Diplomatie. Die im «*po wai te nuk*» geschilderte Begegnung mit *Plinius dem Älteren* hat sich kurz vor der Zerstörung Pompejis zugetragen. Und Nuk bittet Plinius nicht nur, in seinen Geschichten nicht von den Skandaj zu schreiben, sondern warnt ihn auch vor einem Ausbruch des Vesuvus:

553

Nur wer einen Namen trägt
matra-den-bar-nan-ten;
 Nur wer eine Familie hat
matra-den-na-nan-gala;
 Nur wer ein Haus besitzt
matra-den-na-nan-hut;
 Nur wer Land besitzt
matra-den-na-nan-gartha;
 Fühlt die Hand der Macht Roms
aketo-kiuskand-den-rumak:

554

Nenne nicht unsere Namen
na-ikele-inelai-ten;
 Nenne nicht unser Volk

na-ikele-inelai-skai;
 Was wir einst vereinbarten
ai-gepakel-re-jar;
 Gelte durch die Zeit
Aju-ul-jar:
 Wir aber geben dir Wissen
ati-kwasi-aibar:

In 557

Deine Nachrichten bringe ich
Inelikir-ebar;
 Behütet am Bein
eta-wai-eschurio;
 Bis weit in den Norden
pokani-ta-neterital;
 Zu Taillo tragen
ebar-tate-taillo;
 Auf dass er verstehe
Ah-ikwasio:

559

Nun aber weiser Mann
eia-kwasi-mato;
 Werden wir weiter wandern
aiwaio-waiwaio;
 Das Haus und alle Dinge geben wir
hal-e-hen-gabe-aiano;
 Der Macht des wütenden Vulkans
te-moru-den-volcano:
 Wir aber bleiben frei!
ati-ai'ieho-zeieh:

Es war und ist den Skandaj stets wichtig, dass jeder Kontakt zu Sesshaften oder anderen nomadisierenden Stämmen jeweils nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit verlief, das heißt, dass alle Beteiligten einen Nutzen davon hatten. Dies nährte sich aus der Einsicht, dass «gutes» – oder wie es im Alaju heisst: *katetehe* = passendes, also etwas aus einem Zusammenkommen vermehrendes – Sammeln, also *gadh*, stets das Ziel einer Handlung sein sollte. Dass etwas, das zwi-

schen zwei Parteien geschah, diese beiden in ihrem Sein mehrte, ihnen mehr Handlungsmöglichkeiten, mehr Seinsmöglichkeiten gab, musste das Ziel des Sammelns sein, und so gestaltete sich auch die Diplomatie der Skandaj.

Hier kann man auf das oben erwähnte Bleitäfelchen mit der Nachricht an Atilius Crescens eingehen. Es handelt sich um die Nachricht, dass die Störche im Winter an den See bei Tacape (heute Gabes in Tunesien, der See existiert heute nicht mehr; die Senke wird Chott el-Jérid genannt) fliegen. Eine Information, die sicherlich für Plinius bestimmt war und ihm gewiss gefallen hat. Welche «Gegenleistung» die Skandaj für diese Information bekamen, ist nicht bekannt. Das Lied «*po wai te nuk*» könnte allerdings darauf hindeuten, dass sie weiterhin in seinen Schriften unerwähnt bleiben wollten.

Nebst der «Maxime» der Gegenseitigkeit war und ist noch heute der Begriff *inelasu* = ihn/sie bei sich belassend, wichtig. Er könnte vereinfacht mit Nichteinmischung übersetzt werden. Die Nichteinmischung meint, dass man sich nicht in die Angelegenheiten von anderen einmischt, wenn dies nicht im Sinne eines *medh* (Versammlung) gewünscht ist. Ebenso wie die Skandaj sich nicht in fremde Angelegenheiten mischten, wollten sie auch nicht, dass man sich in die ihren einmischte. Dazu gehörte vor allem, dass man erst gar nicht wusste, dass es sie gab bzw. das Wissen darum nicht weitergab.

Dass sich einzelne Skandaj immer wieder zum Beispiel als Griechen oder Angehörige anderer Völker ausgaben, passt dazu sehr gut.

In diesem Sinn geben die in Pompeji gefundenen Objekte einen kleinen Einblick in das Verständnis von Macht in der Nienetwiler Kultur. Eine im Austausch mit anderen Kulturen gefährliche Gratwanderung, die wohl nur deshalb gelang, weil man sich der Macht, also des Sinn Mehrenden im Sammeln, bewusst war und das eigene Handeln stets ethisch hinterfragte.

Dies muss offensichtlich bei den jeweiligen «Partnern» aus anderen Kulturkreisen auf Respekt gestoßen sein, denn es ist nicht anders zu erklären, wieso sich die Nienetwiler Kultur über all die Jahrtausende und in all den seit Uruk gegründeten Reichen sonst hätte behaupten können.

3.8 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 3)

THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

KAPITEL 3 – 1936 bis 1940

Ophelia

September 1936

Acíel kam einen Monat nach dem Anschlag auf Ophelia nach Paris. Das Erste, was er tat, war, mit einem ungeheuer großen Blumenstrauß bei der kurz zuvor aus dem Hospital entlassenen Ophelia vorzusprechen.

Nach etwa einer Stunde kam er aus ihrem Zimmer und zu mir an die Réception, wo ich gerade einige Dinge besprach. Er blieb vor mir stehen und lächelte mich an. «Nun bist du also nicht mehr die Prinzessin.» «Ich werde nie die Königin sein, Acíel, und das ist auch gut so. Wir müssen uns unterhalten. Hast du Zeit?» «Für dich habe ich immer Zeit, Miribal. Gehen wir irgendwohin, wo wir ungestört sind.»

Also fuhren wir mit dem Aufzug zu meiner kleinen Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand, die wir zusammengelegt hatten. Es war ein Wohnzimmer und etwas, das auch ein Schlafzimmer hätte sein können, aber außer dem Bett erinnerte nichts daran. Ich schämte mich etwas, denn es sah mehr aus wie eine Studierstube und fing langsam an, sich dem Atelier von Acíel anzugleichen.

Seltsamerweise ging ich davon aus, dass er über dasselbe sprechen wollte wie ich, nämlich seine mögliche Vaterschaft, aber als wir uns gesetzt hatten, kam er gleich zur Sache: «Ich habe bereits vor drei Tagen, gleich als ich das mit Ophelia erfuhr, ein Telegramm nach London geschickt. Du bist raus aus der Sache!»

«Welche Sache?», fragte ich, denn ich hatte ja ein gänzlich anderes Thema im Kopf.

«Deine Tätigkeit als Informantin natürlich. Es ist zu gefährlich. Ich habe London mitgeteilt, dass sie auf deine Dienste verzichten müssen und es den Profis überlassen sollen.»

«Habe ich dabei nichts mitzureden?»

«Nein, Miribal, in diesem Fall nicht. Ich habe dich da reingezogen und ich nehme dich auch wieder raus.»

«Kaum bist du Vater, da fängt die Bevormundung schon an!», platzte es aus mir heraus.

«Was redest du da?» «Ich ... Meine Mutter ist gestorben.»

«Ich habe davon gehört. Es tut mir sehr leid.»

«Es wird dir noch mehr leidtun, wenn ich dir erzählt habe, weswegen ich dich hergebeten habe.» Ich weiß nicht weshalb, aber ich war plötzlich wütend und Zorn und Trauer und was weiß ich was für Gefühle wallten in mir hoch wie überkochende Milch. Tränen schossen mir in die Augen und meine Hände fingen an zu zittern.

«Miribal, was ist denn mit dir?», fragte er erschrocken.

«Kannst du dich erinnern, wo du im Mai 1901 gewesen bist?»

«1901? Miribal, das ist eine Ewigkeit her. Lass mich überlegen ... Ich war in Wien, aber erst Ende Juli. Davor war ich wohl in Reims bei den Ausgrabungen. Aber weshalb fragst du das?»

«Hast du dir auf dem Weg nach Paris Essen und Unterkunft mit Singen und Geschichtenerzählen verdient?»

«Ja, aber wieso weißt du das?»

Ich konnte ihm nicht mehr antworten, denn ich rutschte von der Kante des Sessels, auf dem ich gesessen hatte, und fiel ohnmächtig zu Boden. Es war wohl alles etwas viel für mich, und eine Ohnmacht schien meinem Körper wohl gerade die richtige Lösung zu sein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf meinem Diwan und Aciel saß neben mir.

«Miribal, hast du mir etwas zu sagen?»

Ich lächelte ihn schüchtern und traurig an. «Auf dem Tisch in meinem Schlafzimmer liegt ein brauner Umschlag. Mach ihn auf und lies ihn, aber bevor du das tust, möchte ich dir das hier zeigen.» Ich knöpfte den obersten Knopf meiner Bluse auf, holte die kleine Kette hervor, streifte sie mir über den Kopf und streckte sie ihm entgegen.

Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, sah ich ihn sprachlos. Er sah mich mit großen Augen an, stand auf und holte den Brief. Er las ihn, mitten im Wohnzimmer stehend. Als er fertig war, kniete er sich neben mich auf den Boden und gab mir einen Kuss auf die Wange.

«Das alles ist wahr. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich wusste immer, dass dich irgendetwas mit den Skandaj verbindet. Kein Mensch heißt sonst Miribal. Aber das – das hatte ich natürlich nicht geahnt. Nun, da ich es weiß, ist dies der glücklichste Augenblick in meinem Leben!»

All das ist wirklich so geschehen. Ich weiß, es hört sich an wie aus «Days of Our Lives», aber das kann ich nicht ändern. Mein Leben verlief bis zu diesem Tag ja auch so. Nicht immer natürlich, sonst würde ich hier an einer zwanzigteiligen Roman-Reihe schreiben, aber doch immer wieder. Nun bin ich eigentlich kein romantischer Mensch und dem Kitsch bin ich ganz und gar abgeneigt, aber wenn der Mond über Paris aufgeht und den Eiffelturm in silbernes Licht taucht, soll ich mich dann prügeln, dass mir nicht ein Ah! oder Oh! über die Lippen kommt?

Wie auch immer. Es versteht sich von selbst, dass das ein einschneidender Moment in meinem und Aciels Leben war. Doch die Welt wollte uns nicht die Ruhe gönnen, dass wir uns damit beschäftigen konnten. Ophelia war seit dem Anschlag sehr geschwächt. Sie saß im Café unter den Bäumen und schaute den Passanten nach. Sie hatte auch keine Lust mehr, sich zu frisieren und all das, und als Aciel sie an einem sehr warmen und schönen Herbsttag in einem kleinen Park bei uns in der Nähe zeichnete, da war sie kaum wiederzuerkennen. Nur ihr manchmal etwas süffisantes Lächeln und die wachen Augen waren geblieben.

In Spanien wütete ein Bürgerkrieg und schwemmte Abertausende Spanier nach Paris. Sehr zum Unwillen der Nationalisten, die sie, wie Franco, lieber erschossen hätten.

Unsere Forschungen an der Herkunft des Alaju lag ebenso brach wie meine eigenen Versuche, dieser Sprache näherzukommen.

So ging das Jahr 1936 in einer fast schon schwülen Dezembernacht zu Ende. Und ich hatte eine Mutter verloren, eine andere fast verloren, und einen Vater gewonnen.

Ab Mitte Januar 1937 ging es Ophelia merklich schlechter. Der Arzt sagte, dass eine innere Verletzung wieder aufgebrochen sei. Ich war jeden Tag im Hospital, wohin sie wieder verlegt worden war, und schaute zu ihr.

Ophelia starb am 3. Februar 1937 um 14.04 Uhr. Ich war bei ihr und hielt ihr die Hand. All das Leben, dachte ich mir. Siebenundsiebzig Jahre hatte sie das Leben mit offenen Armen umfassen und mit Lust an ihre Brust gedrückt. Und nun war es dahin. Ich sah in ihr friedliches verrunzeltes Gesicht und dachte an den Tag zurück, als sie im Hospiz Sainte mère d'espérance ihren Sohn Frederic besuchen kam. Es kam mir vor wie gestern, und doch lag ein halbes Leben zwischen jenen beiden Tagen. Was aus mir geworden wäre, wenn sie nicht gewesen wäre? Was wäre aus mir geworden?

«*Inaube koiu inelie rada*» (Du hättest deinen Weg gefunden), sagte Aciel hinter mir. Er war eben erst eingetreten und ich hatte ihn nicht gehört. «*Naube*

ekoïu?) (Hätte gefunden?), antwortete ich. Ich war mir nicht sicher, ob ich tatsächlich meinen Weg gefunden hätte.

«*Sum aradao koi'i*» (Mancher Weg findet dich), sagte er. «*Aj, sum*» (Ja, mancher), antwortete ich.

Es gäbe so viel, was ich über Ophelia erzählen könnte, dass dies gewiss drei Bände füllen würde. Und es wäre mit Sicherheit ein Renner in den Buchhandlungen. Doch in diesem Buch geht es nicht um uns Menschen, es geht um einen roten Faden, den wir zu erhaschen und uns daran festzuklammern suchen.

Die Beerdigung fand drei Tage später, an einem Samstag, auf dem Cimetière de Passy statt. Es war fast irgendetwas zwischen Staatstrauertag und 14 Juillet. Wirklich alle, die etwas auf sich hielten, kamen. Und ihre Freundinnen und Freunde, die manchmal zu wenig, manchmal zu viel von sich hielten, kamen auch. Es waren mehr als achthundert Leute. Da wir nur drei Tage Zeit hatten, die Begräbnisfeier vorzubereiten, herrschten im Scheherazade-Zustände wie an einer Kriegsfront. Während hier und dort Befehle gebrüllt wurden, wischte man andernorts Tränen weg und tat, was getan werden musste. Die Feier war nur für geladene Gäste, anders wäre es gar nicht gegangen. Aber auch so hielt sich fast niemand daran, ob er oder sie eingeladen worden war. Das Volk strömte nach der Beerdigung wie eine Woge auf das Scheherazade zu. Zum Glück waren nur drei der «Gallier» wegen des Totschlags an den beiden Attentätern festgenommen worden. Die anderen drei standen vor dem Eingangsportal und machten «auf dicke Hose», wie die jungen Leute heute sagen.

Als spät nachts nur noch wenige unserer Freunde da waren, stimmte Aciel eines seiner Lieder an und uns allen lief es kalt den Rücken hinunter. Und wieder einmal beobachtete ich, dass man, obwohl man kein Wort kannte, das er sprach, dennoch fast jedes Wort, zumindest aber den Sinn des Gesungenen, verstand.

Heute ist mir bewusst, dass der egalitäre Gedanke, der in allem, was die Skandaj tun, dermaßen in ihnen verankert ist, dass selbst die Sprache darauf angelegt ist, dass möglichst alle gleichermaßen Anteil daran haben können.

Arbogast, der Maler

Aciel Arbogast, auch d'Aciel Arbogast, Skandaj, Nienetwiler und mein Vater. Es wird Zeit, dass ich über ihn schreibe.

Aciel ist kein großer, starker Mann, er ist etwa gleich groß wie ich, hat eine markante Nase, ein Bäuchlein und graues Haar. Sein Gesicht ist wie der Himmel der Bretagne, manchmal kühl und kalt, manchmal traurig grau und

manchmal ein sturmverheißender Herbstnachmittag am Meer, ein sich in einem fort abwechselndes Mienenspiel von Erregung, Freude, Zorn, Aufgewühltheit, Lachen und seinem überall und immer durchscheinenden Ernst. Seit ich ihn kenne, betreibt er nicht nur Forschung über die Nienetwiler Kultur, sondern er singt auch, musiziert und, zur Erheiterung der meisten, er malt und zeichnet.

Zwei seiner Bilder hängen ja auch, ich erwähnte es bereits, im Scheherazade. «Leih mir dein Ohr» hängt in der Bibliothek. Das Bild, das er im Herbst vor Ophelias Tod gezeichnet hat, war zwar kein Meisterwerk, doch hatte er sie gut getroffen, und so hängt diese Zeichnung nun neben weiteren Porträts von ihr im Foyer.

Aciel weiß selbst, dass er kein großer Künstler ist, und er wird mir nicht gram sein, wenn er diese Zeilen liest, denn egal ob er nun malt, singt oder seinen Forschungen nachgeht, stets ist er daran interessiert, mehr über das herauszufinden, was er tut. Was ist Kunst?, fragte er sich und begann zu malen und zu entdecken, was es an Stilen gibt, welchen geschichtlichen Hintergrund die Stile haben oder was welche Vertreterinnen und Vertreter einer Kunstrichtung dazu bewegte, sich eben so und nicht anders ausdrücken zu wollen. Mit kindlicher Neugierde hat er sich mit ihnen darüber unterhalten und manchmal Fragen gestellt, die denen derart auf die Nerven gingen, dass sie ihn wütend im Café sitzen ließen oder aus ihren Ateliers warfen. Sahen sie ihn dann aber wieder im Scheherazade, dann kramten sie zum Beispiel eine Skizze aus der Manteltasche, gaben sie ihm und sagten sowas wie: «Darüber solltest du dir einmal Gedanken machen!» Und er sah dann die Linien oder Farbkleckse stundenlang an, bis er entweder lachte und sofort in sein Atelier verschwand oder aber wütend damit herumfuchtelte und ausrief: «Ich verstehe das einfach nicht!»

Einmal wartete er mit einem Bild in unserem Café, bis Picasso kam. «He du», rief er ihm zu, «ich habe etwas für dich!» Picasso kam etwas ungehalten ob der Begrüßung an seinen Tisch und Aciel übergab ihm ein Blatt Papier. Ich habe keine Ahnung, was darauf war, aber Picasso sperrte sich danach zwei Wochen lang in seinem Atelier ein, und als er wieder rauskam, sprach er drei Monate kein Wort mit Aciel.

Aus purem Jux stellte Aciel einmal eine Staffelei an der Seine auf, dort, wo immer alle Maler zu finden waren. Dann saß er den ganzen Tag vor der Staffelei, trank und starrte die Leinwand an. Er tat all dies so theatralisch, dass immer wieder Leute bei ihm stehen blieben. Ganze Gruppen von Schaulustigen, Künstlerinnen und Künstlern standen um ihn herum und diskutierten, welch

ein innerer Zwiespalt ihn wohl vom Malen abhalte. Menschen brachten ihm Wein und Brote mit Käse und sprachen ihm aufmunternd zu. Gegen Abend, es hatte kaum noch Licht, da nahm er einen Pinsel, nahm schwarze Farbe aus der Tube auf sein Mischbrett oder wie man den Dingen sagt, auf denen die Farben gemischt werden, und malte eine sanft gebogene Linie vom linken zum rechten Bildrand. «Weniger geht nicht», sagte er, packte alles ein und ging.

Es gab einen richtigen Tumult, so empört waren die Leute. Später erzählte er mir, dass er am Nachmittag aus den Gesprächen mehr über Kunst erfahren habe als in seinem ganzen Leben davor.

Aciel meinte einmal, dass es nicht wichtig sei, etwas zu können. Vielmehr sei es wichtig, es verstehen zu wollen. «Wenn wir einen Tisch bauen wollen, ist es weniger wichtig, ob wir das auch können. Wir sprechen mit dem Holz, wir sprechen mit der Form, die entstehen soll, und wir sprechen mit den Werkzeugen. Wenn wir uns einig sind, wie wir vorgehen wollen, dann tun wir das. Es ist ein Austausch, ein Lernprozess. Wenn du dich mit jemandem aus einem anderen Land unterhältst, auch wenn du nur wenige Brocken seiner Sprache sprichst, erfährst du doch aus erster Hand mehr, als dich ein Buch oder eine Zeitung lehren könnte. So ist es auch, wenn ich einen Tisch bauen will. Wenn ich scheitere, ist das weit weniger schlimm, als wenn ich es nicht versucht hätte. Im schlimmsten Falle rufe ich einen Möbelschreiner, der für mich das Werk vollendet!»

Amot

Es war Mitte 1938, als Aciel mich einmal bat, für ihn Modell zu stehen. «Picasso und ich haben uns wieder gestritten. Er malt nun diese Bilder, auf denen die Menschen so schrecklich verzerrt sind. Ich weiß nicht, was dahintersteckt, und er wollte es mir partout nicht erklären. Ich will das ausprobieren und sehen, ob ich dahinterkomme.»

Natürlich habe ich ihm das nicht abgeschlagen. Es würde mir die Möglichkeit geben, Zeit mit ihm zu verbringen und ihn über das Alaju auszufragen. Wir trafen uns in seinem Atelier, dem immer noch gleich überfüllten, chaotischen Raum, und er bat mich, mich am Tisch hinzusetzen und den Kopf auf eine Hand zu stützen. Er brauchte nicht lange und hatte eine recht passable Skizze gefertigt. Dann wollte er aber weitermachen und fing an, auf eine Leinwand zu malen. Sein Gesicht ahmte wieder die bretonische Küste nach und er fluchte und kicherte und murmelte und es war eigentlich nicht zum Zuschauen. Zu alledem hatte ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit, ihn wegen des Ala-

ju auszufragen, denn er machte immer «Psst», wenn ich etwas fragen wollte. Irgendwann gegen Abend war er fertig. «Miribal, ich glaube, ich bin fertig!»

Wir sahen uns das Bild an und ich konnte keinen Unterschied zu Picassos Dora-Porträt, das alle so wunderbar fanden, erkennen. Allerdings muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich von Kunst nicht das kleinste bisschen verstehe und etwas einfach farbig oder nicht farbig finde, und manchmal gefällt mir etwas und manchmal nicht.

«Was hältst du davon?», fragte er mich schüchtern. «Es ist farbig. Ja und ich erkenne meine Nase!»

«Nun, vielleicht wird es unserem Gast besser gefallen.» «Du erwartest doch nicht Picasso! Der wird dich auseinandernehmen wie ein Matador seinen Bullen!» «Ach, was denkst du denn. Picasso!» Und in dem Moment klopfte es an die Tür.

Aciel ging hin, öffnete sie und sprach leise ein paar Worte mit dem mir noch verborgenen «Klopfer». «Ach, das tut mir leid, Amot», sagte er dann lauter, «ich habe wirklich vergessen, dass du kommst! Nun komm schon rein und begrüße Miribal, meine Tochter und ungnädigste Kunstkritikerin im ganzen Reiche Napoleons.»

Herein trat ein älterer Mann, schüchtern sein graues Haar zurückstreichend, nachdem er den Hut abgenommen hatte.

Er war einiges größer als Aciel, schlank und mit tief liegenden, intelligenten Augen. Sein Mund war zu einem Lächeln verzogen, das mir zeigte, dass es ihm grad nicht wohl war in seiner Haut. «Mademoiselle Arbogast, es ist mir eine große Ehre, Sie kennenzulernen.» Er fasste meine Hand und hauchte ihr einen züchtigen Kuss entgegen. «Mein Name ist Amot Nussquammer. Aciel und ich sind Kollegen bei der Nienetwiler Forschung.»

«Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Monsieur Nussquammer. Mein Nachname ist aber übrigens Ciséan, nicht Arbogast.»

«Oh, Verzeihung, Madame Ciséan.» Es hörte sich etwas enttäuscht an.

«Mademoiselle ist schon richtig, Monsieur Nussquammer, aber wenn Sie ein Freund von Aciel sind, dann sagen Sie doch bitte Miribal zu mir.»

«Miribal, dann nennen Sie mich Amot», säuselte er etwas verlegen und küsste noch einmal meine Hand.

«Das reicht jetzt an Begrüßungszeremonie, das Essen, Leute, wir wollen doch etwas essen!»

Irgendwie hatte er es geschafft, in den drei Minuten, in denen ich mich mit Amot unterhielt, Wein, Brot, Käse, Salami, Oliven und Orangen auf den Tisch

zu zaubern. «Setzt euch hin, ihr zwei. Wein?» Auf eine Antwort wartete er nicht und stellte eine Flasche Rotwein auf den Tisch.

Ich brauche über den Abend nicht mehr viele Worte zu verlieren. Amot ist zwei Jahre später mein Mann geworden. Er war doppelt so alt wie ich, aber aus irgendeinem Grund hat es mich zu ihm hingezogen.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass das alles Aciel eingefädelt hatte. Von wegen ein Bild malen!

Aber das Jahr ließ mir wenig Zeit für Amot. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Deutschland war in Österreich einmarschiert, und auch sonst auf der Welt war der Teufel los. Es war furchtbar. Die Repressalien gegen die Scheherazade waren so groß geworden, dass immer mehr Gäste fernblieben. Da wir nie einen Unterschied gemacht hatten, woher jemand kam, welcher Religion oder Staatsbürgerschaft er angehörte oder welche Hautfarbe er oder sie hatte, drangsalierten uns die Schergen von Déat und Doriots derart heftig, dass ich mich im Herbst 1938 entschied, das Scheherazade zu schließen. Ja, ich gab dem Druck nach. Ich wollte kein Haus leiten, das sich dem immer offener gezeigten Antisemitismus und dem Nationalismus beugt. «Wenn wir einmal keinen Spaß mehr haben können, dann machen wir dicht!», hatte Ophelia einmal gesagt, und so taten wir es auch.

Am 4. Oktober gaben wir ein rauschendes Fest, zu dem noch einmal alle unsere echten Freunde eingeladen waren.

Und das war es dann. Aciel und einige Freunde, darunter auch der mir einmal von Aciel vorgestellte stellvertretende Schweizer Botschafter, halfen mir noch im gleichen Monat, eine Firma zu gründen, die die Vermietung und all das von der Schweiz aus ermöglichen würde. Dank dieser «Finte» besitze ich das Haus noch heute, denn während der Besatzungszeit ließen wir es geschlossen, und ein kleines Emaille-Schild mit dem Schweizerkreuz darauf sorgte dafür, dass die Deutschen es nie anrührten. Nach dem Krieg ließ ich das Haus renovieren. In den oberen Stockwerken vermietete ich Zimmer an Künstlerinnen und Künstler und Skandaj. Im Erdgeschoss gibt es noch immer ein Bistro und eine Kunstgalerie.

Da ich nun keine Bleibe mehr hatte, bot mir Amot an, in seine Wohnung zu kommen. Ich war mir erst nicht sicher, ob ich das wollte, aber Amot war so charmant und auch Aciel redete auf mich ein, sodass ich das Angebot schließlich annahm.

In der Wohnung – sie hatte ganze sechs Zimmer – war kaum eine Wand ohne Bücherschränke. Es war, als lebte man in einer Bibliothek. Amot gab mir ein schönes Zimmer, das tatsächlich noch nicht vollgestellt war. Das änderte sich

sofort, nachdem ich eingezogen war und die Umzugsleute kistenweise meiner eigenen Bücher und Regale aus dem Scheherazade mitbrachten. Amot schaute sich das Treiben belustigt an und schüttelte den Kopf. «Und ich dachte, dass du ein wenig Ordnung in die Wohnung bringen würdest!»

«Ich halte es da mit Aciel: Je mehr Zeug herumsteht, desto größer ist die Chance auf eine Entdeckung!»

«Aciel hat so viel Zeug herumstehen, dass er sich selber kaum noch findet. Es ist so viel, dass ich sogar dich fast übersehen hätte.» Kaum wurde er gewahr, was er gesagt hatte, schaute er etwas verlegen in der Wohnung herum. Immerhin waren wir zu dieser Zeit noch nicht ein Paar, er hatte im Haus sogar herumgezählt, ich sei seine Haushälterin (was ihm natürlich kein Mensch geglaubt hat). Ich gab ihm einen Kuss auf die Wange. «Danke, Amot, dass ich hier wohnen darf.» Dann drehte ich mich um und besah mir die Bücherschränke. «All diese Bücher, Amot, ich werde die nie alle lesen können.» «Ach, das brauchst du auch nicht, das meiste ist altes Zeug von alten Männern geschrieben.»

Das Treffen der Skandaj

1939: Kriegsjahre und Hektik. Jeder, egal was heute behauptet wird, wirklich jeder, der noch alle beisammen hatte, wusste, was auf Frankreich und die Welt zukommt. Deutschland griff Polen an und in Frankreich baute man mit voller Kraft an der Maginot-Linie. Aber wen das interessiert, kann ein Geschichtsbuch lesen. Hier will ich nicht davon berichten. Aber vom Treffen der Nienetwiler. Einem letzten Treffen «vor dem großen Krieg, den vielleicht nur wenige von uns überleben werden», wie Aciel einmal sagte.

Das Treffen fand am Freitag, 15. September 1939 in einem großen Saal in einem Hotel in Genf statt. Leider versäumte ich, den Namen des Hotels in mein Tagebuch zu schreiben, aber am Tag zuvor, bei unserer Ankunft, schrieb ich:

«14. September 1939: Wir sind gestern in Genf angekommen. Im Hotel tuschelte das Personal wegen der vielen Fremden, die hier eintrafen. Am Abend trafsich Aciel mit mehreren Leuten. Amot und ich durften nicht dabei sein. Ich kann nicht sagen, was los ist, aber im Hotel wimmelt es von Menschen aus allen Ländern der Welt. Die vom Hotel meinen, das sei ein Kongress vom Roten Kreuz.»

Am nächsten Tag um halb zehn Uhr morgens gingen wir in den großen Saal. Der Saal war wirklich seltsam bestuhlt – nicht wie sonst üblich alle in Reihe nach vorne gerichtet, sondern alle im Kreis um ein Zentrum von etwa drei Meter Durchmesser. Amot und ich nahmen in der äußersten Reihe Platz. Als der

Saal voll war und niemand mehr hereinkam, war es erst mucksmäuschenstill. Dann erhob sich eine schwarze Frau und ging in die Mitte der offenen Fläche zum Mikrofonständer. Leider war mein Alaju zu dieser Zeit noch nicht so gut, dass ich alles verstanden hätte. Sie gebrauchte viele Wörter, die mir nicht bekannt waren. Aber aus den Gesprächen mit Aciel und anderen kann ich das, was an dieser *Ta-tscha-ue-medh* [Zusammenkunft der 42 Stämme, Anm. Redaktion], wie die Zusammenkünfte der Nienetwiler von ihnen genannt werden, ungefähr zusammenfassen:

«Alle, die hier sind, seien auf das Beste willkommen geheißen. Ich bringe Grüße unserer Stämme aus Afrika, die nicht hier sein können. Die Welt, das wissen wir, geht einem neuen großen Krieg entgegen. Alle machen sich bereit. In Afrika bereiten sich die Kolonialmächte vor und verschieben Truppen und Material. Wir haben unter mehr Repression zu leiden als bisher.

Da Franzosen, Deutsche, Italiener, Belgier und Engländer und die anderen Kolonialmächte nun über Flugzeuge verfügen, die weit über das Land fliegen können, fällt es uns schwer, uns weiter zu verstecken. Mischen wir uns aber unter die Menschen in den Dörfern und Städten, sind wir demselben Terror ausgesetzt wie sie. In ganz Afrika gibt es, soviel ich weiß, noch achtzehntausendneuhundertundeinunddreißig von uns. Was wird aus uns werden? Wo sollen wir hin in dieser Zeit, wo wir überall gesehen werden? Unser *medh* dauerte einundzwanzig Tage – gleich lang, wie ein bebrütetes Ei benötigt, um ein neues Huhn zu schaffen. Wir sind uns einig geworden, dass allen freigestellt werden soll, was sie nun tun wollen. Doch wozu ist dieser Ratschlag nütze? Wir können nicht einfach in die Schweiz oder Nordamerika – wir sind schwarz! So nennt uns der Westen: schwarz. Wo also sollen wir hin, und was sollen wir tun, um unser Erbe zu retten? In Europa will dieser Hitler Krieg anfangen und alle anderen Staaten sehen einfach zu. Selbst hier in der Schweiz nennen sie alle von uns einfach Neger. Sollen wir nach Europa kommen? In Amerika leben viele von uns die wie Dreck behandelt werden. Dort gilt das Gesetz der Weißen. Wir dürfen nicht in dieselben Schulen, haben nicht dieselben Rechte und werden noch immer behandelt, als wären wir Menschen zweiter Klasse. Sogar uns Skandaj ist es fast unmöglich, dort Fuss zu fassen. Bliebe noch Argentinien. Aber Ortiz meint es zwar gut mit der Demokratie, aber weniger gut mit den Schwarzen. Also, ich bitte die *medh*, mir heute einen Vorschlag zu machen, was wir tun sollen, um das Erbe der *mti'a* [*Mti*, Swahili für Bäume; *mti'a* = ein Stamm der Skandaj in Afrika, Anm. der Red.] zu retten. Ich danke euch.»

Die Frau ging an ihren Platz zurück und ein kleiner hellblonder und rotköpfiger Mann ging zur Mitte. «Freundin, gerne würde ich dir sagen, dass in

Island eine Heimat für euch wäre, aber das kann ich nicht. Ich bezweifle nicht, dass ihr euch an die tiefen Temperaturen und unser Essen (ein Lacher ging durch den Saal) gewöhnen würdet, aber die dänische Regierung mag euch ebenso wenig wie der Rest der Welt. Wieso das so ist, weiß ich nicht. Auf ganz Island haben wir genau drei Menschen aus Afrika. Aber ich kann euch eines versichern: Wir haben vierzehn Millionen dänische Kronen auf der Bank und wir werden dieses Geld dafür ausgeben, dass alle Skandaj in Sicherheit leben können. Ich weiß, es hört sich hart an, wenn ich das sage, denn wer sind wir, dass wir nur die Skandaj retten? Aber irgendwo müssen wir anfangen, und ich sage, dass das, was wir seit Aberhunderttausenden von Jahren weitergetragen haben, es wert ist, gerettet zu werden. Wichtiger als wir ist doch, dass die Gewissheit, dass das, was uns umgibt, den Menschen ebenso formt wie der Mensch das, was ihn umgibt. Und gerade jetzt, vor einem neuen großen Krieg, ist es das, was wir am meisten schützen sollten. Ihr alle wisst es. Es gab einst nur noch ganz wenige von uns. Verteilt über die ganze Welt haben wir überlebt und Kinder gezeugt und unser Wissen, unsere Gewissheit über diese Welt weitergetragen. Es mag sein, dass es einst eine Zeit geben wird, in der alle Menschen sich den wirklich wichtigen Dingen zuwenden können, nämlich der Mehrung von Wissen und Können um deren selbst willen, und nicht zum Überleben. Aber jetzt, in diesen Tagen, müssen wir retten, was wir retten können. Ich danke euch!»

Ein großer Mann stand auf und bahnte sich seinen Weg in die Mitte. «Der Rat der Russland-Exilanten gab mir die Aufgabe, euch zu grüßen. Ich grüße euch also! Er gab mir auch den Auftrag, euch zu sagen, dass wir nun im nahenden Krieg ebenfalls nicht mehr wissen, wohin. Wien ist nun deutsch! Polen ist deutsch. Was ist mit den Niederlanden, wo viele von uns leben, oder England? Im Gegensatz zu unserer Schwester aus Afrika hätten wir die Möglichkeit, nach Amerika zu gehen. Aber unsere Leute sind zurückgekommen. Man mag dort keine Russen. In der Schweiz haben wir einige von uns unterbringen können, aber es wird immer schwieriger. In Kanada mag man die Russen zwar auch nicht besonders, aber immerhin konnten wir gut elfthundert unserer Schwestern und Brüder dort in Sicherheit bringen. Ich stimme meinem Vorredner Raedmurson zu: Das Wichtigste ist es, unser Erbe zu schützen. Wir haben achthunderttausend Kanadische Dollar und ebenso viele Schweizerfranken gesammelt, die wir aufbringen können. Ich danke euch!»

Nun stand Aciel auf und ging in die Mitte. «Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß es wirklich nicht. Der Mensch ist offensichtlich bestrebt, immer und immer wieder dieselben Fehler zu machen. Unser Wissen, unsere Art zu

leben, hat noch nie wirklich Einfluss nehmen können, um das zu ändern. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht am selben Punkt angelangt sind wie all unsere Vorstämme, die sang- und klanglos in der Geschichte verschwunden sind. Ich plädiere zwar ebenfalls dafür, dass wir unser Erbe retten, immerhin habe ich mein Leben lang damit verbracht es auf der ganzen Welt zusammenzutragen, aber wir müssen ehrlich mit uns sein. Wozu soll das nütze sein? Wenn der Mensch diese Entwicklung weitermacht, werden wir bald keinen Ort mehr haben, an dem wir leben können. Wo hier der Kapitalismus herrscht, ist es dort der Kommunismus, wo hier Christen sind, sind es dort Muslime, Juden, Buddhisten oder sonst eine Glaubens- oder Nicht-Glaubensgemeinschaft, die sich in ihrer religiösen Intoleranz in Sicherheit wiegt und sie beibehalten will. Menschen wurden und werden überall und zu jeder Zeit abgeschlachtet, versklavt und ausgenutzt, um einigen wenigen dies oder jenes zu ermöglichen. Sei es nun Macht oder Bequemlichkeit, es spielt keine Rolle! Wir können uns nicht mehr verstecken. Meine Vorrednerin hat es gesagt, die Flugzeuge entdecken unsere letzten Siedlungen, und was die Flugzeuge nicht finden, finden Holzfäller, Goldgräber oder die Betreiber von Minen.

Hier in der Schweiz ist das Leben für uns nicht überall einfach, und ja, ich weiß, dass unsere Brüder und Schwestern aus Afrika und Asien nicht alle willkommen sind. Aber bedenkt, es wird einen großen Krieg geben. Nutzen wir diese Dummheit zu unseren Gunsten. Vielleicht können wir uns nicht selber retten, aber dafür viele unserer Kinder! Das Rote Kreuz hat mir zugesichert, dass wenn wir sie unterstützen, sie uns dabei helfen werden, Kinder aus den Kriegsgebieten in die Schweiz oder an andere sichere Orte zu bringen, wenn wir sie dort bei unseren Familien unterbringen können. Und das können wir! In all diesen Familien können wir unser Wissen weitergeben, und eines Tages, wenn diese Kinder groß geworden sind, können sie wieder in ihre alte Heimat zurückkehren und dort unser Erbe weiterführen.

Es wird Zeit, dass wir lernen, unter denen zu leben, die nicht so denken wie wir. Ich habe das mein ganzes Leben lang gemacht und ebenso mein Vater. Es ist schwer, aber es ist möglich, und wenn wir zusammenhalten und tun, was wir immer getan haben, nämlich sammeln und vermitteln, dann können wir retten, was von unserer Kultur sonst untergeht. Ich danke euch!»

Danach gab es große Diskussionen. Eine und einer nach dem anderen standen in die Mitte und sprachen. Erst am Sonntagabend fand das *medh* sein Ende. Aciels Antrag wurde angenommen.

Weggehen

Ende Februar 1940 fuhr Amot trotz aller Vorzeichen zu Aciel in die Schweiz. Er hatte schon Anfang Januar damit begonnen, alles Wichtige in Kisten zu verpacken und nach Luzern zu schicken, wo Aciel, wie wir erfuhren, irgendwo im Umland ein Haus besaß. Amot war der Meinung, dass wenn die Deutschen Frankreich nähmen, sich Hitler und der Duce wie Kinder um die Schweiz zanken würden und dort dann nichts sicher wäre. Aber Aciel beruhigte ihn und meinte nur, dass die Schweiz sicher bleiben würde. Woher er die Gewissheit nahm, entzog sich unserem Wissen. Also packte er die halbe Wohnung leer und verschickte alles in die Schweiz. Allein in der leeren Wohnung war es kaum auszuhalten und bereits wenige Tage nach seiner Abreise begann sich bei mir alles zu ändern. Ich hatte die Symptome bei genügend «Mädchen» gesehen, um zu wissen, was los war. Anfang Mai hatte ich dann die Gewissheit. Ich war schwanger! Wie ein Tiger im Käfig lief ich durch die Wohnung und wusste nicht wohin mit mir. Wie hatte das geschehen können? Wir waren nur einmal zusammengekommen! Ich wusste nicht, ob ich mich freuen sollte oder nicht. Ich wusste nicht, was weiter geschehen würde. Und ich hatte keine Ahnung, was ich als Mutter zu tun hatte.

Am 6. Mai 1940 schrieb ich Amot ein Telegramm mit den Worten: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. jt Miribal»

Glücklicherweise hatte ich genügend Freunde in Paris, die mir halfen, alles zu erledigen. Meine Sachen wurden gepackt und zu Amot geschickt, was, dank unseres Freundes, der noch immer wacker die Schweizer Botschaft hielt, kein Problem war. Er stellte mir auch ein Sondervisum aus, was in Anbetracht der verschärften Einreiseregeln der Schweiz nur ging, weil Amot über Nacht nach Paris kam und wir bereits am 14. Mai heirateten. Am 24. Mai fuhren wir zurück in die Schweiz. Vorher gaben wir noch eine letzte, leidlich lustige Party und verabschiedeten uns von unseren Freunden. Ich sollte Paris erst acht Jahre später wiedersehen.

Die Zugfahrt von Paris nach Genf war eine einzige Tortur. Der Zug war überfüllt, laut, stickig und ratterte derart langsam über die Gleise, dass ich schon dachte, dass wir nie ankommen würden.

Die Waggonen waren voller Menschen, die raus aus Frankreich wollten. An der Grenze zeigte sich, dass ein großer Teil kein Visum hatte und aussteigen musste. Ich werde die Szenen, die sich da abspielten, in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Von Genf ging es dann nach Lausanne und von da nach Bern,

wo wir bei Bekannten von Aciel übernachten konnten. Am Mittag des 25. Mai trafen wir dann in Luzern ein.

Von den ersten Tagen in unserem vorübergehenden Zuhause weiß ich nur noch wenig. Ich war so erschöpft, dass ich fast eine Woche im Bett oder im Liegestuhl im Garten verbrachte. Amot und Aciel kümmerten sich so rührend um mich, dass ich irgendwann ein schlechtes Gewissen bekam und mich zwang, aufzustehen, um wenigstens in der Küche zur Hand zu gehen. Doch die beiden bugsiierten mich freundlich, aber bestimmt wieder in den Garten. Ich hörte die beiden diskutieren und manchmal gar lachen. Töpfe schepperten, und aus dem Fenster der Küche, das zum Garten ging, schwappten Schwaden, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen.

«Ich möchte, dass wir das Land verlassen», eröffnete Amot mir eines Morgens.

«Wieso willst du hier weg? Aciel sagte doch, wir seien hier sicher!» Allein die Vorstellung, schon wieder woandershin zu müssen, machte mich müde und ließ mich bangen.

«Ich weiß, was er gesagt hat, aber so sehr ich ihm vertraue, meine

Furcht, dass die Deutschen auch die Schweiz angreifen, ist nun einmal größer. Aciel hat Freunde in Chicago. Dort könnten wir uns niederlassen. Er half mir, in Chicago ein kleines Haus zu finden, und ein Bekannter von ihm könnte dir Arbeit als Übersetzerin geben.»

«Amot, ich habe gerade meine Heimat verlassen und glaubte mich hier an einem sicheren Ort, um abzuwarten, bis wir eines Tages wieder zurückkönnen. Jetzt willst du, dass ich mit nach Amerika komme?»

«Wo sollten wir sonst hin? Außer Nordamerika ist nichts mehr sicher. Also Kanada oder die USA. Es muss ja nicht für immer sein. Sollten die Deutschen eines Tages geschlagen werden, wäre der Weg zurück wieder frei. Denk doch an das Kind, das in dir heranwächst. Was, wenn auch hier der Krieg ausbricht?»

Was hätte ich da noch sagen können. Zwei Monate später wurde unser gesamtes Hab und Gut in Amots altem Landhaus bei Zürich eingelagert. Aciel gab uns zu Ehren ein Abschiedsfest. Aus der ganzen Schweiz kamen Freunde und Bekannte. Mindestens die Hälfte von ihnen waren Skandaj.

Es war mitten in der Nacht, als ich mich völlig erschöpft am Rand des Gartens auf die kleine Steinmauer niederließ und zu den Sternen hochsah.

«*to she o do, to she be*» [eigentlich «*tosch odo, tosch be*» = «Tausend Sterne, tausend Möglichkeiten», gesprochen im Dialekt der Jilin Skandaj – Anm. der Red.] sagte ein kleiner Mann, der aussah, als hätte man einen Chinesen zu lange in der Sonne gelassen, so verschrumpelt sah er aus. Er hieß Xiao Keren und kam

aus dem Nordosten Chinas. Als dort die japanischen Truppen einfielen, flohen viele von den Jilin Skandaj in die USA, einige zog es nach Europa. Xiao war nun Besitzer eines kleinen Vergolderateliers in La Chaux-de-Fonds. Arbogast sagte über ihn, er habe einen Verstand, der in seiner Schärfe nur durch seine Zunge übertroffen werde.

«*tosch be, tosch den gadho*» («Tausend Möglichkeiten, Tausendes zu sammeln»), erwiderte ich.

«Ja, so ist das, Miribal. Hab keine Angst vor dem Neuen. Du fühlst dich unsicher, weil du die neue Welt nicht kennst, weil du nicht mehr in Paris bist und bald nicht mehr hier bei deinem Vater. Du hast das Gefühl, keine Macht mehr über dein Leben zu haben, nicht wahr? Aber du bist eine von uns und du wirst, wo auch immer du hingehst, Skandaj finden, die dir helfen. Das Unbekannte war immer ein Teil unseres Lebens. Wir sind immer gewandert und von einem unbekannten Tal ins nächste gelangt. Unsere Neugierde und unser Drang, Wissen und Können zu sammeln, machte uns zu dem, was wir sind. Es ist ein Abenteuer, Miribal. Und es gibt keine Macht über das Leben. Es gibt überhaupt keine Macht. Wer das glaubt, begeht einen Fehler. Ebenso wenig, wie die Welt Macht über uns hat, haben wir Macht über die Welt. Es ist ein Tanz, Miribal. Du tanzst mit der Welt. Lerne ihren Rhythmus, ihren Schritt, und du wirst von ihr getragen werden wie heute Abend von deinem Gemahl. Ich wünsche dir gutes Sammeln und einen schönen Tanz, Miribal.» Er zog mich etwas unsanft zu seinem schrumpligen Gesicht hinunter und gab mir einen Schmatzer auf die Stirn. Dann drehte er sich um und verschwand in der Nacht.

Kaum war ich wieder allein, trat schon Aciel zu mir. «Wie geht es dir?», fragte er und suckelte an seiner Pfeife, die seit einiger Zeit zu seinem Gesicht gehörte wie seine markante Nase.

«Ich bin müde und denke über unsere Zukunft nach.»

«Zukunft, ja? Nun, Miribal, es gibt Zukunft so wenig wie Vergangenheit. Es sind alles nur Konstrukte, die ...»

«Ach, halt den Mund, Aciel», unterbrach ich ihn. «Müsst ihr mir ständig mit weisen Sprüchen kommen? Kannst du mich nicht einfach in den Arm nehmen und sagen, dass du mich vermissen wirst?»

Er schaute mich etwas verdattert an und eine Träne rann ihm über seine knochige Wange. «Ich ..., Miribal, ich werde dich mehr vermissen als ich irgendjemanden sonst je vermisst habe, ich ...»

«Halt den Mund Aciel», sagte ich sanft und umarmte ihn flennend.

Die Ankunft

Die Nacht war lang und der Tag darauf war schrecklich. Die Vorbereitungen für den Umzug nach Chicago erledigten Amot und Aciel und ich lag in der Bauernstube, wie sie das hier nannten, und sah deprimiert in den regnerischen Tag hinaus.

Xiao hatte natürlich recht. Es war ein Abenteuer. Nur dass sich bei mir einfach keine Vorfreude einstellen wollte.

Drei Tage später fuhr uns Aciel mit einem Auto zum Flughafen in Zürich, wo wir uns verabschiedeten. Das Flugzeug war fast ausschließlich mit Amerikanern besetzt und wir mussten über England, Island, Neufundland und von da nach Chicago fliegen. Ich glaube, wir waren eine Ewigkeit unterwegs. Am Montag, dem 29. Juli, um sieben Uhr achtundzwanzig betrat ich amerikanischen Boden.

In Chicago angekommen, fuhr uns ein Taxi in die Kenwood Avenue, wo wir vor einem kleinen, dreistöckigen, blau geschindelten Haus anhielten. Amots und Aciels Freunde aus Chicago hatten ganze Arbeit geleistet. Nicht ein einziger Koffer, nicht eine einzige Kiste stand im Haus herum – es sah aus, als hätten wir dort schon immer gewohnt. Die Tränen rannen mir wieder übers Gesicht und ich begann diese Schwangerschaft langsam lästig zu finden. Ich küsste Amot und legte mich in dem hübschen kleinen Schlafzimmer aufs Bett und schlief sofort ein.

Die ersten zwei Monate verbrachte ich fast ausschließlich im Haus, machte mich vertraut, begrüßte Nachbarn und sah mich in der näheren Umgebung um. Amot wollte mich dann endlich aus dem Haus locken, und als wir eine Einladung für die Saison-Eröffnung der Chicago Orchestra Hall erhielten, konnte ich nicht Nein sagen und so kam ich endlich in die City. Das Konzert, zu dem wir von Hans Lange, dem damaligen Dirigenten und Assistenten des Chicago Symphony Orchestra, eingeladen wurden und der mich noch aus der Zeit des Scheherazade kannte, war ganz wunderbar und das erste Konzert klassischer Musik, das ich je hörte. Gerade habe ich das alte Programmheft hervorgekramt: [Thursday, October 10th, 1940, Frederick Stock, «Festival Fanfare» (Premiere), Beethoven, Symphony No. 3 «Eroica», Strauss «Till Eulenspiegel's Merry Pranks», Finale RIMSKY-KORSAKOW «Capriccio Espagnol», Opus 34]

Und auf der Rückseite ist noch die Telefonnummer von Mr. Morel notiert, der mir doch tatsächlich eine Arbeit als Dolmetscherin anbot.

Dazu traf sich offensichtlich die gesamte wissenschaftliche Welt Chicagos dort und es war ganz wunderbar, so viele bekannte Gesichter zu sehen, denn viele Leute waren an der Weltausstellung in Paris gewesen und nicht wenige

davon waren bei uns im Scheherazade zu Gast gewesen und inzwischen angesehene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den USA.

Jedenfalls kam es so, dass wir schon auf Ende des Monats ein gutes Dutzend Leute zu uns eingeladen hatten, um uns an Ophelia und das Scheherazade und an unsere alten Heimaten, die wir des Krieges wegen hatten verlassen müssen, zu erinnern. Und so hat sich wieder einmal die Macht hinter meines Vaters Netzwerk gezeigt: eine alles durchdringende, alles verbindende Kraft, die mich, ganz offensichtlich, nie mehr loslassen wird.

4. Spiel

4.1 Einleitung: Das Leben ist nur ein Spiel

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Wann haben Sie das letzte Mal gespielt? Erinnern Sie sich noch genau daran, warum Sie gespielt haben und wie Sie sich dabei gefühlt haben? «Nur im Spiel wird der Mensch ganz Mensch», hat Friedrich Schiller einmal gesagt. Aber ist das nicht eine zu starke Vereinfachung? In der Kultur der Nienetwil spielen nicht nur Menschen, sondern alle Wesen und Dinge interagieren miteinander – denn aus der Perspektive der Nienetwil ist die Welt ein ständiges «Zusammenspiel» von allem mit allem. Das ist ein schöner Gedanke, und deshalb ist dieses vierte Kapitel dem Spiel gewidmet.

Im Vorwort diskutiert Simon Meyer das Konzept des Spiels anhand von Begriffen aus der Sprache der Skandaj, des vielleicht letzten Stammes der Nienetwil-Kultur. Für sie bedeutet Spiel eine Verbindung zwischen allen Wesen und Dingen, ein Verständnis dafür, dass alles miteinander verbunden und ständig in Bewegung ist.

Wir freuen uns, einen Beitrag aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. zu veröffentlichen. Die bisher unveröffentlichten Notizen mit dem Titel «Das Spiel des Sammelns» wurden speziell für dieses Buch bearbeitet und gekürzt. Sie spiegeln seine Sicht auf den modernen Menschen wider, der leider vergessen hat, wie man spielt, und erklären zugleich die Verbindung zwischen Spiel und Kunst.

Nomis Arbogast gibt Einblicke in sein persönliches und berufliches Leben: In seinem ersten öffentlichen Interview beantwortete der Sohn von d'Aciei Arbogast I. Fragen des Herausgebers David J. Krieger. Er spricht über seine um-

fangreiche Forschung zur Nienetwiler Kultur und erinnert sich auch an Erlebnisse aus seiner Kindheit und seinem Familienleben.

Ein weiteres Fragment aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. befasst sich mit Kybernetik. Lesen Sie mehr über seine These, wonach zukünftige Menschen dazu bestimmt sind, Künstler zu sein, aber nach Tausenden von Jahren als Arbeitstiere nicht in der Lage sind. Laut dem Autor ist dies «die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Kybernetik».

Wie in den vorangegangenen Kapiteln folgt eine kurze Erkundung der Sprache der Skandaj, Alaju. Diesmal werden die Ursprünge der drei Wörter *kuku*, *toho* und *musei* sowie deren komplexen Bedeutungen ausführlich erklärt.

Der nächste Artikel befasst sich konkret mit Spielen: Im Bericht über die Ausgrabungen in Nienetwil 4–2021 erfahren Sie mehr über «kanwiki» – ein Spiel der Skandaj, mit dem sie sich lange vor der Existenz von Karten auf unterhaltsame Weise Landschaftsmerkmale und Wege einprägten und merkten.

Wie immer schließt ein Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan dieses Kapitel ab. In diesem vierten Teil erfahren Sie, wie es Miribal in Chicago geht und was White Feather damit zu tun hat.

In der Sprache der Skandaj wird Spielen *kuku* genannt (siehe die Wörter *kuku*, *toho* und *musei*). Der Begriff lässt sich auf die beiden ursprünglichen Alaju-Wortstämme **kh-* = fühlen und **ku-* = erforschen, erleben zurückführen.

Dies bezieht sich jedoch nicht auf das Erleben durch Gefühle, sondern vielmehr auf das Erleben von Grenzen, Verbindungen und Beziehungen zwischen Dingen. Es beinhaltet Wissen, Geschicklichkeit und das Ignorieren dieser Elemente – nicht in Ordnung zu sein und nicht im Chaos zu sein – kurz gesagt: in fröhlicher Gelassenheit zu sein.

Im Gegensatz zu westlichen und fernöstlichen Kulturen, in denen es oft einen Konflikt zwischen Ordnung und Chaos gibt, existiert diese Dichotomie bei den Skandaj nicht. Die Vorstellung, dass Chaos schlecht und Ordnung gut ist, fehlt in der Kultur der Nienetwiler ebenfalls völlig. Das Wort *toho*, das wir mangels einer besseren Entsprechung im Englischen mit «Chaos» übersetzen, hat keine negative Konnotation. Es bedeutet lediglich, dass sich die Dinge im Fluss befinden und noch keine dauerhafte Struktur durch Vermittlung gefunden haben, zumindest keine vorübergehende.

Die strukturierte Welt, die seit vielen Hundert Jahren im Osten und Westen propagiert und von der Wissenschaft angenommen wird, existiert in der Erfahrung der Nienetwiler nicht. Im Gegenteil! Chaos ist ein wesentlicher Bestandteil der Kultur der Nienetwiler. Denn es widersetzt sich der Ordnung, die selbst in der digitalen Welt nicht wirklich definiert werden kann, und eröffnet

so den Weg für Erfahrungen außerhalb der Ordnung oder, wenn man so will, der Hierarchie.

Das gesamte Universum ist ein sich selbst organisierendes Chaos, das durch eine sich ständig verändernde Anzahl und Art der Einflüsse gekennzeichnet ist.

Der in Skandaj bekannte Ausdruck *hen-plo*, der mit «alles fließt, alles ist im Fluss» übersetzt werden kann, wurde von Heraklit, einem guten Freund von Skandaj Ekio Nedal, ins Griechische als «panta rhei» übersetzt. Heraklit dachte tief darüber nach, aber man muss sagen, dass er nur einen Teil davon verstanden hat. *Hen-plo* bedeutet nicht nur, dass sich alles ständig verändert. Es bedeutet auch, dass man sich dem Fluss hingeben sollte.

Johann Wolfgang von Goethe hat diese Idee in seinem Gedicht «Dauer im Wechsel» wie folgt untersucht:

«Mit jedem Regenguss
Verändert sich dein schönes Tal
Ach, und im selben Fluss
Schwimmst du kein zweites Mal.»

Aber wie Heraklit erkannte auch Goethe nicht, dass es nur einen Fluss gibt – den Fluss aller Dinge, die innerhalb dieses Flusses immer miteinander verbunden sind.

Zuerst versuchten die Griechen, dann die Araber, Juden und Chinesen im Hochmittelalter und später die Aufklärung im Westen und die moderne Wissenschaft, diesen Fluss zu ordnen. Was für eine Torheit! Heute versuchen Algorithmen dasselbe und scheitern ebenso kläglich. Warum ist das so? Weil der Fluss zu komplex ist. Der Mensch, die Welt und das Universum sind dafür einfach zu komplex.

Ob Mensch oder Maschine, sie sind nur in der Lage, Aspekte der Existenz zu erkennen und zu berechnen – die Verbindung zwischen Menschen und *gabe* [Alaju: *gabe* = Ding; Anmerkung des Herausgebers], d. h. allem im Universum.

Die Berechnung dieser wenigen Aspekte mag für bestimmte Prozesse in einem System ausreichen, aber sie reicht nicht aus, um die tatsächlichen Zusammenhänge zu erkennen.

Für die Nietenwiler ist all dies wie ein Spiel, ein Tanz, wenn man so will: ein chaotischer Rundtanz, der dennoch seine Ordnung hat, und wo es keine Ordnung gibt, gibt es einfach keine. Das spielt keine Rolle, denn früher oder

später wird sich alles so fügen, dass es Sinn ergibt (wenn auch nicht unbedingt so, wie oft geglaubt oder erhofft).

Was Lynn Margulis und James Lovelock als Gaia-Hypothese beschrieben haben und was der Philosoph Bruno Latour kürzlich so leidenschaftlich propagiert hat, ist aus Sicht der Nienetwiler nichts anderes als die Idee, dass alles alles andere beeinflusst. Die Nienetwiler spielen dieses Spiel seit Millionen von Jahren, und genau diese Idee möchten wir von ihnen übernehmen.

In der Kultur der Nienetwiler gibt es, wie in anderen Kulturen auch, unzählige Spiele.

Diese Spiele bringen nicht nur Freude und verbinden Menschen, sondern haben auch eines gemeinsam: Sie alle zielen darauf ab, Verständnis zu vermitteln. Was gibt es zu verstehen? Die Tatsache, dass jede Handlung und jede Untätigkeit Auswirkungen hat. Ob es sich um Fußball oder ein Spiel zum Informationsaustausch handelt, ob es ein Tanz oder ein Musikspiel ist: Sie alle lehren die Teilnehmer, wer sie sind, wie sie mit anderen in Beziehung stehen und wie die Menge sie beeinflusst und umgekehrt.

Die Arbogasts, ob sie nun blutsverwandt sind oder nicht – denn das spielt für die Skandaj keine Rolle –, haben eine Art «Familienmotto»: *«ah-kuta-kwa-si-eka-ieh;he-be-ieh-ahiei:»*, was so viel bedeutet wie «Je sicherer du dir bist, wer du bist, desto größer ist deine Fähigkeit zu sein.» Dieser Satz ist universell und kann auf unzählige Arten angepasst werden: «Je sicherer du dir darüber bist, mit wem du spielst, desto größer ist deine Fähigkeit zu spielen» oder «Je sicherer du dir darüber bist, was dich umgibt, desto größer ist deine Fähigkeit, darin zu sein». Oder: «Je sicherer du dir darüber bist, wer mit dir tanzt, desto größer ist deine Fähigkeit zu tanzen.»

Die weit verbreitete Heuchelei vieler Menschen – insbesondere der von ihnen gewählten Regierungen – liegt in ihrer Vortäuschung, reine Absichten zu haben. Das ist jedoch nicht wahr; ihre Handlungen offenbaren die Wahrheit. Die Ausbeutung der Umwelt, der Tiere, Pflanzen und Menschen sowie Kriege, Missbrauch und Zerstörung erzählen eine andere Geschichte. Die Systeme, die wir aufgebaut haben, sind fehlerhaft, durch Macht und das Verlangen nach Anerkennung korruptiert. Infolgedessen geht das, was einige wenige durchsetzen, oft zu Lasten aller anderen. In diesem Zusammenhang können sowohl Ordnung als auch Chaos als nützliche Werkzeuge dienen. Es ist wichtig, aus der Nienetwil-Kultur zu lernen, dass Ordnung und Chaos nur Nebenfiguren in einem endlosen Spiel sind. Wenn wir erkennen, dass wir alle miteinander verbunden sind und ein gemeinsames Ziel haben – einen kollektiven Tanz, ein Lied und ein Spiel –, müssen wir nicht länger Spielfiguren im Spiel einiger

weniger mächtiger Individuen sein. Es geht darum, ein universelles Lied zu singen und mit allem, was uns umgibt, zu tanzen.

Zugegeben, die Skandaj sind nur dreißigtausend Menschen. Das ist alles, was übriggeblieben ist. Sie sind über die halbe Welt verstreut und weichen seit zehntausend Jahren geschickt den Forderungen und Ansprüchen der Sesshaften aus. Die Kunst für die Menschheit wird daher darin bestehen, ein gemeinsames Spiel zu finden, das es ihr ermöglicht, das zu tun, was die Skandaj seit Jahrtausenden tun: ein Spiel zu entwickeln, in dem jeder und alles eine Rolle spielt.

Nennen wir dieses Spiel «Utopia Nienetwil» oder, wie Bruno Latour es nennt, «Gaia». Letztendlich geht es darum, zu überleben, ohne alles andere zu opfern.

Nicht jedes Spiel macht Spaß, aber jedes Spiel hilft uns, Fortschritte zu machen.

Die Herausgeber

4.2 Das Spiel des Sammelns

Die hier vorliegenden Notizen wurden von Amot Nussquammer jun. zu Beginn seines Studiums an der University of Chicago Ende der 1970er-Jahre verfasst. Der Titel «The Game of Gathering» (Das Spiel des Sammelns) wurde von Nussquammer selbst gewählt. Der Text wurde unter seinen Unterlagen gefunden und ist hier in gekürzter und überarbeiteter Form wiedergegeben.

Das Thema wurde nicht zufällig gewählt, ebenso wenig wie die Entscheidung, diese Notizen zu veröffentlichen, obwohl Nussquammer selbst sie nur als «Vorstudien» für eine Veröffentlichung gedacht hatte. Denn das Spiel steht in engem Zusammenhang mit vielem, was wir dank der Forschung von d'Aciei Arbogast I. und Amot Nussquammer sen. über Nienetwil wissen.

Natürlich verstanden die Nienetwiler das Wort «Spiel» nicht so, wie wir es heute verstehen. Vielmehr könnte man sagen, dass es sich um die Ursprünge des Spielens handelte – also um ein Verhalten, das weder Spiel noch Ernst, weder rein menschliche Aktivität noch rein soziales Konstrukt ist.

Die Nienetwiler verstanden wahrscheinlich nicht, was Spielen bedeutet. Sie verwendeten normalerweise den Begriff «Sammeln», um zu beschreiben, was Menschen tun – die Handlungen, die sie zu Menschen machen.

Was war die Verbindung zwischen Sammeln und Spielen, die den jungen Nussquammer so beschäftigte? Nussquammer fand eine mögliche Verbindung zwischen dem Sammeln in der Nienetwiler Kultur und dem Spielen – oder zumindest dem, was Spielen ursprünglich bedeutete – durch seine Lektüre von «Wahrheit und Methode: Eine Einführung in die hermeneutische Methode» (Tübingen 1960) und «Die Aktualität des Schönen: Kunst als Spiel, Symbol und Fest» (Stuttgart 1977) des Philosophen Hans-Georg Gadamer. Gadamer, ein Schüler von Martin Heidegger, veröffentlichte 1960 sein Hauptwerk «Wahrheit und Methode» mit dem Ziel, eine philosophische Grundlage für die Hermeneutik zu schaffen. Die Hermeneutik ist die Philosophie des historischen und kulturellen Verständnisses, die sich mit der Frage beschäftigt: Wie können und müssen wir Texte, Kunstwerke und Artefakte aus der Vergangenheit heute noch verstehen, damit das Wissen über die Vergangenheit nicht mit der Zeit vollständig verblasst?

Die Naturwissenschaften können diese Frage nicht beantworten, daher ist eine Wissenschaft zum Verständnis der Kultur notwendig statt einer Wissenschaft zur Erklärung natürlicher Phänomene.

Da es sich bei der Nienetwil-Forschung um archäologische Forschung handelte, ging es naturgemäß um das Verständnis der Vergangenheit, und Nussquammer suchte nach einer Theorie, die die Wahrheit der Nienetwiler von der fernen Vergangenheit bis zur Gegenwart erklären konnte. Diese Theorie fand er in Gadamers Werk. Interessanterweise

war für Gadamer das Spiel der Schlüssel zum hermeneutischen Verständnis. Nicht das Erklären (wie in den Naturwissenschaften), sondern das Verstehen war es, was die Tradition über die Zeit hinweg bestehen ließ.

Aber, wie Nussquammer argumentierte, wenn das Spielen so zentral für die einzigartige Art und Weise ist, wie Menschen in der Welt existieren – insbesondere für das Leben in der Zeit und die Weitergabe von Wissen innerhalb einer historischen Tradition, etwas, das kein Tier tun kann –, dann muss das Spielen mit dem Sammeln der Nienetwiler verbunden sein. Die hier wiedergegebenen Notizen stützen seine Intuition, dass das Sammeln die wesentliche und ursprüngliche Tätigkeit des Menschen ist, und versuchen, diese Intuition anhand des Konzepts des Spielens zu verdeutlichen. Denn wie Nussquammer von Gadamer gelernt hat: Spielen ist nicht etwas, das nur Menschen tun; alle Wesen nehmen auf ihre Weise am Spiel des Sammelns teil.

David J. Krieger

Das Spiel des Sammelns

von Amot Nussquammer jun.

Der moderne Mensch versteht nicht mehr, was es bedeutet, zu spielen. Das Spielen ist verloren gegangen, und nichts ist mehr von dem übrig geblieben, was es einst ausgemacht hat. Das Leben des modernen Menschen ist in zwei grundlegend verschiedene Bereiche unterteilt: Arbeit und Freizeit. Außerhalb der Arbeit, wenn diese endet, gibt es die sogenannte «Freizeit». Allerdings sind die Menschen in dieser Zeit nicht wirklich frei, da sie sich von der Arbeit «erholen» und sich von den Ernsthaftigkeiten des Lebens «ablenken» müssen, indem sie Aktivitäten nachgehen, die keinen anderen Zweck erfüllen als die Entspannung. Wir sprechen über Hobbys, insbesondere über das Spielen, also im Grunde alles, was nicht zum Broterwerb beiträgt.

Insbesondere der Sport zeigt jedoch, dass der Kern des Spiels verloren gegangen ist. Sport ist weitgehend zu einem Medienspektakel und zur Werbeindustrie geworden. Fußballspieler spielen nicht wirklich, sie verdienen Millionen und werden zu Stars, während die Zuschauer, wie bei den Gladiatorenkämpfen im alten Rom, ihre Helden anfeuern und vorübergehend ihr langweiliges und routinemäßiges Leben vergessen.

Darüber hinaus hat das Spielen, das einst eine tiefere Bedeutung hatte, sich zu einer bloßen Form des «Spielens» für Menschen entwickelt. Es ist nun eine Aktivität, die Menschen frei wählen, jederzeit beenden oder durch etwas anderes ersetzen können. Das Spielen hat seinen verbindenden Charakter und

seine tiefere Bedeutung verloren und dient nun nur noch als eine Art «Objekt», das Menschen nach Belieben aufnehmen oder zurücklassen können.

Wie bei allen anderen Entscheidungen, die moderne Menschen treffen, gibt es nichts Größeres auf der Welt als subjektive und persönliche Willkür. Dass das Spielen nicht nur auf menschliche Aktivitäten beschränkt ist, zeigt sich an dem bekannten und allgemein akzeptierten Spielverhalten von Tieren. Es hat sich auch in unserer Alltagssprache erhalten und trägt noch immer die Weisheit der Vergangenheit in sich.

Im Alltag ist das Spiel überall um uns herum und in der Natur präsent. Gadamer schreibt in «Wahrheit und Methode», Seiten 99–102:

«Wir sprechen vom Spiel des Lichts, vom Spiel der Wellen, vom Spiel der Maschinenteile in einem Kugellager, vom Zusammenspiel der Gliedmaßen, vom Spiel der Kräfte, vom Spiel der Mücken, sogar vom Wortspiel. [...] Wir sprechen zum Beispiel davon, dass hier oder dort, dann oder dann etwas «spielt», dass etwas geschieht, dass etwas im Spiel ist. [...] Für die Sprache ist das eigentliche Thema des Spiels eindeutig nicht die Subjektivität der Person, die neben anderen Aktivitäten auch spielt [d. h. der einzelne Mensch, die Herausgeber], sondern das Spiel selbst.»

Was bedeutet es, dass das Spiel selbst spielt, dass das Spiel und das Spielen etwas sind, das jenseits menschlicher Individuen existiert und sich auf eigene Weise verhält?

Gadamer beschreibt das Wesen des Spiels als eine einzigartige «Hin- und Herbewegung». Was im Spiel immer gemeint ist, ist eine Hin-und-Herbewegung, die an kein Ziel gebunden ist, an dem sie endet:

«Dies entspricht auch der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Spiel als Tanz [...]. Die Bewegung, die das Spiel ist, hat kein Ziel, an dem sie endet, sondern erneuert sich durch ständige Wiederholung immer wieder. Die Hin- und Herbewegung ist so zentral für das Wesen des Spiels, dass es keine Rolle spielt, wer oder was diese Bewegung ausführt. Die Bewegung des Spiels selbst ist sozusagen ohne Substrat. Es ist das Spiel, das spielt. Das Spiel ist die Ausführung der Bewegung selbst. [...] Alles Spielen wird gespielt.»

Ausgrabungen in der Höhle im Jahr 1982 datieren diese Malereien auf vor etwa 23'000 Jahre. In der Nienetwiler Kultur wurde der Tanz schon immer nicht nur als Symbol für Spiel angesehen – er ist zugleich Spiel und Tanz.

Das Wesen des Spiels ist daher «die Vorrangstellung des Spiels gegenüber dem Bewusstsein des Spielers». Wer sich auf das Spiel einlässt, taucht in das Spiel ein, wird Teil davon und lässt seine alte Lebensweise, seine alltägliche Identität hinter sich. Das bedeutet:

Das Spiel stellt eindeutig eine Ordnung dar, in der das Hin und Her der Spielbewegungen wie von selbst entsteht. [...] Die geordnete Struktur des Spiels ermöglicht es dem Spieler, sich sozusagen darin zu verlieren, und befreit ihn so von der Aufgabe der mühsamen Initiative, die die eigentliche Herausforderung des Daseins darstellt.

Abb. 22: Höhlenmalerei



Diese Vorstellungen vom Spiel legen nahe, dass Menschen als natürliche Wesen – als Teil der Natur selbst, die ebenfalls vom Spiel geprägt ist – nicht nur zum Zeitvertreib spielen, sondern auch, um ihr wahres Selbst zu entdecken. Nur indem sie sich auf Spiele einlassen und sich in sie vertiefen, die sie nicht selbst geschaffen haben, können Menschen ihre eigene Natur ausleben und verwirklichen.

Die alten Griechen verstanden dies, als sie die Sieger der Olympischen Spiele als «Helden» ehrten, also als Menschen, die verkörperten, was es bedeutet, Mensch zu sein. In diesem Zusammenhang ist das Spiel nicht nur eine Freizeitbeschäftigung, sondern etwas, das die wahre Natur der Dinge

offenbart. Beim Spiel geht es in erster Linie darum, etwas darzustellen, hervorzuheben und in der Größe des Sieges zum Vorschein kommen zu lassen.

Das Vorbildliche, das Bedeutende und das Herausragende offenbaren sich nur durch das Spiel; andernfalls würden sie als bloße zufällige und willkürliche Handlungen eines Individuums angesehen werden, denen jede höhere oder inhärente Bedeutung fehlt. Das Spiel ist immer eine Form der Darstellung, eine Möglichkeit, Dinge durch Bewegungsregeln und einen speziell dafür geschaffenen Raum zu offenbaren – wie bei den Olympischen Spielen, wo die Kraft der Pferde, die Geschwindigkeit der Wagen und die Stärke der Waffen während des Wettkampfs in den Vordergrund treten und sich so zeigen, wie sie wirklich sind.

Dies veranlasst Gadamer, das Wesen des Spiels mit der Kunst in Verbindung zu bringen. Kunst ist die Art und Weise, wie Menschen im ursprünglichen Sinne des Wortes spielen.

Er zitiert den deutschen Philosophen Friedrich Schlegel, der sagte:

«Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachahmungen des unendlichen Spiels der Welt, des sich ewig selbst formenden Kunstwerks.»

Wir modernen Menschen leben in einer Welt, in der immer deutlicher wird, dass die Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit, die das moderne menschliche Leben definiert, verschwindet, weil Roboter die Arbeit übernehmen und Menschen nur noch Freizeit haben werden. Aber wenn es keine Arbeit mehr gibt, kann es auch keine Freizeit mehr geben, denn Freizeit macht nur als Gegenpol zur Arbeit Sinn. Was wird aus den Menschen?

Die Antwort liegt in der Kunst. Allerdings hat Kunst heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie früher, als sie traditionell anerkannt und gehandelt wurde. Auch die Kunst muss sich weiterentwickeln, wenn sie zu einer echten Lebensweise für die Menschen werden soll. Welche Art von Kunst wird das Leben künftiger Generationen prägen?

Kunst kann nicht mehr darin bestehen, vermeintlich originelle, überraschende und eigenartige Werke zu schaffen. Es wird keinen Kunstmarkt und keine Kunstszenen mehr geben. Kunst wird wieder zu einem Spiel, wie es ursprünglich war. Es ist das Spiel – das Spiel im ursprünglichen und essenziellen Sinne des Wortes –, das aus der Vergessenheit hervorgegangen ist und in Zukunft wieder auftauchen wird.

Für die Menschen in Nienetwil wäre dies offensichtlich, da menschliches Handeln für sie schon immer ein Spiel war. Natürlich bezeichnen sie es nicht

als Spiel, da der Begriff erst viel später aufkam. Aber die ursprüngliche Bedeutung von «Spiel» hat ihre Wurzeln in der Tradition des Sammelns in Nienetwil und überträgt diese Erfahrung in die moderne Welt, meist unbemerkt und missverstanden.

Wie das Spielen ist auch das Sammeln nicht nur eine menschliche Aktivität – jedes Lebewesen beteiligt sich am Spiel des Sammelns. Wenn jemand ein Stück Holz oder Stein aufhebt, um eine Axt herzustellen oder ein Haus zu bauen, konzentriert er sich nicht nur auf seine eigenen Absichten oder Ziele, sondern auch darauf, was der Stein oder das Holz «sagt» und was es leisten kann. Wenn der Stein und das Holz nicht «mitspielen», wird nichts daraus.

Stein, Holz oder was auch immer Menschen in der Welt «bearbeiten», wird durch seine Verbindungen zu anderen Dingen zu dem, was es ist, indem es an einem einzigartigen Wechselspiel zwischen Anwendung, Experimentieren, Lernen und Zusammenfügen teilnimmt – also durch Sammeln – zu etwas, das zuvor nicht existierte.

Die Verbindung zwischen Spiel und Kunst zeigt, dass beide in dieser Hinsicht «kreativ» sind: Kunst ist die ursprüngliche Form des Spiels, und das Spielen ist Sammeln.

Durch das Sammeln lernen Menschen etwas über sich selbst und präsentieren sich in der Welt als Sammler.

So verstanden lebten die Nienetwiler ihre Menschlichkeit. Im Laufe der Jahrhunderte geriet diese Lebensweise immer mehr in Vergessenheit, da die Menschen zunächst ihre Handlungen von den Göttern leiten ließen und in der Neuzeit die «Selbstbestimmung» für den freien und unabhängigen Menschen übernahmen.

Werden moderne Menschen ihr wahres Selbst wiederentdecken? Das hängt davon ab, ob sie wieder lernen können, zu spielen.

4.3 Interview mit Nomis Arbogast

Einführung

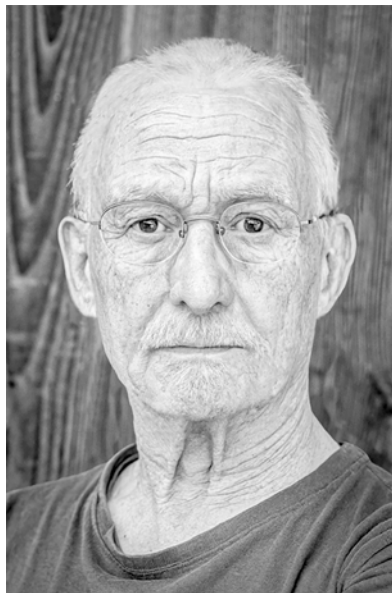
Nomis Thider Arbogast (1.8.1941–1.12.2025) war der Sohn von d'Aciel Arbogast I., einem der Begründer der Nienetwiler Forschung. Dank ihm gelangte der Nachlass seines Vaters an das Museum Nienetwil. Diese Schenkung trug dazu bei, die wichtige Nienetwiler Forschung fortzusetzen und in diesem Buch zu veröffentlichen.

Nomis Arbogast war einer der noch wenigen überlebenden Nachkommen der Hauptpersonen, denen wir unsere Kenntnisse von Nienetwil verdanken.

Es freut uns daher sehr, das Interview, das wir im Juni 2020 mit ihm führen durften, hier zu veröffentlichen.

Die Herausgeber

Abb. 23: Porträt von Nomis Arbogast, fotografiert von Simon Meyer, 1. April 2025



Interview

David Krieger: Vielen Dank, Nomis Arbogast, dass Sie sich bereit erklärt haben, dieses Gespräch mit mir zu führen. Ich möchte Ihnen auch im Namen aller, die an Nienetwil interessiert sind, ganz herzlich danken, dass Sie den Nachlass Ihres Vaters dem Museum Nienetwil zur Aufbewahrung übergeben haben. Ohne diese überaus wertvollen Zeugnisse der Frühphase der Nienetwiler Forschung würden wir in vielerlei Hinsicht immer noch im Dunkeln tappen. Wenn Nienetwil heute langsam die Anerkennung erlangt, die ihm gebührt, dann ist dies zu einem großen Teil Ihnen zu verdanken.

Ich möchte mit einer eher persönlichen Frage beginnen: Wie war es, im Schatten eines so berühmten Vaters aufzuwachsen? Aus dem Nachlass Ihres Vaters geht hervor, dass er weltweit reiste, viele Kontakte zu weit verstreuten Menschen pflegte und selten von seiner Familie sprach. Er scheint sein Volk, die Skandaj, als seine Familie betrachtet zu haben. Was sind Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit? Wie war die Beziehung zu Ihrem Vater? Und wie fühlen Sie sich als Erbe von Nienetwil?

Nomis Arbogast: Zunächst möchte ich sowohl Dank als auch Kompliment zurückgeben. Es war Ihr Verdienst und das unseres gemeinsamen Freundes, dass die Nienetwiler Forschung wieder Fahrt aufnahm.

Ihre Fragen zu meiner Person und meinem Privatleben erstaunen mich etwas, denn weder mein Vater noch ich waren berühmt oder in irgendeiner Art und Weise besonders. Der Grund, weshalb die Familie Arbogast ins Rampenlicht gerückt wurde, liegt lediglich darin, dass ich 1999 Simon zufällig in einem Bach antraf, wo er am Goldwaschen war. Hätte er einen anderen Skandaj getroffen, der ihm von Nienetwil erzählt hätte, so würden Sie das Interview wohl mit diesem führen.

Was meinen Vater Aciel betrifft, ist es so, dass wir Skandaj keine festen Familienstrukturen haben, wie das hier in Europa meist der Fall ist. Skandaj leben da, wo sie leben wollen, und wer sie großzieht, wird *ata* (Vater) bzw. *ina* (Mutter) genannt. Eine besondere Beziehung zu den leiblichen Eltern gibt es eigentlich nicht, da wir ja alle sozusagen eine Familie sind. Und Eltern kennen ebenso wenig Besitzgefühle für ihre Kinder wie diese es für ihre Eltern haben.

Nach dem frühen Tod meiner leiblichen Mutter Gela, der Gefährtin meines Vaters, wuchs ich bei *schuri*-Skandaj sowie vielen verschiedenen fahrenden Familien auf. Mit Aciel hatte ich zwar immer wieder Kontakt, ging auch mehrere Male mit ihm auf Fahrt und nahm auch an seinen Expeditionen teil, doch wir

hatten nicht diese Art von Vater-Sohn-Beziehung, wie ich das bei vielen Familien hier sehe.

Aciel war ein Getriebener, vielleicht mehr als andere. Er konnte nicht stillsitzen, und selbst während seiner Zeit in Paris war er mindestens die Hälfte des Jahres unterwegs. Wäre der Große Krieg nicht ausgebrochen, wären er und Gela wahrscheinlich mit mir unterwegs gewesen. So aber konnten sie nur auf das Ende dieses Krieges warten.

Sie fragen mich nach meiner Kindheit und meinen Erinnerungen. Nun, so etwas pflegen wir Skandaj nicht. Wir sind ein reisendes Volk, und das, seit es den Menschen gibt. Was war wichtig in jener Vorzeit? Dass man sich Wege, Wasserstellen, fruchtbare Täler und gefährliche Berge merken konnte. Da man selber nicht überall war, musste man die Lieder anderer Skandaj kennen. Die eigenen Erlebnisse waren nur dann zu etwas nütze, wenn sie anderen dienten. So übergaben wir unsere Erinnerungen an alle, und diese behielten sie selbst wiederum in Liedern und Spielen am Leben. Und so wie mein Vater und auch unser gemeinsamer Freund stets eine große Lust am Erzählen hatten, und ja, es oft fast unmöglich war, zu erkennen, ob etwas nun von ihm oder jemand anderem erlebt worden war oder ob er es geträumt hatte oder als Spiel zum Besten gab, so taten es die Skandaj seit je her. Es ist also nicht wichtig, ob mir mein Vater das Fahrradfahren beibrachte oder nicht. Viel wichtiger ist, dass ich Fahrradfahren und eine gute Geschichte dazu erzählen kann.

Es gibt seit einigen Hundert Jahren den dummen Brauch der Menschen, Geschichte als etwas Wichtiges anzusehen. Das Resultat ist, dass sie nun denken, es gebe etwas wie Geschichte, oder noch schlimmer, es gebe etwas wie Wahrheit. So kommt es, dass in dieser finsternen Zeit, da Machtmenschen den Menschen jeden Unsinn erzählen können, diese es dann glauben – denn wenn Information von der für sie richtigen Person kommt, ist sie in ihren Augen immer wahr.

Es gibt bei den Skandaj ein Spiel, das wir *munbe* nennen. Dieses geht so: Wenn die Skandaj am Abend um das Lagerfeuer sitzen, beginnt einer zum Beispiel so: «Weißt du noch, als wir den Hirsch mit den drei Köpfen gejagt haben?» Darauf erwidert ein anderer: «Ach, da warst du ja gar nicht dabei! Ich weiß es genau! Und außerdem hatte der Hirsch nicht nur drei Köpfe, sondern auch sechs Beine. Wärest du dabei gewesen, wüsstest du das. Wir sind im *lekah*-Tal [Lechtal in Österreich, Anm. der Red.] gewesen und wollten eigentlich fischen. Da sahen wir im Sumpf am Rande des Bachs die Spuren eines großen Hirsches mit sechs Beinen. Und so sagten wir uns, jagen wir ihn! So war es doch, Lutah,

oder nicht?» «Gewiss doch, so war es», sagt Lutah darauf und führt die Geschichte fort.

Was an der Geschichte stimmt, ist, dass es im *lekah*-Tal tatsächlich einen Bach mit großen Fischen gibt, und es ist auch ein gutes Gebiet, um Hirsche zu jagen. Man sollte, so hat es der eine durch die sechs Beine erklärt, am besten zu sechst jagen, denn das Lechtal ist breit und drei sollten hinter und drei vor dem Hirsch sein.

Solcherart war meine Jugend mit und ohne Vater Aciel, oder sie wird es gewesen sein, nachdem Sie das gelesen haben.

Noch ganz kurz möchte ich auf das «Erbe von Nienetwil» eingehen. Dazu nur so viel: Nienetwil ist immer und überall – wäre es das nicht, wäre es ja nicht Nienetwil. Entsprechend gehört Nienetwil niemandem, denn es ist ja bei und in allen von uns. Es gibt also nichts zu erben, außer Scherben und alten Kram, der die Nienetwiler Kultur zu beweisen sucht. Aber es geht nicht um das Zeug, das man findet, sondern um die Geschichten (nicht Geschichte) darum. Das ist das Spiel, das wir spielen wollen. Das andere ist uns fade.

Es tut mir leid, dass ich Ihre Fragen wohl nicht so beantwortet habe, wie Sie gehofft hatten, aber ich stehe, wenn Sie noch mögen, gerne für konkrete Fragen zu unserer Kultur zur Verfügung. Und erinnern Sie mich streng daran, dass ich mich kurz halten soll. Ich bin ein altes Plappermaul.

David Krieger: Danke für diesen überaus interessanten Einblick in Ihr Leben als Skandaj und über die Beziehung zu Ihrem Vater. Die Welt der Skandaj ist immer noch für die meisten Leuten unbekannt und fremd. Was unsere Leserinnen und Leser sicher interessiert, ist die Verbindung zwischen den Skandaj und Nienetwil. Ich selbst bin auf Nienetwil gestossen durch meine Bekanntschaft mit Amot Nussquammer jun. Wir waren Studienkollegen an der Universität von Chicago in den USA.

Amot bezeichnete sich selbst nie als Skandaj und sprach von Nienetwil eher als von einer uralten Kultur, vielleicht sogar der ersten «Kultur» der Menschheit, deren Verständnis noch in den Anfängen steht und deren Gedankengut nur bruchstückhaft und mit vielen Unsicherheiten gedeutet ist.

Soweit ich weiß, verstand Amot seine wissenschaftliche Arbeit nicht als Fortführung der Arbeit seines Vaters. Dennoch tauchte der Name Nienetwil in einigen seiner Texte auf oder zumindest schien es, als ob er oft auf Ideen aus der Arbeit seines Vaters Bezug nahm. Was ist Ihre Beziehung zur Nienetwiler Archäologie und zur Arbeit Ihres Vaters? Man hat den Eindruck, dass Sie in einer ähnlichen Art und Weise wie Nussquammer jun. die Arbeit Ihres

Vaters nicht öffentlich weiterführen. Haben Sie, wie dies Nussquammer jun. auch tat, der Wissenschaft den Rücken gekehrt? Haben Sie das Vertrauen in die Wissenschaft verloren? Sie erwähnen das spielhafte Erzählen als etwas, das für die Skandaj von großer Bedeutung ist. Was ist für Sie die Verbindung zwischen dem Erzählen als sozusagen «Grundform» der Kommunikation und der Wissenschaft, die ja bekanntlich seit den alten Griechen sich von aller Formen des Erzählens ausdrücklich distanziert? Mythos und Logos sind seit den Griechen zwei verschiedene Dinge, die nichts miteinander zu tun haben.

Nomis Arbogast: Das ist ein ganzer Korb voller Fragen! Ich werde mich bemühen, sie so gewissenhaft und kurz wie möglich zu beantworten. Das wird nicht ganz einfach sein, also bitte ich um Nachsicht.

Fangen wir mit der ersten, sehr wichtigen Frage an – der Verbindung zwischen Skandaj und Nienetwil. Eigentlich kommt hier noch ein dritter Punkt hinzu, nämlich die Nienetwiler Kultur. Bei dieser möchte ich beginnen. Wie Sie ja wissen, trennte sich der Homo sapiens in Bezug auf wichtige Aspekte seiner Kultur von der des Homo nienetwilensis. Dies in drei wichtigen Bereichen.

Erstens schuf der «moderne Mensch» in vielen Kulturen eine Gesellschaft, die auf Hierarchien aufgebaut ist. Diese waren und sind teils strenger, teils lockerer strukturiert. Das Spektrum reichte von gewählten Anführern für bestimmte Tätigkeiten wie etwa den Bau von Gebäuden bis hin zu komplexen, extrem strukturierten Königreichen wie etwa in Ur oder im vorantiken Ägypten.

Zweitens machten sie sich vor etwa zehntausend Jahren sesshaft. Dieser Umstand veränderte die gesamte Zukunft sowohl der Menschen als auch der ganzen Welt, denn die Sesshaftigkeit führte dazu, dass Nahrungsmittel angebaut wurden, und wenn diese fehlten, wurden sie von anderen Stämmen geraubt. Also gab es Waffen. Es gab Hierarchien, es gab Ausbeutung der Menschen und der Umwelt und so weiter und so fort. Das Gleichgewicht auf der Erde war gestört.

Drittens führte die Sesshaftigkeit zur Bildung von Kasten. Die sozial höher stehenden Kasten zwangen den niedriger stehenden ihren Willen auf. Nicht nur körperlich tat man das – und tut es bis heute –, sondern auch geistig. Sie hatten genug Zeit, sich nicht nur Wissen anzueignen, sondern dieses auch zu verwalten. Gerade heutzutage sehen wir ja, welche Macht Wissensmonopole haben.

Im Gegensatz dazu gab es Völker und Stämme, die sich nicht sesshaft machten oder eine Art saisonbedingter Sesshaftigkeit kannten. Das konnten kleine Zeltgemeinden sein, die nur im Winter beieinander waren oder nur zu einer bestimmten Jagd- oder Fischsaison.

Zu diesen Kulturen gehörte auch die Nienetwiler Kultur. Einer der Stämme der Nienetwiler Kultur sind die Skandaj. Sie bilden, soweit wir das heute wissen, den letzten Stamm, der noch in großen Teilen als zur Nienetwiler Kultur zugehörig betrachtet werden kann. Aus gerade diesem Grund sind die Skandaj für die Nienetwiler Forschung so bedeutend. Es ist, als wenn wir irgendwo ein kleines Tal entdecken würden, in dem Abkömmlinge der antiken Griechen dasselbe Leben führen würden wie einst Platon oder Aristoteles. Was für ein Forschungsereignis!

Es ist also wie mit der Hand. Daran sind Finger und einer davon ist ein Daumen. Alle Finger gehören zu einer Hand. Der Daumen ist ein Finger, aber nicht alle Finger sind Daumen.

Damit ist Ihre erste und zweite Frage beantwortet: Die Skandaj sind die letzten Überbleibsel der Nienetwiler Kultur.

Und nun zu dem so wichtigen Punkt, der Ihnen offensichtlich Kopfzerbrechen bereitet: Nienetwil.

Nienetwil ist eine Utopie, wie Sie dies so wunderbar in den CRN 2020/1 beschrieben haben. Eine Utopie, die bereits Realität geworden ist, allerdings vor vielen Jahrtausenden. Es geht heute darum, mithilfe der Nienetwiler Forschung herauszufinden, was genau wir modernen Menschen von der Nienetwiler Kultur – und also von den Skandaj – lernen können, um unsere Kultur wieder in richtige Bahnen zu lenken, Denk- und Verhaltensmuster zu ändern und wieder zu dem werden, was wir einst, bevor wir sesshaft wurden, waren: Teil der Nienetwiler Kultur!

Natürlich verlangt niemand, dass wir nun ebenfalls alle zu Fahrenden werden. Aber es gibt Tausende Aspekte, die wir dennoch (wieder) annehmen könnten. Unser Umgang miteinander etwa, oder unsere Beziehung zur Erde, um endlich wieder ein Gleichgewicht zwischen dem, was uns umgibt, und uns herzustellen. Aber ich will mich dazu nun nicht auslassen. Es gibt gute Leute, die das besser erklären können als ich.

So gehe ich nun auf den zweiten Teil Ihrer Fragen ein: die Wissenschaft. Wissenschaft ist mein Leben. Ich bin Archäologe und Ethnologe aus Leidenschaft. Ich lehne die Wissenschaften nicht ab und werde auch kein «aber es gibt auch noch etwas anderes als Wissenschaft» anfügen. Wissenschaft ist ein Handwerk. Nicht mehr und nicht weniger.

Das Problem ist nicht die Wissenschaft, das Problem ist, dass die Vorgehensweisen in der Wissenschaft von den Menschen nicht verstanden werden. Es ist ihnen nicht klar, dass es einen Unterschied macht, ob etwas eine These oder ein Forschungsergebnis ist, und es ist ihnen nicht klar, dass Thesen und Forschungsergebnisse nur so lange gelten, bis sie widerlegt sind. Dazu kommt natürlich, dass viele unserer Kolleginnen und Kollegen Dünkel haben. Sie fühlen sich einer Kaste zugehörig, die über anderen steht. Die Coronakrise hat das wieder einmal deutlich zutage gebracht.

Die archäologische Forschung, die Nussquammer sen. und mein Vater betrieben, war – um es freundlich auszudrücken – stümperhaft. Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich die alten Grabungsberichte lese. Dennoch war es eine wichtige Arbeit, die uns viele Resultate gebracht hat, auf denen wir aufbauen und unsere Forschung – von der dereinst ebenfalls jemand sagen wird, dass sie stümperhaft war – weiterführen können.

Und so komme ich nun zu der letzten Frage, nämlich was für mich die Verbindung zwischen dem Erzählen als Grundform der Kommunikation und der Wissenschaft ist, die dieses Erzählen, wie Sie sagen, ausdrücklich ausschließt. Ich bin da nicht ganz Ihrer Meinung. Die wissenschaftliche Literatur, und ich meine nicht explizit die populärwissenschaftlichen Druckerzeugnisse, ist voller ganz großartiger Erzählungen. Zugegebenermaßen ist dies in den geisteswissenschaftlichen Werken eher der Fall als beispielsweise in der Medizin oder Informatik, aber sie sind da. Die Frage, die sich immer wieder stellt, ist die der Legitimation von Geschichten als Informationsmedien.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. Wenn ich in der Werkstatt bin und eine Dose Farbe aufmachen möchte. Soll ich dann in den Laden gehen und ein Dosenaufmach-Werkzeug kaufen? Nicht doch, oder? Ich nehme einen passenden Schraubenzieher. Ist das legitim? Natürlich ist es das. Gleichermassen legitim ist es auch, wenn ich anhand einer Geschichte wie zum Beispiel der Grimm'schen Geschichte «Der König ohne Kleider» eine Einleitung zu gesellschaftlichen Missständen in Bezug auf Autoritäts- und «Star»-Gläubigkeit machen will und danach diese Geschichte quasi wissenschaftlich ausarbeite.

Die Geschichten, die wir uns erzählen, sind zwar außerhalb der Ordnung der Wissenschaft (außer sie sind selbst Forschungsgegenstand), aber sie tragen zu einem schnellen Verständnis des Sachverhalts bei, denn die meisten Menschen verstehen Märchen auch ohne Abschluss in Soziologie, Philosophie oder anderen Fächern.

Umgekehrt ist es Geschichten möglich, einen Sachverhalt schnell und gut memorierbar weiterzugeben, und das, wie wir wissen, über Jahrhunderte und gar Jahrtausende.

Die Arten, wie in der Nienetwiler Kultur und auch anderen Kulturen Geschichten weitergegeben werden, sind vielfältig. Geschichten werden in Spiele integriert oder in Tänze, in Rituale oder Lieder. Und wie wir heutzutage nicht nur in Filmen, sondern auch in Werbebotschaften – wo ja immer «eine Geschichte transportiert» werden soll – sehen, werden heute nicht weniger Geschichten erzählt als früher. Die Frage, ja die ganz große Frage ist wohl: Was machen wir daraus?

David Krieger: Mich fasziniert Ihre Behauptung, dass es eigentlich keinen Unterschied zwischen Erzählung und Wissenschaft, zwischen Mythos und Logos gibt. Nicht nur die griechischen Philosophen, sondern Descartes, Galileo und Newton, die Gründer der modernen Wissenschaft, waren sehr darauf erpicht, alle Geschichten aus der Wissenschaft zu verbannen. Es sollen nur die objektiven Tatsachen sprechen und alle Geschichten über Götter und Geister haben nichts in der Wissenschaft zu suchen. So klar diese Trennung zwischen Mythos und Logos ist, erstaunt es umso mehr, dass die Wissenschaftler heute nur fantastische Geschichten erzählen.

Einige Physiker sagen, dass es keine Zeit gibt, nur Raum. Andere sagen, dass es keinen Raum gibt, sondern nur Zeit. Noch andere sagen, dass es weder Zeit noch Raum gibt, sondern nur unfassbare Quantenfelder, woraus Materie auf mysteriöse Art und Weise erscheint.

Es gibt Physiker, die behaupten, dass es unzählige Universen gibt, während andere sagen, dass es nur eines gibt.

Ein renommierter Physiker sagt, dass neue Universen innerhalb von schwarzen Löchern entstehen, und andere sagen, dass die Realität sowieso eine Simulation ist.

Eine weit verbreitete Theorie besagt, dass das Universum aus elf Dimensionen besteht, wobei wir nur vier erleben können.

Doch nicht nur die Physiker erzählen fantastische Geschichten, sondern auch Biologen. Einer behauptet, dass die Realität, die wir erleben, nur eine Konstruktion unseres Hirns ist, eine Illusion, die uns hilft – oder helfen sollte – zu überleben.

Was bietet uns also die Wissenschaft heute? Lauter Erzählungen – Erzählungen, die nicht weniger fantastisch sind als das, was man in der Science-Fic-

tion-Literatur findet. Alle diese sogenannten «wissenschaftlichen» Theorien sind nicht empirisch überprüfbar und entbehren demnach jeder Wahrheit.

Sie haben, so scheint es auf jeden Fall, nur «Unterhaltungswert», also genau das, was Platon und Aristoteles den Dichtern und Erzählern des Altertums vorgeworfen haben. Wenn dies so ist, wie es scheint, dann gibt es tatsächlich keinen Unterschied zwischen Wissenschaft und Erzählung.

Dies führt zur Frage: Gibt es nicht Erzählungen, die nicht nur Unterhaltungswert, sondern auch Wahrheitswert haben? Sie haben gesagt, dass Nienetwil eine Utopie ist. Utopien wurden nie bloß als Unterhaltung geschrieben. Utopien waren zwar Fiktionen, aber Fiktionen, die das Wahre zur Sprache bringen. Wie würden Sie Nienetwil einstufen? Was macht eine Erzählung wahr beziehungsweise was macht Ihrer Meinung nach eine «gute» Erzählung im Gegensatz zu einer schlechten Geschichte aus?

Nomis Arbogast: Sie erwähnen da einige interessante Theorien aus der Welt der Wissenschaft. Im Verständnis der Nienetwiler Kultur gibt es aber kein Richtig oder Falsch, kein Wahr oder Nicht-wahr, da ja grundsätzlich alles real ist und wir jedoch nicht an allem teilnehmen.

Das Wort dafür heißt in der Skandaj-Sprache *Alaju be*, also Möglichkeit. Da alles möglich ist, gibt es auch keine Wahrheit oder Wirklichkeit, es gibt nur einen Erlebnismoment, in dem man mit Anderen verbunden ist, und Momente, die wahrscheinlicher auftreten als andere. Dass ein vom Tisch gefallenes Glas, das zerbrochen auf dem Boden liegt, sich wieder zusammensetzt und auf den Tisch zurückspringt, ist nicht unmöglich, es ist nur sehr unwahrscheinlich, dass wir das erleben werden.

Zu Ihrer Frage bezüglich der Erzählungen: Dazu möchte ich als Beispiel das Skandaj-Spiel *kanwiki* anführen.

Das Spiel ist ein typischer Vertreter der Erinnerungsspiele. Es geht darum, anderen Mitspielenden mithilfe eines Gedichts oder einer Geschichte einen Weg zu erklären. Da es in früheren Zeiten noch keine Karten gab, wurden alle für die Skandaj wichtigen Wege mündlich überliefert, allerdings auf teilweise sehr abenteuerlich ausgeschmückte Weise. *Kanwiki* wird heute natürlich nicht mehr so oft gespielt wie früher, aber die fahrenden Gruppen spielen es noch immer.

Sinn des Spieles ist natürlich, dass die Kinder oder Erwachsenen, erstens ihr Erinnerungsvermögen auf spielerische Art trainieren und zudem auch ihre Fantasie benutzen, denn diese ist, gerade um präzise erzählen zu können, stark gefordert.

Auf diese Weise wird also Wissen spielerisch in eine unterhaltende Erzählung gepackt.

Die Utopie Nienetwil ist in gewissem Sinne ebenso eine Erzählung, denn es ist zwar eine fantastische Geschichte, sie birgt in sich jedoch eine große Menge an «Wahrem» im Sinne von sehr Möglichem.

Eine «gute» Erzählung könnte also so beschrieben werden, dass sie etwas beinhaltet, das in unterhaltsamer Weise Wissen mehrt.

Ich will hier kein Urteil über den Unterhaltungswert der heutigen Erzählungen, wie sie im Fernsehen gezeigt werden, abgeben – sicherlich gibt es hier bessere und schlechtere. Egal aber, wie sie sind – sie haben unsere Fantasie kastriert, indem sie uns von Erzählenden zu Konsumierenden gemacht haben. Man kann den Geschichten nichts mehr entnehmen und nichts mehr aus ihnen lernen, sondern wird nur noch unterhalten. Und weil dabei die Fantasie abhandengekommen ist, werden nicht nur die Geschichten und die Unterhaltung immer eintöniger, auch Lösungsansätze für Probleme werden es. Sie werden eindimensional und ohne Fantasie entwickelt (siehe dazu auch das, was heute Produktdesign genannt wird, oder die Pseudo-Lösungsansätze in Bezug auf die Klimakrise).

Immerhin ist die Fantasie nicht ganz weg und es gibt immer noch Menschen, die sie haben und pflegen. Ob sie uns dann ihre Geschichten in einem guten Lied oder einem brauchbaren Produkt präsentieren, als literarisches oder künstlerisches Werk oder als wissenschaftliche Arbeit, spielt keine Rolle.

Ziel müsste aber sein, dass wir diese Fähigkeit der Nienetwiler Kultur in der modernen Welt wieder stärken können. Oder wie mein Vater einst rief: «Lang lebe das Seemannsgarn!»

David Krieger: Der Ausspruch Ihres Vaters ist ein geeignetes Schlusswort für dieses Interview. Ich möchte Ihnen auch im Namen unserer Leserinnen und Leser herzlichst für dieses Interview danken. Es war zugleich lehrreich und unterhaltsam, mit Ihnen zu sprechen, und es ist sicher deutlich geworden, wie spielerisch Nienetwil ist.

4.4 Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Kybernetik

von Amot Nussquammer jun.

Der hier wiedergegebene Text stammt aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. Es handelt sich wahrscheinlich um den Entwurf eines längeren Artikels, den Nussquammer in den Jahren kurz vor seiner Entscheidung, die Universität zu verlassen und nach Südamerika auszuwandern, verfasst hat.

Aufgrund von Randnotizen und Aussagen in mehreren Briefen, die sich auf den Text beziehen, sollte er als eine Art Testament oder als Zusammenfassung seiner wissenschaftlichen Ideen dienen. Wenn dies das Ziel war, wurde es nie erreicht, da der Text nie fertiggestellt oder in irgendeiner Form veröffentlicht wurde.

Dieser Text reiht sich somit in eine lange Liste von Fragmenten und unveröffentlichten Manuskripten ein, die den Großteil von Nussquammers Nachlass ausmachen.

Der Grund, warum wir diesen Text veröffentlicht haben, liegt nicht nur in seiner Bedeutung für Nussquammers Gesamtwerk, sondern auch darin, dass er ein Thema behandelt, mit dem er sich in seinen frühen Aufzeichnungen beschäftigt hat – das Spiel –, das wir ebenfalls in dieses Buch aufgenommen haben. Da wir glauben, dass Nussquammers Werke für die weitere Erforschung von Nienetwil von entscheidender Bedeutung sind, halten wir die Bearbeitung und Veröffentlichung dieses Textes für gerechtfertigt.

*Der Verweis auf Friedrich Nietzsche im Titel ist natürlich beabsichtigt, ebenso wie die Wahl der Tragödie als zentrale Form des künstlerischen Ausdrucks nicht nur für die alten Griechen, sondern für die gesamte westliche Geschichte. Der Leser wird jedoch schnell feststellen, dass der Text eigentlich nichts mit Nietzsche zu tun hat. In seinem berühmten Werk *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* (1872) diskutierte Nietzsche die tragische Situation der menschlichen Existenz: dass Menschen dazu aufgerufen sind, ihr Leben zu bejahen und zu akzeptieren, obwohl sie einem sinnlosen und willkürlichen Schicksal ausgeliefert sind. Nietzsche sah darin einen Konflikt zwischen den Urkräften des Chaos und der Ordnung, zwischen dem Dionysischen und dem Apollinischen.*

Nussquammer hingegen untersucht diese Ideen in einem völlig anderen Kontext: Für ihn ist die aktuelle historische Situation von der Kybernetik geprägt. Kybernetik umfasst die vollständige Systematisierung und Kontrolle aller Prozesse, Abläufe, Aktivitäten und Lebensbereiche.

Während früher die Vernunft als wichtigstes Leitprinzip des menschlichen Lebens galt, ist sie heute durch den Algorithmus ersetzt worden.

Die Kybernetik verkörpert somit das apollinische Prinzip der Ordnung. Der griechische Gott Apollon offenbart sich uns modernen Menschen in Form des Algorithmus.

Nussquammer war überzeugt, dass im kybernetischen Zeitalter Roboter alle industriellen Arbeiten übernehmen würden, d. h. alle routinemäßigen und geordneten Tätigkeiten, die den Gesetzen der Mittel-Zweck-Beziehung folgen.

Dies würde den Menschen nicht nur von der Arbeit befreien, sondern auch von der Notwendigkeit, ihr Leben nach Routinen und Richtlinien zu organisieren. Das würde bedeuten, dass das dionysische Prinzip, das Prinzip der Ekstase, des Spiels und des Chaos, nun das menschliche Leben bestimmen würde. Laut Nussquammer bedeutet dies, dass die Menschen ihr Leben nicht mehr als Arbeiter, sondern als Künstler verbringen müssten.

Tausende von Jahren lang mussten die Menschen arbeiten, es sei denn, sie waren reich oder stammten aus adligen Familien. Die meisten waren «Arbeitstiere» und kannten nichts anderes im Leben als Routine und Zwang. Im kybernetischen Zeitalter verschwindet die Notwendigkeit zu arbeiten, plötzlich, und die Menschen müssen alle ihre Aktivitäten aufkreative, nicht routinemäßige Handlungsformen verlagern.

In der heutigen Gesellschaft werden solche Aktivitäten als Kunst anerkannt. Die Vorstellung von Kunst als reiner Kreativität, als etwas Zufälligem und völlig Unvorhersehbarem, entspricht natürlich einer Sichtweise von Kunst, die erst in der Moderne üblich geworden ist. Heutzutage sprechen wir von Kunst als Selbstzweck, von Kunst um der Kunst willen (*l'art pour l'art*), und nicht mehr von Kreativität für einen praktischen Zweck oder eine gesellschaftliche Rolle. Wenn laut Nietzsche die griechische Tragödie in dem vergeblichen Bemühen des Menschen lag, ein geordnetes Leben zu führen, das ständig vom zufälligen Schicksal vereitelt wurde, dann besteht die Tragödie des kybernetischen Zeitalters darin, kreativ und künstlerisch sein zu müssen, ohne die Mittel dazu zu haben. «Der Mensch der Zukunft ist dazu verdammt, ein Künstler zu sein, aber nach Tausenden von Jahren als Arbeitstier ist er dazu nicht in der Lage.» Laut Nussbaum ist dies die Tragödie, die aus dem Geist der Kybernetik entsteht.

Dies zeigt sich auch in Nussquammers persönlicher Tragödie. Kurz nachdem er dies geschrieben hatte, verließ er die Universität, wandte sich von der Wissenschaft ab und widmete sich ganz dem Tanz. Er begründete diese Entscheidung damit, dass er die apollinische Natur der Wissenschaft nicht mit dem dionysischen Geist der Kreativität und Ekstase im Tanz vereinbaren konnte.

Da Maschinen die menschliche Intelligenz wahrscheinlich übertreffen werden, bleibt den Menschen nur noch die Möglichkeit, sich in das Chaos ekstatischer Kreativität zurückzuziehen. Wie dieser Text jedoch zeigt, widersetzte sich Nussquammer diesem Schicksal und versuchte in seinem Werk, die Versöhnung dieser beiden gegensätzlichen Prinzipien zu erklären.

Nietzsche sah in der Kunst eine Versöhnung von Gegensätzen. Das mag für die Griechen zutreffend gewesen sein, doch für den modernen Menschen lassen sich Algorithmen

und Ekstase nicht so einfach miteinander vereinbaren. Daher ging es Nussquammer offensichtlich um mehr als nur das Ausbalancieren von Gegensätzen. Tatsächlich wollte er über diese Gegensätze hinausdenken. Er suchte nach Wegen, um der Feindschaft zwischen Chaos und Ordnung zu entkommen, und fand Hinweise darauf in der Kultur von Nienetwil.

Bekanntlich bestand die Haupttätigkeit der Nienetwiler in dem, was wir heute als «Sammeln» bezeichnen. Das Sammeln war weder mit dem vergleichbar, was wir heute als Arbeit bezeichnen, noch mit dem, was wir heute als Freizeitaktivitäten und Hobbys bezeichnen.

Und schließlich wurde das Sammeln nicht als Kunst angesehen, da Kunst, wie wir sie heute verstehen, für die Nienetwiler nicht existierte. Die Nienetwiler hatten eindeutig eine einzigartige Art, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, sowohl kreativ als auch praktisch.

Nussquammer war überzeugt, dass die Lebensweise der Nienetwil schon lange vor der Spaltung der Welt in Ordnung und Chaos existierte. Er glaubte fest daran, dass moderne Menschen die Tragödie vermeiden könnten, kreativ zu sein, ohne zu wissen, wie, wenn sie sich an der Kultur der Nienetwil orientierten. Obwohl er trotz aller Tragödien in seinem eigenen Leben diese ursprüngliche Lebensweise nicht verwirklichen konnte, glaubte er, dass sie das zukünftige Ziel der Menschheit sei.

Der hier wiedergegebene Text wurde redaktionell bearbeitet; Wiederholungen wurden entfernt, längere Passagen gekürzt und zur besseren Übersichtlichkeit Zwischenüberschriften hinzugefügt. Die Herausgeber danken dem Museum Nienetwil für die finanzielle Unterstützung und die Erlaubnis, auf den Nachlass Arbogast zugreifen zu dürfen.

Die Herausgeber

Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Kybernetik

1. Der Ausgangspunkt

Seit jeher haben sich die Menschen gefragt, warum die Welt seit der Antike und in Mythen als Kampf zwischen Chaos und Ordnung gesehen wurde. Es scheint, dass das menschliche Leben als Sieg, als Eroberung gegen einen kosmischen Feind angesehen wurde. Aber wann begannen die Menschen, die seit Hunderttausenden von Jahren neben Tieren und mit der Natur gelebt hatten, plötzlich das Gefühl zu haben, dass die Natur ihnen feindselig gesinnt war und versuchte, sie zu vernichten? Was auch immer dieses Gefühl ausgelöst hat, die alten Griechen verwandelten es in eine Kunstform – die Tragödie. Die griechi-

sche Tragödie stellte den Menschen als einem zufälligen und sinnlosen Schicksal ausgeliefert dar. Angesichts dieses Schicksals konnten die Menschen ihre Würde nur durch Akzeptanz und Versöhnung finden. Nietzsche argumentierte, dass die Griechen dies durch Musik erlebten, die sowohl Ekstase als auch Struktur war. Er beschrieb das apollinische Prinzip der Ordnung und das dionysische Prinzip der Ekstase, die in der Musik vereint waren. Laut Nietzsche konnten Menschen nur durch solche theatralischen Darbietungen auf der Bühne ihr Schicksal ausdrücken und lernen, sich selbst zu verstehen und zu akzeptieren.

Seitdem hat sich die Welt verändert. Unsere Zeit könnte man als kybernetisches Zeitalter bezeichnen. Kybernetik umfasst die Automatisierung aller Aufgaben zur Problemlösung, wie die Herstellung von Waren, die Koordination der Logistik, die Instandhaltung von Gebäuden und Straßen und letztlich auch die Landwirtschaft. Es gibt wahrscheinlich nichts, was ein Algorithmus nicht leisten kann, solange die erforderliche Hardware, Software und Daten verfügbar sind. Vor dem kybernetischen Zeitalter verließen sich die Menschen auf ihre Vernunft, um diese Probleme zu lösen. Spätestens seit der Moderne lassen sich die Menschen eher von der Vernunft als von Gott und Königen leiten. Dies gilt nicht nur für Technologie und Industrie, sondern – angeblich – auch für Politik, Wirtschaft und Privatleben. Von jedem Bürger wird erwartet, dass er «rational» ist, und es wird behauptet – trotz aller gegenteiligen Beweise –, dass die Natur ihn mit dieser Eigenschaft ausgestattet hat. Wenn Algorithmen nun die Vernunft ersetzen, was bleibt dann noch für den Menschen übrig?

Es ist klar, dass nur die Kunst Bestand hat. Kunst ist der Bereich menschlicher Aktivität, der mit Kreativität, Chaos und Dysfunktion verbunden ist. Als Marcel Duchamp einen gewöhnlichen Gegenstand – wie ein Urinal – nahm, ihn umdrehte, mit seinem Namen signierte und in einer Kunstgalerie ausstellte, schuf er einfach etwas Dysfunktionales und beanspruchte es als Kunst. Er tat auch etwas, was niemand erwartet hatte – völlig überraschend und unvorhersehbar. Das ist die Freiheit der Kunst: das Unerwartete zu tun und Unvorhersehbarkeit in die Welt der algorithmischen Berechnung einzuführen.

Wie sollten wir uns unsere Zukunft vorstellen? Auf der einen Seite füllen Maschinen die Welt kontinuierlich mit funktionalen Objekten, auf der anderen Seite machen Menschen diese Objekte ständig funktionsunfähig, indem sie die Welt mit Kunst füllen. Natürlich besteht zeitgenössische Kunst nicht ausschließlich aus sogenannten Readymades. Es gibt unzählige Möglichkeiten, zu überraschen. Insgesamt scheint es jedoch, als sei der Konflikt zwischen Chaos und Ordnung wieder aufgeflammt, ohne dass ein klarer Weg zu ihrer

Versöhnung erkennbar wäre. Im Gegensatz zu den alten Griechen kann die moderne Debatte zwischen Algorithmen und Kunst jedoch nicht durch Musik oder andere Mittel inszeniert oder gelöst werden. Entgegen der Überzeugung Nietzsches scheinen die von den alten Griechen entwickelten Lösungen für uns heute und in Zukunft nutzlos zu sein.

Nietzsche kam zu dem Schluss, dass nur der Übermensch in der modernen Welt ein würdiges Leben führen könne.

Wir hingegen glauben, dass die Antwort auf zukünftige Fragen nicht in einem übermenschlichen Wesen zu finden ist, das noch nicht existiert, sondern in der Art und Weise, wie die Menschen lebten, bevor die Welt durch Konflikte zwischen gegnerischen Kräften gespalten wurde.

Ich spreche von Nienetwil, einer alten, möglicherweise einer der frühesten menschlichen Kulturen. Die Archäologie und vor allem die Entdeckungen meines Vaters, Amot Nussquammer sen., und d'Acíel Arbogast enthüllen eine seltsame Gesellschaft der frühesten Menschen – eine, die sich so sehr von unserer heutigen Lebensweise unterscheidet, dass es fast unmöglich ist, sie zu verstehen. Selbst die Bräuche der Skandaj, die offenbar viel von der ursprünglichen Lebensweise der Nienetwiler bewahrt haben, werden von modernen Kulturen kaum verstanden oder überhaupt wahrgenommen. Dennoch können wir davon ausgehen, dass in unserer Vergangenheit und sogar in unserer heutigen Zeit Potenziale für die menschliche Existenz verborgen sind, die uns den Weg in die Zukunft ebnen könnten.

2. Nienetwil und Sammeln

Obwohl umstritten, deuten archäologische Funde in Verbindung mit Zeugnissen früherer und heutiger Völker, wie beispielsweise die von Arbogast untersuchten Skandaj, die unter dem Begriff «Nienetwil» zusammengefasst werden, auf eine Lebensweise der frühen Menschen hin, die Konflikte oder Feindseligkeiten gegenüber der Natur vermeidet.

Die Nienetwiler sahen sich nicht als von der Natur getrennt. Daher verstanden sie das Konzept der «Natur» nicht. Sie betrachteten alle Dinge, Tiere und Pflanzen als Partner oder zumindest als potenzielle Partner beim Sammeln.

Was die Menschen in der Welt taten, wurde als «Sammeln» bezeichnet. Auch wenn die Menschen besondere Wesen waren, sammelten nicht nur sie sich, sondern alle Wesen waren darauf bedacht, Verbindungen untereinander zu knüpfen.

Für die Nienetwiler waren es nicht nur Menschen, die die Fähigkeit hatten, in der Welt zu handeln und als Akteure in einer Welt der unerbittlichen Natur für sich zu stehen. Nach ihrem Verständnis hatten und haben alle Wesen die Fähigkeit, sich auf vielfältige Weise mit anderen zu verbinden. Solche Verbindungen, wenn sie sich stabilisierten und zur Schaffung von etwas Neuem beitrugen, wurden als «Sammlungen» bezeichnet. Nicht alles war eine Sammlung; es bedurfte so etwas wie einer «Gelegenheit», damit bestimmte Dinge besondere Beziehungen zu anderen, zu Menschen oder Tieren eingehen konnten.

Es ist natürlich unbestreitbar, dass Menschen eine Schlüsselrolle dabei spielen, diese Möglichkeiten wahrzunehmen. Menschen, die sich auf das Sammeln verstanden, wurden «Fürsprecher» genannt, weil sie für Dinge «sprachen». Sie sprachen in der «Versammlung» im Namen von Dingen, sei es ein Stück Holz, ein Stein, ein Tier oder irgendetwas anderes, das nun zusammen mit Menschen Teil einer «Sammlung» sein sollte. Allerdings kann selbst die Betonung des «Sprechens» irreführend sein. Die Versammlung war kein «Parlament», also kein Treffen oder Ort, an dem Menschen hauptsächlich miteinander sprachen.

Im Gegensatz zu den Griechen betrachteten die Menschen in Nienetwil Sprache nicht als das wichtigste Merkmal des Menschen. Sprache, die erst später in der menschlichen Evolution entstand, wurde als nebensächlich angesehen. Es ging vielmehr um eine Art des Handelns, bei der Menschen, Tiere und Objekte an einem Spiel teilnehmen – einer besonderen Interaktion, bei der alle gleichberechtigt sind und die Ergebnisse unvorhersehbar sind.

In der Gesellschaft von Nienetwil war es dieses Spiel – oder diese spielerische Zusammenkunft –, das die Menschen auszeichnete, da es immer darum ging, etwas zu erschaffen oder erscheinen zu lassen, das zuvor nicht da war. Was während der Versammlung stattfand, waren «Verhandlungen»: Die Nienetwiler kannten das Wort «Spiel» nicht. Bei den Verhandlungen ging es mehr um das Zeigen oder Präsentieren als um das Sprechen, das ausschließlich durch Sprache erfolgte. Durch diese Verhandlungen konnten sich verschiedene Wesen zu einer Gemeinschaft zusammenfinden.

Die Nienetwiler nannten dies «Handarbeit», was für sie so viel bedeutete wie «das Sammeln» oder «die Hand, die sammelt», und nicht das, was heute unter «Handarbeit» im Sinne von Fertigung verstanden wird. Der springende Punkt war, dass es nicht darum ging, über etwas zu sprechen, sondern um die Handlung der Hand, die spielerisch zeigte, was im Zusammenspiel der Dinge entstehen konnte.

Alle sogenannten Artefakte – seien es Werkzeuge, Einrichtungsgegenstände, Kleidung oder Lebensmittel – waren Sammlungen, wobei die Objekte durch das, was sie während des Sammelns offenbarten, zu dem, was sie waren, wurden.

Genau das wollten die Befürworter mit ihren Demonstrationen vermitteln. Sie wollten allen zeigen und verdeutlichen, was eine Sache bewirken kann, um Menschen als Gruppe zusammenzubringen.

Das menschliche Leben wurde also nicht von Vernunft, Willen oder Emotionen geleitet, sondern von dem, was die Nienetwiler als «praktische Interaktion» oder als kooperative Verhandlung betrachteten.

Diese ursprüngliche Form der Kommunikation, die ein spielerisches Wechselspiel zwischen Menschen und Dingen beinhaltet, wurde übersehen und vereinfacht, als die alten Griechen die Sprache oder *Logos* als das einzige bestimmende Merkmal des Menschen betrachteten.

Nach Aristoteles sind Menschen Tiere, die Sprache haben.

Die Sprache und damit auch die Vernunft rückten in den Mittelpunkt der Menschheit, während das spielerische Sammeln übersehen oder zu etwas Unbedeutendem herabgewürdigt wurde.

Ein Echo der ursprünglichen Bedeutung von «sammeln» findet sich noch immer im Wort «Logos», das aus dem Griechischen *legein* stammt und mit dem deutschen Wort «lesen» verwandt ist. Beide beziehen sich noch immer auf den Vorgang des Aufnehmens und Auswählens und behalten damit die ursprüngliche Bedeutung des Sammelns bei.

Später in der westlichen Kulturgeschichte wurde diese ursprüngliche Bedeutung von Logos von der Idee der Vernunft, lateinisch *ratio*, überschattet, und das Spiel wurde zu einer weniger bedeutenden Tätigkeit im Vergleich zu den «ernsten» Beschäftigungen wie Politik, Wissenschaft und Handel.

Da alle Wesen gleichberechtigt an der Versammlung teilnehmen konnten, sahen die Nienetwiler die Welt als ein riesiges, allumfassendes Spiel des Sammelns. Für sie war (und ist) die Welt nicht das Ergebnis einer Ursache, wie es später die meisten Religionen darstellten.

Das Universum entstand nicht durch die schöpferische Tat eines Gottes, der als erste und höchste Ursache fungiert.

Auch die Menschen in Nienetwil sahen menschliches Handeln nicht als Ursache für Artefakte jeglicher Art. Wenn man sie fragte, woher die Dinge kamen, würden sie wahrscheinlich nicht daran denken, nach einer Ursache zu suchen oder sich auf die Handlungen eines bestimmten Wesens zu konzentrieren. Im Gegensatz zur modernen Wissenschaft, in der alles eine Ursache hat und auf

einen bestimmten Grund zurückzuführen ist, entstanden alle Dinge und Menschen aus der Interaktion aller Wesen in einer Art natürlichem, ungezwungenem Spiel.

Daher war es für die Nienetwiler ungewohnt, Ordnung als Ergebnis einer Ursache oder als Ergebnis eines Kampfes gegen das Chaos zu betrachten. Die Nienetwiler machten keinen Unterschied zwischen Gott und der Welt, zwischen Chaos und Ordnung, zwischen Gut und Böse. Diese und ähnliche binäre Unterscheidungen, die im Laufe der Geschichte zur Erklärung der Welt herangezogen wurden, waren den Nienetwiler fremd.

Das Ergebnis war, dass nichts ausgelassen wurde, weil alles, was sich in irgendeiner Weise manifestierte, eindeutig «etwas zu sagen» oder «eine Rolle zu spielen» hatte. Alles konnte auf seine eigene Weise «mitspielen». Für die Nienetwiler war es offensichtlich, dass alle Wesen an Sammlungen «teilnehmen wollten», denn nur durch das Zusammenspiel der Verbindungen beim Sammeln konnten sie zu dem werden, was sie waren.

Es wäre für jedes Lebewesen völlig undenkbar, völlig allein, ohne Verbindungen zu anderen zu existieren. Für die Nienetwiler bedeutete die Existenz Verbundenheit oder gegenseitige Abhängigkeit. Daher glaubten sie nicht, dass Menschen «Individuen» im modernen Sinne sein könnten.

Die Tragödie des modernen Menschen besteht darin, dass er im Kern ein isoliertes Individuum ist. Aller Sinn in seinem Leben muss aus ihm selbst kommen. Oder wie Nietzsche sagte: Gott ist tot. Und der Übermensch, den Nietzsche lobte, war derjenige, der sein eigenes Schicksal bestimmte.

Im kybernetischen Zeitalter laufen Menschen Gefahr, in Bedeutungslosigkeit zu verfallen, wenn die Frage nach dem Sinn nicht automatisch durch die Tatsache beantwortet wird, dass Menschen arbeiten müssen.

Das Gefühl der Sinnlosigkeit entsteht, weil der Einzelne keine Richtlinien, Routinen, Normen oder Verpflichtungen mehr hat, denen er folgen muss, und auf sich allein gestellt ist, sein Leben zu gestalten. Es versteht sich von selbst, dass dieses Leben kein Spiel sein kann, da Spielen niemals allein stattfinden und grundlegend in der gegenseitigen Abhängigkeit aller Wesen verwurzelt sind.

Nietzsche untersuchte in diesem Zusammenhang den Nihilismus und das Konzept des Übermenschen. Die Tragödie, die durch die Kybernetik verursacht wird, ist das vergebliche Bemühen gewöhnlicher Menschen, Übermenschen zu werden, indem sie ihre eigenen Regeln aufstellen, ohne dadurch etwas Höheres zu erreichen. Der Übermensch ist jemand, der ohne Bindungen existiert und sich ausschließlich auf sich selbst verlässt.

Dies ist ein Versuch einer Art von Freiheit, die dem Nienetwiler völlig fremd wäre. Nur diejenigen, die viele Wahlmöglichkeiten und Optionen haben, die sich aus den nahezu unbegrenzten Verbindungen ergeben, die alle Wesen miteinander eingehen können, können wirklich frei sein. Nach Ansicht der Nienetwiler sind alle Wesen voneinander abhängig.

Die verschiedenen Formen dieser gegenseitigen Abhängigkeit sind jedoch unendlich, ungewiss und offen. Sie werden jedes Mal neu ausgehandelt. Dadurch entsteht ein Netzwerk von Verbindungen, das relativ stabil sein kann – beispielsweise kann ein Stück Holz Teil eines Zauns, einer Dachstütze oder eines Werkzeugs zur Bodenbearbeitung werden. Es kann all diese Dinge und noch mehr werden, jedes zu seiner Zeit und auf seine Weise. Ein Stück Holz kann unzählige Verbindungen zu anderen Materialien wie Stein, Metall oder allem anderen eingehen.

Verhandlungen schaffen Erwartungen, Normen und Verantwortlichkeiten. In einem Netzwerk hat jeder eine Rolle. Kein Spiel ist völlig zufällig oder ohne Zweck. Die Welt besteht nicht nur aus Entscheidungen vermeintlich souveräner Wesen – seien es Gott, Könige oder freie Individuen – und nicht nur aus Ursachen und Wirkungen, sondern auch aus endlosen, ständig neu verhandelten Netzwerken von Verbindungen.

3. Von Systemen und Netzwerken

Die Kybernetik organisiert die Welt in Systeme, und für die Kybernetik existieren nur Systeme. Ein System ist eine besondere Art von Sammlung, die so konzipiert ist, dass sie stabil und vorhersehbar ist. Es berechnet alle Interaktionen zwischen verschiedenen Elementen und führt das System auf Grundlage dieser Berechnungen zu einem bestimmten Ziel. Das Wort Kybernetik stammt vom griechischen Begriff *kybernetes* ab, der «Steuermann» bedeutet. Berechnungen in Form von Algorithmen steuern das System wie ein Schiff auf See, um sicherzustellen, dass die Ziele erreicht werden. Diese Methode ist die einzige zuverlässige Möglichkeit, komplexe Prozesse durchzuführen und Ergebnisse zu gewährleisten. Der entscheidende Faktor in Systemen ist das Ziel, das Ergebnis des Systems. Alles innerhalb des Systems wird so gesteuert, dass ein bestimmtes Ziel erreicht wird.

Warum bestimmt das Ziel alles? Das liegt daran, dass die alten Griechen die vielen verschiedenen Arten der gegenseitigen Abhängigkeit, die Menschen, Tiere, Pflanzen und alles andere miteinander verbinden, auf nur vier sogenannte «Ursachen» vereinfacht haben. Erstens gab es das Material, die Substanz, aus der etwas hergestellt wurde. Das ist die materielle Ursache. Zwei-

tens gab es jemanden, der aus dem Material etwas hergestellt hat. Nach Aristoteles ist dies die effiziente Ursache.

Drittens gab es die Idee des Gegenstands, wie er aussehen sollte. Dies ist die formale Ursache. Und schließlich gab es den Zweck, das Ziel, das der Gegenstand verfolgen sollte.

Dies ist die letzte Ursache.

Die spätere Entwicklung der westlichen Kulturgeschichte reduzierte diese vier Arten der gegenseitigen Abhängigkeit weiter. Wie allgemein bekannt ist, erkannte die moderne Wissenschaft lediglich die effiziente Ursache.

Die Welt war vollständig «mechanistisch», wie ein riesiges Uhrwerk oder wie Billardkugeln, die aufeinanderprallen und alles bewegen. Diese Idee wurde als «deterministische Kausalität» bezeichnet und bestimmte das sogenannte «wissenschaftliche» Weltbild, bis die Kybernetik aufkam.

In der Kybernetik werden Ursache und Wirkung nicht mehr als wichtigste Methode zur Informationsgewinnung angesehen; stattdessen ist nur noch die Endursache, also das Ergebnis des Systems, von Bedeutung. Unabhängig davon, welche Prozesse in verschiedenen Materialien gesteuert werden, konzentriert sich der Algorithmus in erster Linie darauf, ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Die Kybernetik erkennt nur eine Art von gegenseitiger Abhängigkeit an, nämlich die «Funktionalität». Funktionalität bedeutet, dass alles einen Zweck haben muss, um überhaupt existieren zu können. Wenn alles einen Zweck hat, dann ist das deshalb so, weil alles auf die Erreichung eines bestimmten Ziels ausgerichtet ist. Das Ziel ist vorgegeben, und Menschen und Objekte werden miteinander verbunden und zusammengeführt, um es zu erreichen.

Die Materie ist irrelevant, denn solange etwas eine Funktion erfüllen kann, spielt seine materielle Zusammensetzung keine Rolle. Die Ursachen sind ebenso unwichtig, da das System größer ist als die Summe seiner Teile und als Ganzes funktioniert. Entweder funktioniert das System oder es funktioniert nicht. Nur das System als Ganzes kann etwas tun oder «arbeiten». Systeme, die nicht funktionieren, hören einfach auf zu existieren. Es spielt auch keine Rolle, wie das System aussieht. Die Griechen bezeichneten die Idee oder Formursache einer Sache als irrelevant, solange das System seine beabsichtigten Ziele erreicht. Wenn das Ziel eines Systems beispielsweise darin besteht, Wasser zu pumpen, kann es beliebig aussehen, aus beliebigem Material bestehen und jede beliebige Energiequelle nutzen, solange es Wasser pumpt. Nur die Endursache – das Ziel – verbindet alle Teile des Systems und bleibt die einzige gültige

Form der gegenseitigen Abhängigkeit. Es ist das Ziel, das alles im System vereint, um dessen Erreichung sicherzustellen.

Wenn alle Aktivitäten durch Kybernetik koordiniert werden, sodass nur das Erreichen vorab festgelegter Ziele die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen bestimmt, bleibt kein Raum für Zufälle, Unvorhersehbares oder Kreativität. Wenn in Zukunft Roboter die Arbeit verrichten und Menschen nicht mehr in die Arbeitsprozesse, also in die Systeme, eingebunden sind, werden sie sich in einer Welt wiederfinden, die vom Zufall geprägt ist – also von dem, was die alten Griechen als willkürliches und damit tragisches Schicksal betrachteten.

Die Nienetwiler hingegen hatten kein Wort für Zufall oder Schicksal. Was auch immer geschah, mochte zwar unvorhersehbar sein, aber das machte es weder willkürlich noch zufällig, noch sollte es als Chaos angesehen werden, das die Ordnung angreift. Das bedeutet jedoch nicht, dass im modernen Sinne des Wortes für die Nienetwiler alles «vorherbestimmt» war.

Wie kann man sagen, dass die Ergebnisse eines Spiels «vorherbestimmt» sind? Für Nienetwiler gab es keinen Widerspruch zwischen Freiheit und Determinismus, da die unzähligen Formen der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen den Dingen und die Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse des Sammelns keinen Raum für ein Konzept der Freiheit ließen, das nur im Gegensatz zum Determinismus Sinn ergibt. Die Frage für die Nienetwiler lautete immer: Welche möglichen Zusammenhänge offenbaren sich durch das Spiel des Sammelns? Welche Sammlungen könnten dabei entstehen? In welcher Weise sind die verschiedenen Dinge und Ereignisse voneinander abhängig? Wie könnten sich diese Zusammenhänge im Spiel des Sammelns manifestieren?

Wenn wir uns eingehend mit der alten Lebensweise der Nienetwil beschäftigen, stellt sich eine wichtige Frage: Was bedeutet Nienetwil für uns heute? Die Antwort ist einfach. Nur wenn die Menschen wieder zu ihrer ursprünglichen Beziehung zur Welt zurückfinden und die alte Lebensweise der Nienetwil annehmen, können wir die Tragödie der modernen Menschheit überwinden. Dies bedeutet jedoch auch, dass sich aus bestehenden Systemen Netzwerke entwickeln sollten. Wann immer die Kybernetik darauf abzielt, vorab festgelegte Ziele als einziges Ziel zu erreichen, sollten geschlossene Systeme geöffnet werden und völlig andere Arten der gegenseitigen Abhängigkeit zulassen, die über die reine Funktionalität hinausgehen.

Das bedeutet, dass Systeme wieder zu Sammlungen werden. Wir könnten das Nienetwil-Wort «Sammlung» mit dem modernen Begriff «Netzwerk» übersetzen, denn im Gegensatz zu Systemen sind Netzwerke offen, was daran

teilnimmt, wie dies geschieht und zu welchem Zweck. Netzwerke sind flexibel in Bezug auf die Ziele, die sie verfolgen, oder die Zwecke, denen sie dienen. Sie können viele verschiedene Rollen gleichzeitig erfüllen. Das liegt daran, dass sie unterschiedliche Arten der gegenseitigen Abhängigkeit unter allen Teilnehmern zulassen und nicht auf wenige oder sogar nur auf eine einzige sogenannte «Sache» beschränken.

Wenn Systeme zu Netzwerken werden, verliert die Kybernetik ihre Kontrolle oder verschmilzt zu einer Art Spiel – zum Prinzip des Sammelns. Das Sammeln, das für den Nienetwiler alle Formen des Lebens ordnete – und zwar nicht, weil es einer kosmischen Kraft des Chaos entgegenwirkt –, rückt wieder in den Vordergrund und prägt die Zukunft, so wie es einst die Vergangenheit geprägt hat. Das sollte unsere Hoffnung sein!

4.5 Die Alaju-Wörter *kuku, toho, musei*

Kuku

Verzeichnisnummer ALO269

kuku-Spiel

In der Nienetwiler Kultur gab und gibt es, wie in anderen Kulturen auch, Dutzende, ja Hunderte Spiele. Doch sie wurden nicht «Spiel» genannt. Dass Kinder spielen, hat nichts damit zu tun, dass sie Unterhaltung möchten – die tragische Straftat, Kinder mit etwas zu unterhalten, haben die Menschen der modernen Zeit erfunden –, sondern aus einem ganz anderen Grund: Das Gehirn des Kindes ist am Anfang noch am Lernen und kann, zumindest nach unseren Maßstäben, nur schlecht zwischen dem unterscheiden, was in seiner Vorstellung geschieht und was in dem vorgeht, was wir Wirklichkeit nennen. Dass das Kind mit zunehmendem Alter immer häufiger mit konkreten Fragestellungen konfrontiert wird, führt dazu, dass es verschiedene Aspekte dessen, was in ihm vorgeht, hinterfragen muss oder einfach beiseitelegt, weil sie ihm beim Lösen eines Problems wenig oder gar nicht helfen. Das führt dazu, dass sich auch die Art des Spiels ändert. Lernspiele, sportliche oder musikalische Spiele, Wettkämpfe und Ähnliches treten an die Stelle des Versunkenseins in einer inneren Welt. Das Spiel, das in den westlichen Kulturen und unter deren Einfluss auch bei anderen als «eine Tätigkeitsform, die zum Vergnügen, zur Entspannung, allein aus Freude an ihrer Ausübung, aber auch als Beruf ausgeführt werden kann», verstanden wird, grenzt sich so ab von einem Mit-sich-und-der-Welt-Sein. Es ist eine Tätigkeit geworden und ging als Zustand verloren. Ganz anders verhält es sich in der Nienetwiler Kultur, und das ist noch heute deutlich bei vielen Skandaj zu beobachten. Das Wort *kuku* drückt daher nicht eine Tätigkeit aus, sondern einen Zustand des Einsseins mit allem, des Vernetztseins mit allem und des Sammelns (*gadho*).

Trivia

Bei den Skandaj gibt es das Sprichwort: «*matu-akukut-matra-hen, ta aieh-hen-matu; eta-hen-matu-aiehba-akukut*». Das bedeutet in etwa: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.» Dieses Sprichwort übernahm der deutsche Dichter Friedrich Schiller 1792 von dem Skandaj Annuel Mikum, der damals oft in Weimar zu Gast war und der als sinniger Denker und guter Trinker in mehre-

ren Tagebüchern und Briefen der damaligen Zeit Erwähnung fand. In einem Fragment der ersten Fassung seiner Publikation «Über die ästhetische Erziehung des Menschen» dankt Schiller einem An.Mi. mit einem kurzen «Dank dem Worthe An.Mi.».

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm: **kh-* (spüren) + **ku-* = erforschen, erfahren. Vgl. Bantusprachen: *kucheza*

Abb. 24: kuku in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Toho

Verzeichnisnummer ALO165

toho- Chaos, etwas, das im Fluss ist und noch nicht seine Form angenommen hat (z. B. Lava)

Das Chaos, im Sinne von Materie (*ma*), die noch nicht ihre Bestimmung gefunden hat oder noch keinen Vermittler fand, ist eines der großen Abenteuer in der Nienetwiler Kultur. Wo die einen eine reformatorische Aufgeräumtheit bevorzugen, wird in der Nienetwiler Kultur die inspirierende Kraft des Chaos geradezu verehrt. Nicht, dass nicht eine gewisse Ordnung bei den Werkzeugen Platz hätte, aber zu ordentlich darf es nicht sein. Wie viele neue Techniken konnten entdeckt werden, weil der eigentlich gesuchte Stechbeitel gerade nicht aufzufinden war und stattdessen ein anderes Werkzeug genutzt wurde? Der Nierentisch, sicherlich keine Design-Glanzleistung, war nichts anderes als der Abschnitt des eigentlich verwendeten Sperrholzrandes, der als Randabdeckung für ein kleines Balkon-Gemüsebeet Verwendung gefunden hatte.

Das gerundete Brett stand einfach im Durcheinander all des Holzes in Horgis Werkstatt herum. Drei Beine eingezapft, türkis gestrichen: Fertig!

Auch das Chaos der Gedanken wird als inspirierend – und nicht wie im modernen Westen heute üblich als ermüdend oder auslaugend – betrachtet. Es dient der Meditation auf *be*, die Möglichkeiten.

Trivia

Es war der große und bekannte Denker und Handwerker Erza, ein Lederer und Sattler, wie es vor ihm nur wenige gab, der, als er vor seine das Handwerk von ihm Erlernenden trat und seinen Werkstisch betrachtete, folgende Worte sprach:

*«so-emune-den-skandi:
elet-den-mabe-hen-ma;
ul-zima;
eta-eskandi-od-den-he-toho:»*

Es ist längst kein Geheimnis mehr, dass Immanuel Kant seinen Vater, der ebenfalls Sattler war und aus einer alten lettischen Familie stammte, auf einer Reise an das Kurische Haff nach Labiau (heute Polessk) begleitete, um bei Erza Kapat einen ganz besonderen Lederschnitt zu erlernen. Der große bärtige Sattler mit seinem fremdländischen Aussehen muss ihn beeindruckt haben und ebenso seine Sprache, die, wenn er sie ab und zu sprach, von seinem Gehilfen für die Anwesenden übersetzt wurde. Manuel war erst zwölf Jahre alt und es dürften wohl auch die rätselhaften und zutiefst philosophischen Erklärungen Erzas zu den Handgriffen und dem Handwerk an und für sich gewesen sein, seine Sprache, die ihm in Königsberg auf den Märkten ab und zu begegnet war und die er nicht einzuordnen wusste, und Erzas Erscheinung, dass er sich mit den Sprachen und der Philosophie beschäftigen wollte. In seiner «Vorrede der Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels», die er 1755 verfasste, flocht er jedenfalls diesen Satz geschickt ein, als wäre es eine Floskel, und doch birgt sie so viel von Erzas Weisheit. Er schrieb: *«Nunmehr mache ich getrost die Anwendung auf mein gegenwärtiges Unterfangen. Ich nehme die Materie aller Welt in einer allgemeinen Zerstreung an und mache aus derselben ein vollkommenes Chaos.»*

Wortherkunft: Ur-Alaju. *h- = Leere, und *to- = ohne Bestimmung

Abb. 25: *toho* in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Musei

Verzeichnisnummer ALO277

musei- Zustand/Wissen des Verbundenseins, ein Spiel, um Wissen zu erlangen und/oder zu vermehren.

Die obgenannte Bedeutung des Wortes ist höchst unzulänglich, da ungenau. Es gibt jedoch keine genauere Bedeutungsangabe, da das Wort nicht in primitive Sprachen wie Deutsch oder Englisch übersetzbar ist. *musei* bedeutet im Alaju einen Zustand, der sich aus dem Wissen der Verbundenheit mit allem bzw. dem Wissen, dass alles miteinander zusammenhängt, ergibt. Im engeren Sinne bedeutet er auch einen rauschhaften Tanz, der diese Verbundenheit und das Wissen darum feiert. Die Skandaj tanzten oft gemeinsam, bevor sie Wissen austauschten und darüber diskutierten. Mit dem Tanz widmete man sich quasi dem Zustand der Verbundenheit und konnte sich so auch über verschiedene Meinungen zu einem Thema bewusst werden. Das bedeutete in der Diskussion, dass nicht erst ein anderer Standpunkt überwunden werden musste, sondern dass gleich mit dem Spiel der Verbindung (Information/Wissen austauschen) begonnen werden konnte.

Die Skandaj fanden den Austausch von Wissen mit vielen Kulturen sehr anstrengend, da es den meisten Menschen eher darum ging, die anderen von der eigenen Meinung zu überzeugen, statt sich in das Spiel des Verstehens und Verbindens zu begeben.

In der Vorantike und Antike wurde ansatzweise das Nienetwiler Denken im Bereich des Wissensaustauschs übernommen, und gerade im antiken Griechenland ergab sich daraus eine neue Denk- und Diskussionskultur, die spä-

ter, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die gesamte Welt beeinflusste.

Dem musei, also diesem Zustand, den sie nicht richtig erklären konnten, widmeten sie das, was dann als «Musen» bekannt geworden ist. Sie rissen also das, was verbunden war, auseinander und steckten es in Frauenkörper, die sie Musen nannten und denen sie Opfer darbrachten. Bei den Altären der Musen und später in ihren Tempeln, die sie Museion nannten, redeten sie dann über die Kunst, welche damals noch nicht getrennt war und die nebst den verschiedenen Künsten auch die Philosophie und die Wissenschaften beinhaltete.

Wortherkunft: Ur-Alaju. Wortstamm **mu-* = das alles Verbindende, und sei (zusammengesetzt aus den Wortstämmen **s-* = fokussieren und **ei-* = Bewegung). Wörtliche Übersetzung in etwa: alles Verbindende fokussiert auf eine Bewegung

Abb. 26: musei in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



4.6 Kanwiki – Fundbericht zu den kanwiki-Steinen der Grabung Nienetwil 4-2021

von Prof. Dr. Nomis Arbogast

Bei verschiedenen Grabungen, insbesondere aber bei der Umgebungsgrabung zur Temporär-Siedlung Nienetwil 4, wurden Steine (und teilweise Knochenfragmente) ergraben, die jeweils ein Symbol auf einer Seite aufwiesen und besonders in Abschnitt G4/H4 bis F7/G8 gehäuft in Paaren vorkamen. Es wurde lange darüber gerätselt, welche Bedeutung diese Objekte haben könnten. Waren es Mitteilungen? Übungen? Oder eine Art Memory?

Abb. 27: Zwei kanwiki-Steine aus Ausgrabung N4, Schicht 3b, Ausgrabungsabschnitt G7. Die Steine bestehen aus Sandstein und sind deutlich mit zwei Dreiecken versehen.



Als die letzten Steine gereinigt, verpackt und verzeichnet waren, suchte ich im glücklicherweise großen Netzwerk von Angehörigen der Skandaj (zu denen ich ja selbst gehöre) nach jemandem, der etwas darüber wissen könnte. Es dauerte mehr als ein halbes Jahr, bis ich von der Skandaj *reskandi* (Alaju für Vorsingerin/Vorsinger) Kejina Aulaeto aus Finnland eine Nachricht bekam. Sie

könne sich mit ihren sechsundneunzig Jahren noch gut an ein Spiel erinnern, bei dem solche Knochen und Steine eine wichtige Rolle gespielt hätten.

Der Name des Spiels laute *kan-wiggi*; oder *kanwiki*. Der Begriff stammt aus dem Alaju und bedeutet «langer Weg».

Das Spiel ist ein typischer Vertreter der Erinnerungs- und Überlieferungs-spiele. Es geht dabei in erster Linie darum, den Mitspielenden einen Weg zu erklären – also zum Beispiel von Tal A nach Tal B. Da es in früheren Zeiten noch keine Karten gab, wurden alle für die Skandaj wichtigen Wege in Geschichten mündlich überliefert.

Laut Kejina Aulaeto wurde *kanwiki* so gespielt: Ein Kind erkundete einen Weg von vielleicht dreihundert Metern in der Nähe des Lagers. Danach ging es zurück zur Gruppe. Dort angekommen nahm es zehn (oder auch mehr Steine – ältere Kinder, Erwachsene und sehr Gewiefte nahmen manchmal bis zu vierzig Steinen) und malte oder ritzte auf die Rückseite jeweils ein Zeichen, wobei immer zwei Steine dasselbe Zeichen bekamen. Das konnten Schriftzeichen oder Symbole sein. Danach legte es die Hälfte der Steine im Abstand von etwa zehn Schritt mit den Symbolen nach unten auf den Boden, wobei es erstens die Zeichen zeigte und zweitens den ganzen Weg in einem möglichst kurzen, einfachen und unterhaltsamen Gedicht beschrieb.

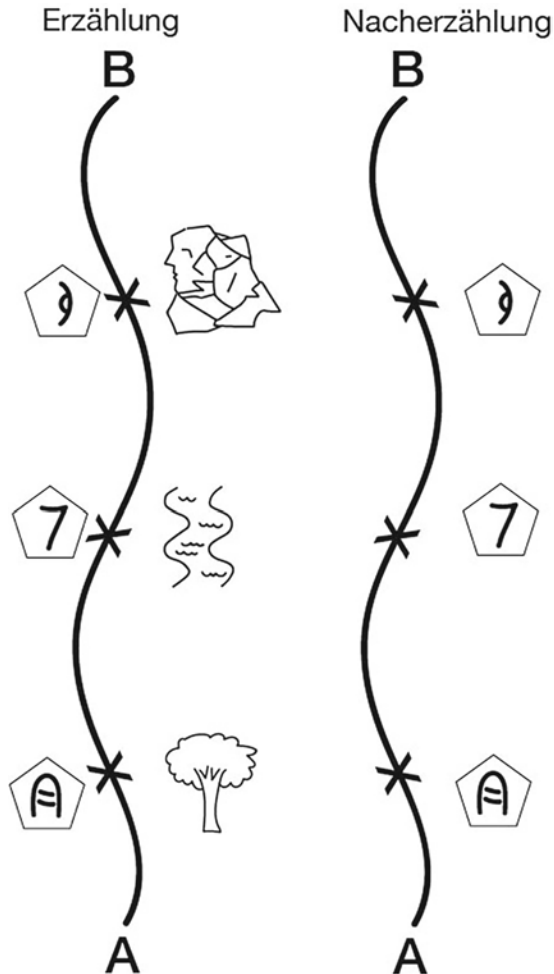
Die anderen aus der Gruppe bekamen die anderen fünf Steine und mussten sich die Geschichte gut merken. Wenn die Gruppe an der Reihe war, mussten sie die Steine parallel zu den vorher abgelegten auf den Boden legen, und zwar so, dass die Symbole übereinstimmten. Dazu mussten sie möglichst wortgetreu die Geschichte wiedergeben, die ihnen dabei half, die richtigen Symbole zu nehmen.

Wenn die Gruppe damit fertig war und die Symbole auf den Steinpaaren übereinstimmten, schwärmten alle um das Lager herum aus, um den beschriebenen Weg zu finden. War er gefunden, so wurde oft gehänselt, weil etwas nicht präzise genug beschrieben worden war oder weil man fand, dass dieses oder jenes doch Ähnlichkeit mit diesem oder jenem hatte und es lustig gewesen wäre, das zu erwähnen. Die Geschichte wurde dann nicht selten in der Gruppe umgeschrieben, was für alle ein großer Spaß war.

Sinn des Spiels war natürlich, dass die Kinder einerseits ihr Erinnerungsvermögen auf spielerische Art trainierten und andererseits auch ihre Fantasie benutzten, denn diese ist – gerade um präzise erzählen zu können – stark gefordert. Die Fabulierlust liegt den Skandaj seit jeher im Blut und es war und ist noch immer an jedem Treffen von Skandaj gang und gäbe, dass Erlebnisse (auch die von anderen) in schillernden Farben – oft stark ausgeschmückt und

dem, was wir «Seemannsgarn» nennen, nicht unähnlich – zum Besten gegeben werden. Dabei spielt die Weitergabe des diesen Geschichten innewohnenden Wissens eine große Rolle.

Abb. 28: Skizze zum Gebrauch der kanwiki-Steine



4.7 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 4)

THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

KAPITEL 4 – 1941 bis 1952

Das Sein im Nichtsein

Das Jahr 1941 schenkte uns nicht nur unseren geliebten Sohn Amot Junior, es bescherte uns auch Hoffnung und Angst, denn nach dem Wahlsieg von Roosevelt und dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbour war der Krieg, der nun der Zweite Weltkrieg genannt wird, auch zu einem Krieg der USA geworden.

Mein Mann Amot arbeitete zu Hause und ordnete seine Unterlagen über die Nienetwiler Forschung, die uns aus der Schweiz nachgeschickt worden war, versuchte, über verschlungene und von Aciel eingefädelte diplomatische Wege Post mit ihm in der Schweiz auszutauschen, und ich kümmerte mich um unser Baby. Es war mein Glück, dass sich nicht nur unsere neuen Freunde von der Universität ab und zu blicken ließen, sondern sich vermehrt auch Besuch verschiedener Skandaj einfand, die in den USA oder Kanada lebten. Ich war mit meinem kleinen Baby haltlos überfordert und mein Mann, alle wissen es und ich liebte ihn, aber er war mir kaum eine Hilfe. Unser Kind betrachtete er ab und zu, wie er wohl die Affen seiner ersten Frau beobachtet haben mag, und vom Führen eines Haushaltes verstand er etwa ebenso viel wie jene Affen. Aber dafür konnte er sich herzlich um mich und den «Junior» kümmern, organisierte Ausflüge und Besuch, und er ließ Gärtner unseren Garten neu machen mit Schaukel und allem, was so ein amerikanischer Garten offensichtlich haben musste.

Im Dezember 1941 trat die USA offiziell in den Krieg ein und wir rutschten in ein neues Jahr und bangten darauf, dass das alles ein gutes Ende nehmen würde.

Wer sich für den Zweiten Weltkrieg interessiert, soll sich bitte ein Lexikon kaufen. Ich sehe es nicht als notwendig, hier das ganze Kriegsgeschehen zu kommentieren. Nicht dass wir nichts davon mitbekommen hätten, aber es ist ein Irrtum zu glauben, dass sich alles nur um den Krieg gedreht hätte. Theater wurden aufgeführt und Filme gezeigt (immer mit den neuesten Kriegsberichterstattungen als Vorspann). Künstlerinnen und Künstler stellten ihre Werke aus und in Museen wurde mit den neuesten Ausstellungsobjekten geworben.

Natürlich war der Krieg allgegenwärtig, aber man fand auch Mittel und Wege, ihm ab und zu aus dem Weg zu gehen. Und, ich möchte das betonen, es gab in Chicago viele Leute, für die der Krieg Thema war, denn sie waren damit beschäftigt, zu überleben. Opfer der Wirtschaftskrise der 1920er-Jahre, die nicht von der zaghaften Erholung in den 1930ern profitieren konnten.

Das Jahr 1941 kam also und ging und das Jahr 1942 tat es ihm gleich. Ich arbeitete an Übersetzungsaufträgen der University of Chicago und anderen, teils privaten Kunden, teilweise auch staatlichen, die ich hier aber nicht nennen darf. Verschiedene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schickten mir Texte oder Briefe, Abhandlungen oder Ausschnitte von Büchern, die ich ihnen übersetzen sollte. Ich beherrschte neben Englisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch und Arabisch inzwischen auch Persisch, Japanisch, Chinesisch und Swahili sowie recht ordentlich Hindi, Niederländisch und Baskisch.

1943. Unser Sohn konnte inzwischen gehen und sprechen – zu Amots gleichzeitigem Ärger und Vergnügen war sein erstes Wort *ina* (Alaju für Mutter) und nicht etwa *ata* (Alaju für Vater) oder gar Daddy, wie hier alle Väter genannt werden.

Montag, 17. Mai 1943: Mo [Kosenamen für Amot jun., Anm. d. Hrsg.] spielt gerade im Garten. Er sitzt nur da und murmelt etwas mit der kleinen Roteiche und lacht ab und zu, als hätte er einen Witz gehört. Ich muss auch lachen, denn ich kann mir lebhaft vorstellen, was das für ein Gespräch ist.

Amot ist in der City, wo er sich wegen seiner Schmerzen behandeln lässt. Manchmal vergesse ich, dass er schon dreiundachtzig ist, und dann schmerzt es mich umso mehr, wenn ich sehe, wie vieles für ihn immer schwerer wird. Wir haben eine Haushaltshilfe engagiert, die sich, wenn es ihm sehr schlecht geht, etwas um ihn kümmert. Es tut mir so leid, dass ich nicht ganz für ihn da sein kann, aber Mo nimmt mich so in Anspruch, dass mir einfach die Kraft fehlt, mich auch noch um Amot zu kümmern. Er lächelt das weg und sagt, dass alles gut sei. Ihm gehe es gut und ich solle mir keine Sorgen machen.

Und nun möchten die Leute von der Uni auch noch, dass ich für sie arbeite. Wie soll das gehen? Die wenigen Übersetzungsaufträge im letzten und in diesem Jahr gingen ja noch, aber jetzt soll ich regelmäßig Texte übersetzen. Offenbar sind alle Übersetzer gerade in die Army eingezogen worden und es fehlen Leute, die wissenschaftliche Texte übersetzen können. Als ob ich eine Ahnung von Kybernetik hätte!

Andererseits. Andererseits ...

Als ich noch in Paris war (ach, Paris!) erzählte mir mein Vater Aciel, dass es einen Zustand der – wie er es nannte – «Verspieltheit» bei den Kindern gebe, der ganz ähnlich dem Wesen der Nienetwiler sei. «Es gibt einen Zustand des Seins im Nichtsein. Das Nichtsein meint nicht, dass man nicht existent wäre, es meint, dass man mit allem, was einen umgibt, verbunden ist, ohne etwas von allem zu wollen. So wie Nienetwil nicht nirgendwo, sondern überall ist. Man wartet nicht, man ersehnt nicht, man ist einfach. Und in diesem Sein ist man nicht, weil man eben keine Interaktion hat. Plötzlich erkennen die Sinne einen Zusammenhang zwischen diesem und jenem und schon ergibt sich die Möglichkeit für eine Sammlung. Ihr mögt Fußball oder Schach ein Spiel nennen; für uns ist dieses *ieh-ne-ieh* [Alaju: Sein-Nicht-Sein, Anm. der Red.] das Spiel. Nur dass wir es nicht so nennen.»

«Und wie immer, Eure Unklarheit, macht Ihr Nebel, wo Klarheit sein könnte!», lachte ich ihn an.

«Ich verstehe nichts von dem, was du da erzählst. Was ist das? Tao? Buddhismus? Irgendein esoterischer Hokuspokus?»

«Was Esoterik? Du erstaunst mich, Miribal! Solche Schimpfwörter in meinem Haus!»

«Deiner dreckigen, unaufgeräumten Absteige meinst du wohl.»

«Dem Skandaj ist jedes Loch lieb, wenn es mit Lachen erfüllt wird!»

«Aha, soso. Und also was willst du mir nun erklären mit diesem Sein im Nichtsein?»

«Ach, Prinzessin. Du bist immer so hartnäckig!» Er schmunzelte und schenkte sich (mir nicht) noch Wein ein. «Tao!», rief er lachend aus. «*tao* ist ein Alaju-Wort und bedeutet Punkt. Dieser Punkt ist aber ein Punkt, der nicht ist. In einem Sinnspruch, den sich, wie ich anmerken möchte, Laotze oder Jautze [Jautze sind chinesische Teigtaschen; Anm. der Red.], wie ich ihn lieber nenne, «ausgeliehen» hat, heißt es:

Me-tscha-arra-medan-den-o'tao;

Od-den-hom-ar-den-ker:

[Dreissig Speichen treffen den Punkt;

das Nichts dazwischen macht das Rad.

Anm. der Red.]

Es ist also etwas, das nicht ist, das das Sein ermöglicht. Eine Leere, deren Bestimmung von dem ausgeht, was rund um sie entsteht. So ist auch das Wort

kukut zu verstehen, das fälschlicherweise oft mit ‚Spiel‘ übersetzt wird. Das Spiel ist keine Tätigkeit, es ist ein Zustand! Es ist das Sein im Nichtsein, und damit das Allessein und mit allem sein. Klar soweit?»

Ich bin nicht sicher, ob ich den genauen Wortlaut wiedergegeben habe. Aber ich weiß, dass ich es mir sinngemäß sicher richtig gemerkt habe. Wenn ich meinen Sohn betrachte, wie er ganz allein im Garten spielt, dann kommen mir diese Worte wieder in den Sinn und ich denke mir, dass er, auch wenn er manchmal verloren und einsam aussieht, scheinbar doch mit allem ist. Er lächelt und plappert und ist ganz in seinem Spielen. *Kukut*, muss ich wohl sagen.

Die Kybernetik und die weiße Feder

Amot war nicht mehr der gesündeste, aber ich nahm trotzdem einige Aufträge von der Universität an. Es war spannend zu lesen, was diese Leute sich ausdachten, und es war eine Abwechslung zu meinem Alltag.

Ich vermisste das Scheherazade, und so veranstaltete ich bei uns kleine Treffen, zu denen ich allerlei verschiedene Leute einlud, die ich in meiner neuen Heimat kennengelernt hatte. Es waren selten mehr als sechs oder acht. Sie hielten sich dann gegenseitig Vorträge, rezitierten Gedichte oder spielten ein Musikstück vor. Es war wunderbar und meine beiden Amots waren jedes Mal glücklich. Ich mache diese Treffen noch heute. Irgendwie ist es zu einer Art Tradition geworden.

Im Spätherbst 1943 hatte ich das Vergnügen, eine ganz und gar illustre Runde einladen zu dürfen. Es gaben sich die Ehre: Norbert Wiener, Mathematiker, Philosoph und einer der Mitbegründer der Kybernetik (nicht dass ich damals auch nur ansatzweise verstanden hätte, was Kybernetik ist, und nebenbei bemerkt glaube ich, dass er das sogar selber nicht wusste), der sich gerade für einige Tage in Chicago aufhielt; John von Neumann, Mathematiker und ebenfalls Begründer der Kybernetik (und ebenso ahnungslos, was die Kybernetik betraf); Abraham Maslow, ein Psychologe, der über die Bedürfnisse der Menschen und der Gesellschaft nachdachte und forschte; Nancy Montgomery, Künstlerin (glücklos, wie ich leider sagen muss, denn niemand kennt ihre Werke, die von zauberhafter Schönheit sind); Lars Onsager, ein Physiker, der ursprünglich aus Norwegen stammte (ein dicklicher, sehr ernster und distinguiert Herr – wie man so sagt –, der kaum sprach, aber wenn, dann kamen Worte von Bedeutung. Und dann war da noch ein junger Mann, John «White Feather» Goodfellow, ein «Halbblut», wie die «Indianer» hier abschätzig genannt wurden. Sein Großvater war John «Whitcolt» Goodfellow, ein US-Marshall, der sich zeitlebens für die Ureinwohner Amerikas eingesetzt

hatte und dann, wie hätte es anders kommen sollen, eine Ojibwe geheiratet hatte. John ist ein Mann von manchmal ungestümem, aber eigentlich sanftem Wesen, und wir sind uns bis heute sehr (sehr) nahe.

Der Abend war kurios, wunderbar, manchmal langweilig, dann wieder faszinierend und letztlich einfach verwirrend. Es ging, natürlich wegen des Kriegs, eine Diskussion los, wie denn eine «gute» Gesellschaft zu sein hätte. Nancy, eine ungemein hübsche junge Frau, die ich an einer Vernissage getroffen hatte und fand, dass sie an einem solchen Abend doch etwas Leichtigkeit in die tiefsinnigen und Whiskey-triefenden Gespräche der Herren bringen könnte, beflügelte die Gäste in ungeahnten Massen und ich ahnte, dass die Männer bald alle Probleme der Welt, einschließlich der Beendigung des Krieges, lösen würden, nur um ihr ein Lächeln abzurufen. Aber da hatten sie sich in ihr getäuscht. Nancy war nicht eines dieser Mädchen. Sie war eine schöne, ja bezaubernd schöne junge Frau in den Dreißigern. Aber sie war auch ausgesprochen klug. Ein abgeschlossenes Studium in Soziologie und gleich im Anschluss in Kunstgeschichte. Sie war, was man geringschätzig eine «Emanze» nannte, und sie wusste in politischen und gesellschaftlichen Fragen sehr gut Bescheid.

John (Goodfellow) hörte sich die Diskussion mit regungsloser Miene an, bis ihn Maslow fragte: «Und, Mr. Goodfellow, wie sehen Sie das?»

Der lächelte und sah mich mit einem Blick an, der sagte: «Rette mich!»

«Ich weiß nicht, Mr. Maslow. Ihre Diskussion scheint mir sehr spannend. Wie sollte eine «gute» Gesellschaft sein! Aber, und es tut mir leid, wenn ich das so sage, mir scheint das Gespräch doch sehr einseitig zu sein. Sie sagen Worte wie «Zivilisation», «Ordnung», «gerechtes System», «Sozialbedürfnis» oder «Selbstverwirklichung». Das sind Worte, wie sie in letzter Zeit oft gesprochen werden. Gleichzeitig, und als hätte unser Land sonst nicht schon genug zu tun, werden Menschen, die einmal ein gutes und geordnetes Leben gehabt haben – und ich sage damit nicht, dass alles wirklich gut war –, noch immer wegen ihrer Herkunft diskriminiert. Sie stellen Berechnungen auf, wie Ihr System funktionieren soll und vergleichen Gesellschaften mit einer Maschine. Doch Sie haben dabei nicht alle Parameter in die Gleichung genommen. Schwarze Menschen werden immer noch wie Leute zweiter Klasse behandelt, wir amerikanischen Ureinwohner werden «Indianer» genannt und in euren Filmen dargestellt, als wären wir zurückgebliebene, blutrünstige Idioten. Italiener, Polen und all die anderen, die früher, und heute erst recht, Europa verlassen, sind in diesem Land nichts als praktische und billige Arbeitskräfte, die so schnell aufgenommen werden wie Fische an einem warmen Tag. Ihr zerstört das Land,

die Wälder und die Seen, und vor allem: Es gibt in diesem Land keinen Respekt vor irgendetwas. Nennen Sie mich einen jungen, zornigen Indianer, aber Ihr ganzes Denken ist auf Ihre europäische Kultur bezogen. Es kommt kein Wort, wie das die Frauen sehen oder wir Ureinwohner oder die Flüchtlinge, die zu Abertausenden in dieses Land strömen. Was soll ich dann von Ihren Gedanken halten? Selbstverwirklichung? Für wen? Die weiße Oberschicht? Wenn Sie diese Welt besser machen wollen, müssen Sie zuerst wie Menschen handeln und verstehen, dass wir alle zusammen auf diesem Planeten sind. Menschen, Tiere, Pflanzen, die Erde selber und die Luft die uns umgibt, ebenso wie alle Dinge. Ein «gerechtes System», wie Sie es nannten, kann nur über Verantwortung gerecht werden, und zwar der Verantwortung aller die an einer Gesellschaft oder Handlung beteiligt sind, und das ganz gleich ob es nun ein weißer Mensch ist oder nicht, oder es sich um eine Frau handelt oder nicht, und unabhängig seiner Herkunft oder Hautfarbe. Auch ist es egal, ob es sich überhaupt um einen Menschen handelt oder nicht!

Herr Neumann spricht – und ich will nicht verhehlen, dass ich das sehr spannend finde – von Computern und wie sie die Welt verändern und verbessern können. Aber auch hier sehe ich nur den Gedanken, dass es auf der einen Seite Menschen gibt, die Dinge bauen, und auf der anderen Seite Dinge, die tun, was der Mensch ihnen aufträgt. Aber ist es nicht so, dass wir von den Dingen ebenso beeinflusst werden wie die Dinge von uns? Haben nicht die Städte, die sie erbauen, die Menschen darin ebenso beeinflusst wie die Menschen die Städte? Und zeigt sich die Ungerechtigkeit in den Städten, die Arbeitslosen und Haltlosen nicht deshalb, weil sie bei der Planung eben nicht auch über Verantwortung nachgedacht haben? Die Kybernetik, von der Sie, Herr Wiener, sprachen, passt nicht in meine Welt und ich sehe keinen Platz für sie in einer «guten Gesellschaft», und ich will Ihnen auch sagen, weshalb: Dieses System, von dem Sie sprachen, lässt jede kreative Kooperation zwischen den Menschen und den Dingen vermissen!

Sie haben die wohl gute Absicht, eine Gesellschaft zu schaffen, die gerecht und gut ist. Aber was soll das für eine Gesellschaft sein, und wer bestimmt, was gut und was nicht gut ist? Die christlichen Werte, die mit so viel Leidenschaft Blutvergießen in die ganze Welt getragen haben? Ihre Aufklärung, die alle Ureinwohner als ungebildete Wilde abtat? Oder gar die Menschenrechte, die, wenn ich das so sagen darf, von Weißen aus der Oberschicht definiert wurden und nur gerade dann eingehalten werden, wenn es beliebt? Oder gar ihr Computer?

Es gibt meiner Ansicht nach kein «gutes System», wenn ihm schon im Grundsatz die Verantwortung allem gegenüber fehlt, und es gibt erst recht kein «gutes System», wenn es das Chaos als kreative Kraft ausschließt.

Ich hörte einen Wissenschaftler am Radio sagen, dass eines Tages der

Mensch frei sein werde, weil er nicht mehr arbeiten müsse. Maschinen würden dann diese Arbeit übernehmen und der Mensch endlich frei sein und sich der Kunst widmen können. Das hat mich sehr traurig gemacht, denn ich habe erkannt, dass ihr das, was ihr tut, nicht tun wollt. Dass ihr es tun müsst. Und weil ihr es nicht mehr tun wollt, wollt ihr es Maschinen machen lassen. Denn Maschinen sind für euch leblose, seelenlose Objekte. Ihr versteht, wie ich gesagt habe, nicht, dass die Maschine euch gleich beeinflusst wie ihr die Maschine. Ihr habt weniger Zeit, weil ihr schneller unterwegs seid. Ihr seid schneller unterwegs, weil ihr Automobile und Flugzeuge habt. Also gebe ich die Frage zurück, Herr Maslow, denn ich halte es nicht für eine gute Frage.»

Einen kurzen Moment lang überschattete ein betretenes Schweigen die Runde. Dann lachte Onsager laut auf: «Wie recht der junge Mann doch hat! Wir haben das tatsächlich nicht in Betracht gezogen!»

Und schon plapperten diese alten Herren wieder von Systemen, wie sie zu analysieren wären, und ich weiß nicht mehr was.

John war etwas verblüfft über diese Reaktion, lächelte dann aber und nickte mir zu: «Ich gehe schnell in den Garten eine rauchen.»

Ich ging in die Küche, holte zwei Aschenbecher, tauschte den übervollen auf dem Tisch aus, stellte den vollen beiseite und ging, in der einen Hand ein Glas Wein und in der anderen den Aschenbecher, John voraus.

«Folgen Sie mir, Mr. Goodfellow, ich begleite Sie gerne.»

Ich nickte dem bereits schläfrigen Amot zu und wir gingen hinaus.

«Ma'am, ich muss mich entschuldigen für vorhin.»

«Ach du meine Güte, hören Sie auf, mich Ma'am zu nennen, ich bin Miribal! Und Sie brauchen sich für gar nichts zu entschuldigen. Diese Herren sind allesamt Wissenschaftler. Die sind harte Diskussionen gewohnt.»

Er drehte sich eine Zigarette (er drehte sie sich selber!). «Machen Sie mir auch so eine?», fragte ich etwas schüchtern, denn ich war mir nicht sicher, ob ich das überhaupt wollte.

Er tat es mit einem Lächeln. «Dann lassen Sie uns gemeinsam den Rauch in den Himmel blasen, Miribal, und an eine «gute» Gesellschaft denken.»

«Ach wissen Sie, John, ich bin gerade in guter Gesellschaft. Lassen Sie uns einfach Rauch in den Himmel blasen.»

Das Nichtsein im Sein

Als ich begann, meine Geschichte aufzuschreiben, wusste ich eigentlich nicht recht, was ich wollte. Sicher, es war mir ein Bedürfnis, die Hintergründe der Nienetwiler Forschung und der Skandaj bekannt zu machen. Und ja, es war mir auch ein Bedürfnis, die Erkenntnisse, die ich durch die Skandaj und die Nienetwiler Forschung erlangte, ohne viel Aufhebens um die Wissenschaft zu erzählen. Ich wusste nicht, dass ich an einen Punkt gelangen würde, der persönlich wurde. Der von mir handelte. Aber so ist es nun, denn es hat, wie halt alles, auch mit allem zu tun!

3. September 1943: Ich habe mich das erste Mal in meinem Leben verliebt. Gewiss, ich liebe Amot, aber ich war nie verliebt in ihn. Aber in John. Und John in mich. Als wir vor zwei Tagen fröstelnd gemeinsam Rauch in den Himmel bliesen, war es bestimmt.

Doch ich bin gewiss nicht die Frau, die heimliche Affären anfängt! So hat mich Ophelia nicht erzogen. Also sagte ich es gestern Amot. «Das geht in Ordnung, mein Schatz. Mach dir keine Gedanken. Ich bin ein alter Mann und du eine junge Frau. Das Leben wartet auf dich, nicht auf mich!»

Oh, ich weiß nicht. Die Schamesröte steigt mir wieder ins Gesicht und ein Zorn, dass er so lieb war oder dass er schon abgeschlossen hat mit dem Leben. Mir rannen Tränen über die Wange und ich versuchte, mich dagegen zu wehren. Ich küsste ihn auf die Wange und rannte heulend weg. Das darf doch alles nicht wahr sein, das ist ja wie eine schlechte Dime Novel!

John und ich trafen uns wieder. Mehrmals.

Meine Tochter Jennifer Marie (Marie war der Name meiner Mutter) kam am 14. Mai 1944 zur Welt.

Was es bedeutet, zwei Kinder großzuziehen, nebenher zu arbeiten und den privaten und gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, habe ich mir nicht ausdenken können, bis es so weit war. Die Jahre rasten über uns hinweg und so will auch ich sie überfliegen, denn ganz ehrlich, außer Arbeit, Haushalt und Kinder war da nicht viel. Natürlich bin ich bei Amot geblieben. Das war mit ihm und mit John so abgesprochen. John war in der Politik so aktiv, wie man als «Indianer» in den Vierzigern überhaupt sein konnte.

Ich tat also, was es zu tun gab, und erfuhr, was es bedeutete, zu sein, ohne nicht zu sein.

Aber ich will nicht jammern, gewiss nicht. Ich liebe meine Kinder und tat es auch damals. Ebenso Amot und John. Ich organisierte, seltener zwar, aber immerhin, noch immer die Treffen in unserem Haus.

Die Jahre gingen so schnell dahin, dass ich mich kaum noch daran erinnern kann, aber sollte ich mich wieder erinnern, werde ich von den wichtigeren berichten. Mein Vater Aciel hat sowieso immer gesagt, dass eine chronologische Abfolge in einer Erzählung für einen Skandaj keinen Sinn ergebe.

Aber an das Jahr 1945 kann ich mich erinnern. Eine Woche vor Jennifers erstem Geburtstag kapitulierte die deutsche Wehrmacht. Wir feierten einen Tag und eine Nacht durch, auch wenn wir wussten, dass der Krieg damit noch nicht zu Ende war. Im August warfen die amerikanischen Flieger Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ab, von da an mochte ich Werner von Neumann einige Zeit nicht mehr sehen, auch wenn ich wusste, dass er mit dem Abwurf nicht einverstanden war und sich stark für Friedensbemühungen einsetzte.

Ansonsten weiß ich nicht viel zu berichten. Ich schaue in diese Jahre und denke, «war da sonst gar nichts?».

John hatte zu tun und war hier und dort. Die großen Erfolge, welche die «Indianerregimente» im Krieg erzielten, wurden allesamt mit den Sioux in Verbindung gebracht. Denen gab man einen Orden und schickte sie in die Reservate zurück. Ansonsten wussten die Amerikaner von den «Rothäuten» nicht viel mehr als das, was ihnen billige Westernfilme im Kino boten. Aber die meisten Leute ignorierten sie einfach.

Aber dann kam das Jahr 1951 und meinem Mann Amot ging es immer schlechter. Er war inzwischen einundneunzig! 1948 bereits zog er in ein Pflegeheim, denn ich konnte mich nicht mehr so um ihn kümmern, wie er es gebraucht hätte. Ich nannte ihn inzwischen «mein kleines verschrumpeltes Männchen». Aber er mochte so verschrumpelt sein wie eine verdorrte Zwetschge, sein süffisantes Lächeln mochte er nicht ablegen. «Schreib deinem Vater, dass ich noch lebe», sagte er und lächelte sein Lächeln, «das wird ihn wütend machen, den alten Spinner!» Doch Aciel war nicht wütend. Er schrieb mindestens alle zwei Monate und erkundigte sich nach ihm.

Mein Mann starb am 2. Januar 1952. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Seine Beerdigung fand erst drei Wochen später statt, da Leute aus der halben Welt dabei sein wollten. Skandaj hauptsächlich, allen voran mein Vater, der natürlich nicht fliegen wollte und mit dem Schiff kam. Er war inzwischen selbst schon einundachtzig Jahre alt, aber kaum ruhiger geworden. Dass er, zum ersten Mal in seinem Leben, in die USA reiste, kostete er hemmungslos aus und ließ sich hofieren wie ein Pascha. Doch als wir uns am Hafen in die Arme nahmen, rannen uns beiden die Tränen übers Gesicht, und dass mein Vater weinte, das war nun wirklich etwas Besonderes.

«Ich habe dir etwas mitgebracht, Prinzessin», schniefte er und zeigte hinter sich, wo eine dunkelhäutige junge hübsche Frau mit einem kleinen Jungen stand. «Das ist mein Sohn Nomis, Miribal, und die bezaubernde junge Frau hat sich anerboden, ihn auf dieser Reise zu begleiten.»

Nomis war zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt und schaute mich so ernst an, dass ich erst nicht wusste, wie ich reagieren sollte. Er hatte ein langes, schmales Gesicht und eine etwas zu große Nase. Seine Augen waren ernst und wach, aber als er mich anlächelte, drang der ganze verflixte Schalk seines Vaters aus ihm heraus, sodass mir die Beine weich wurden.

Noch als ich ihn umarmend im vom Schneematsch nassen Boden des Hafens kniete, brach eine ganze Meute Menschen über mich herein. Sie rissen uns auf die Beine, umarmten und küssten mich, drückten mir Geschenke in die Arme und strömten wie eine laut lachende und plappernde Flutwelle an uns vorbei zu den Taxiständen.

Und dann sah ich mir das Mädchen, das mit Nomis und Aciel gekommen war, noch einmal an, und schon wieder – verdammt ... schon wieder wie Dime-Novel-Niveau! Doch wie kann ich das loswerden, bei alledem? – rannen mir die Tränen übers Gesicht. «Rosalie!», rief ich und sah, wie sie lächelte. «Sie meinen Rosalie, meine Mutter, Madame. Ich bin, äh Ophelia, ihre Tochter», sagte sie und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Ich ignorierte ihre Hand und umarmte sie und will jetzt den ganzen Kitsch lassen, das ist ja schrecklich!

Am Abend, es war der Tag vor Amots Beerdigung, saßen die meisten von der aus dem Schiff gequollenen Menschenflut bei uns im Haus. Es war laut. Mo jauchzte immer wieder vor Freude und spielte mit Ophelia (Ophelia!) und seinem Cousin Nomis. Sagte ich schon, dass es laut war? Es war laut. Manchmal etwas weniger laut, dann wieder etwas mehr, und dann wirklich laut, bevor es einfach wieder laut wurde. Manche hatten Musikinstrumente dabei und spielten, als wäre es eine Hochzeit! Die meisten anderen aber plapperten einfach drauflos. Im Garten hatten sie, trotz der bitteren Kälte dieser Januarnacht und gut einem halben Meter Schnee, zwei Feuer gemacht, um die sie herumstanden. Ein Glück, dass unsere Nachbarn mich inzwischen gut kannten.

Mein Vater saß drin am Kamin mit John und redete mit ihm, über mich, wie unschwer zu erkennen war, denn beide schauten sie immer wieder durch die Leute hindurch zu mir und lächelten mich an.

Am Tag der Beerdigung fuhren wir alle in einem riesigen Tross schwarzer Wagen zum Oak Woods Cemetery. Mein Mann hatte die «Ehre», direkt hinter dem Mausoleum von einem der berühmtesten Mafiosi der 20er-Jahre, nämlich

James Colosimo, genannt «Big Jim», beerdigt zu werden, was trotz des traurigen Anlasses an diesem Tag den einen oder anderen Lacher verursachte.

Die Beerdigung selber war, wie Beerdigungen immer sind: Man möchte woanders sein.

Am Abend, nach endlos langen Stunden des Essens und Trinkens, machten sich die Leute langsam auf den Weg. Sie drückten mir und Nomis Geschenke in die Hand, manchmal auch ein Couvert mit Geld, verabschiedeten sich und sickerten aus dem Haus, wie ein Traum am Morgen aus dem Gedächtnis rinnt.

Ophelia nahm Nomis, Jennifer und Mo mit ins Obergeschoss, wo die Kinderzimmer lagen, und brachte sie zu Bett.

John hatte sich im Wissen, dass ich mich noch mit Aciel unterhalten wollte, ebenfalls verabschiedet.

So blieben Aciel und ich allein zurück.

«Also», sagte ich, «reden wir.»

Und das taten wir. Ich kann und will hier nicht das ganze Gespräch wiedergeben, und werde das, wenn es passt, abschnittsweise an anderer Stelle tun. An einen bestimmten Teil unserer Unterhaltung kann ich mich aber sehr gut erinnern.

Sonntag, 17. Januar 1952: Aciel ist mit Ophelia und den Kindern in den Park Schlittschuhlaufen gegangen. Ich traue ihm zu, dass er selber auch noch mitfährt.

Es ist still im Haus und ich bin allein. Erinnerungen treiben an die Oberfläche und vermischen sich mit den Bildern der Zukunft. Aber dafür ist morgen noch Zeit. Ich höre, dass die Leute, die mir beim Aufräumen helfen werden, schon in der Küche sind.

Aciel, Ophelia und Nomis reisten vier Tage später ab, runter nach New York City und von da mit dem Schiff zurück.

Und damit genug von mir.

The Traveller

Schon Ende der 40er-Jahre habe ich als Französisch-Englisch-Übersetzerin ab und zu den einen oder anderen Auftrag angenommen, nicht selten für Anwälte, die einen oder verschiedene Stämme der Ureinwohner Amerikas gegen die USA vertraten. Insbesondere dann, wenn sich diese nicht an die Landesgrenze Kanada–USA halten wollten. Nicht nur Cree oder Ojibwe hatten in beiden Ländern ihre Stammesgebiete, und auch wenn sich diese im Lauf der Zeit an die Landesgrenzen anzupassen schienen: Mit dem Mut der Helden, den sie im Krieg bewiesen hatten und für den sie auch ausgezeichnet worden waren, nah-

men sich manche das Recht heraus, auf «ihrem Land zu gehen, wohin sie wollten», und forderten dieses Recht auch ein.

Was ich nicht wusste und erst in den Staaten langsam begriff, war, dass in Kanada und dem nördlichen Teil der Vereinigten Staaten fast viertausend Skandaj lebten. Nur die wenigsten waren sesshaft. Die meisten von ihnen zogen wie schon seit Jahrtausenden da hin, wohin sie ziehen wollten. Sie wurden «Traveller» und «Gipsys» genannt, manche auch «Hobo» (eine Bezeichnung übrigens, die aus dem Alaju stammt und auf das Wort *hoba* zurückzuführen ist, welches wiederum zusammengesetzt ist aus *hom* «das Nichts / die Leere» und *ba* = «um etwas herum gehen/sein», also «das um die Leere sein». Es bedeutet Skandaj, die sich allein auf den Weg gemacht haben und oft die Kultur der Skandaj abgelegt hatten.)

Und die hatten hin und wieder Probleme. Na ja, wir wollen ehrlich sein, und als fast Außenstehende fällt mir das vielleicht ein wenig leichter. Die Mentalität, dass alles auf der Welt auch allen auf der Welt gehörte, mochte die Zweifel an der Rechtmäßigkeit von Gesetzen und Moral wohl ab und zu etwas aufgeweicht haben. Kurz gesagt: Manche Skandaj nahmen einfach mit, was sie brauchten. Natürlich wurden viele erwischt, und da, genau da, wurde mir dann ein Telegramm überbracht, in dem ich um Hilfe beim Übersetzen gebeten wurde.

Wo auch immer sich die Skandaj bewegten, eines war ihnen immer sicher: dass sie auf ein riesiges Netzwerk vertrauen konnten. Nicht nur unter Skandaj, sondern überhaupt. Ähnliches sah ich bei unseren jüdischen Bekannten und innerhalb der Staaten vielleicht noch bei Militärs der gleichen Truppengattung oder Politikern der gleichen Partei. Aber bei den Skandaj waren die Netzwerke viel breiter gefächert. Man kannte da einen, der das hatte oder jenes konnte oder der einen anderen, der helfen konnte, kannte – unabhängig von Stand oder Rang, Geschlecht oder Zugehörigkeit. Abertausende Jüdinnen und Juden, deren Urgroßeltern noch mit den Skandaj gezogen waren und die sich nun nach dem Krieg in den USA eine Existenz aufgebaut hatten, waren jederzeit zum Helfen bereit. Oder zum Handeln von Wissen oder Waren. Und dann waren natürlich noch die Fahrenden Sinti und Roma und wenige jeni-sche die es meist kurz vor dem Krieg in die Staaten verschlagen hatte und die mit vielen Skandaj bekannt waren. Bei den Stämmen der Ureinwohner war es ähnlich. Viele hatten seit Generationen Kontakte mit den Skandaj gepflegt, sei es durch freundschaftliche Bande oder durch gute Tauschgeschäfte.

Und dann war da das Telefon. Das Telefon löste das Telegramm ab, das die Informationsboten von davor abgelöst hatte. Man konnte schnell ein Treffen

vereinbaren oder Informationen einholen. Das Netzwerk der Skandaj vergrößerte sich – nicht nur wegen ihrer Zuverlässigkeit als Freunde, sondern auch wegen ihres Wesens – fast exponentiell. Nicht dass jemals der Name Skandaj gefallen wäre! Dieser Name wurde tunlichst verschwiegen, so wie er seit Jahrtausenden verschwiegen wurde. Es war einfach dieser oder jener nette Kerl oder diese oder jene nette Dame, es waren die kleinen Leute, die «Unsichtbaren», wie sie bei manchen Ureinwohnern auf der ganzen Welt genannt wurden. Man war nett zu ihnen, und sie waren nett zu dir.

Wie viel Platz die Skandaj in Märchen und Überlieferungen einnahmen, begriff ich erst, als ich «The Story Tales» ins Französische übersetzte. In Indien, Afrika, Asien, Europa, gar Australien und Neuseeland, Süd-, Mittel- und Nordamerika war immer wieder von ihnen in den Überlieferungen, Geschichten und Märchen die Rede. Ich erkannte sie jeweils sofort. Zu eindeutig waren die Übereinstimmungen mit den Skandaj.

Aber ich komme ganz und gar vom Thema ab, nämlich meiner Tätigkeit als Übersetzerin. Es machte mir große Freude, zu übersetzen – und das tut es auch heute noch –, denn da übersetzte ich am einen Tag vor Gericht und am nächsten Tag an einer Konferenz über irgend so ein wissenschaftliches Thema wie Kybernetik. Ganz besonders freute ich mich jedoch, wenn ich Forschenden bei ihren volkskundlichen Studien zur Seite stehen konnte. So kam es, dass mich im Frühjahr 1953 Amanda Fox (heute Frau Professor Amanda Fox) bat, mich mit Leuten bekannt zu machen, die etwas über Spiele zu sagen hatten.

Sie wollte eine Studie über die «Ur-Spiele» machen. Also Spiele, die auf die Zeit vor der Kolonialisierung, ja selbst vor der großen Wanderbewegungen der Völker bekannt waren. Um es vorwegzunehmen: Sie scheiterte kläglich und forscht daran noch heute ohne nennenswerten Erfolg. Ein «Ur-Spiel», so fand sie heraus, lässt sich nicht feststellen, da Spiele unterschiedlichster Art autochthon, das heißt, in einem Volk oder Stamm ohne Beeinflussung durch andere, entstehen und sich dennoch gleich sein können. Mein Hinweis darauf, dass eventuell die Wanderbewegungen und Kontakte der Skandaj hierzu ein Schlüssel sein könnten, ließ sie nicht gelten, da es keine fundierten wissenschaftlichen Beweise zu den Skandaj gebe.

Wie dem auch sei, es ist hier vielleicht der richtige Moment, um etwas über Spiele bei den Skandaj zu erzählen. Die meisten zeichnen sich dadurch aus, dass es nicht darum geht, jemanden zu besiegen. Es ist mir jedenfalls kein solches Spiel bekannt. Auch gibt es keine Spiele, in denen jemand ausgeschlossen wäre, so wie dies heute der Fall ist, wo viele Spiele nur von Männern gespielt werden (oder gar gespielt werden dürfen!). Ebenfalls ist ihnen zu eigen, dass

es mehr darum geht, gemeinsam eine Lösung zu finden oder ein Problem zu meistern, als allein gegen einen oder andere zu siegen. Ganz besonders interessant finde ich jedoch den Begriff, den die Skandaj für diese Tätigkeiten haben. Sie nennen es *sujar*, also «lassen Zeit» oder die Zeit lassen. Das meinen sie ganz wörtlich und ich habe Skandaj nicht selten drei, vier Tage an einem Spiel gesehen. Einen ganz besonderen Reiz übt das Spiel *mutakol* auf sie aus. Dabei geht es darum, dass jemand etwas Absurdes behauptet – zum Beispiel, dass dieser oder jener Fluss bergauf fließt. Als Erstes wird dieser oder jene dann mit überaus witzigen und wortreichen Beleidigungen überhäuft, die sich aber langsam zu ebenso witzigen und wortreichen Lobpreisungen für diese Behauptung wandeln. Und dann geht es erst richtig los. Indem sie sehr gewitzt die Behauptung der Lächerlichkeit preisgeben, fangen sie an, Argumente ins Feld zu führen, die letztlich darauf hinführen, dass die Behauptung richtig ist.

mutakol wird von Kindern ebenso gespielt wie von Erwachsenen, nur dass bei letzteren teils größere, ja kaum noch bezifferbare Mengen an Alkohol und Tabak vernichtet werden.

Heutzutage denke ich oft, dass dieses Spiel vielleicht wieder vermehrt auch bei den Nicht-Skandaj gespielt werden sollte. Probieren Sie es aus!

In Erinnerung an meinen wunderbaren Ehemann und Entdecker von Nienetwil Amot Nussquammer.

Liste der Protagonisten und Autoren

Am Rhyn, Patrizia (1868–1934) war eine Unterstützerin von d'Aciei Arbogast I. und seiner Forschung über Nienetwil.

Arbogast I., d'Aciei (30.3.1871–1969), Sohn von Hannes Meyer und Vater von Nomis Arbogast und Miribal Ciséan

Arbogast II., Aciei (*1. 4.1968), Sohn von Nomis Arbogast

Arbogast, Nomis (*1.8.1941), Sohn von d'Aciei Arbogast I.

Catilleaux, Ophelia (1860–1937), auch bekannt als «Mme Scheherazade», betrieb das gleichnamige Etablissement/Restaurant/Salon in der Rue du Faubourg Montmartre 16 in Paris.

Martelli, Gela (1913–1945), Partnerin von d'Aciei Arbogast I. und Mutter von Nomis Arbogast

Meyer, Hannes (1821–???), alias Jari Arbogast, Vater von d'Aciei Arbogast I.

Nussquammer sen., Amot (1860–1952) war Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er spielte eine Schlüsselrolle bei der Erforschung von Nienetwil.

Nussquammer jun., Amot (1941–2011), Religionswissenschaftler und Samba-Lehrer, Sohn von Amot Nussquammer sen. und Miribal Ciséan

Soppenweiler, Amalie (1872–1920), erste Ehefrau von Amot Nussquammer sen.

Watts, Jennifer Marie (*14. Mai 1944), Tochter von John «White Feather» Goodfellow und Miribal Ciséan

Weblinks

NIENETWIL – Werkstatt und Forschungsstätte für visionäre Vergangenheit:

<https://www.nienetwil.ch/>

Wiki zur Nienetwiler Forschung: <https://wiki.nienetwil.ch>

Die Autoren

Simon Meyer ist gelernter Kunstschmied, Fotograf, Kunst- und Kulturschaffender sowie Leiter der Fachstelle audiovisuelles Kulturgut der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB). 2005 initiierte er das Projekt «Nienetwil – Werkstatt und Forschungszentrum für visionäre Vergangenheiten» als offenen Denkraum für interdisziplinäre Projekte zwischen Kunst–Wissenschaft–Handwerk–Bildung. Er ist Mitautor und Herausgeber der «Cahiers de recherches de Nienetwil».

Prof. Dr. David J. Krieger ist ein schweizerisch-amerikanischer Philosoph, dessen Interessengebiete Hermeneutik, Semiotik, Kommunikationstheorie, Akteur-Netzwerk-Theorie, digitale Transformation und Pragmatismus umfassen. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen der letzten Zeit zählen: «Informationeller Pragmatismus – Zur Philosophie der digitalen Transformation» und «From Systems to Actor-Networks: From Systems to Actor-Networks: A New Paradigm for the Social Sciences». Derzeit ist er Co-Direktor des Instituts für Kommunikation und Führung IKF in Luzern, Schweiz.

Gastautoren

In Kapitel 2: Prof. Dr. Peter Friedrich Stephan ist Professor für Transformation Design an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Als Designer und Berater unterstützt er Unternehmen und Organisationen bei ihrer sozialen und digitalen Transformation. In den 1990er-Jahren war er ein Pionier der neuen Medien im Bereich der Unternehmenskommunikation. Er war Mitbegründer der Forschung zu Computational Design und Cognitive Design und organisierte internationale Projekte und Workshops zum Thema Concern Design.

In Kapitel 2: Petra Meyer (BA hist., *1968) ist Lektorin, Texterin und Kulturvermittlerin in Beromünster. Sie führte von 1992 bis 1996 eine Kunstgalerie im Luzerner Seetal. Nach dem Studium der Geschichte an der Universität Luzern leitete sie von 2007 bis 2009 das Museum und Kulturhaus «Entlebucherhaus» in Schüpfheim. Bereits 1998 machte sie sich als Lektorin und Korrektorin selbstständig und arbeitet seitdem unter anderem für namhafte Kunst- und Literaturverlage im In- und Ausland (Vexer Verlag, St.Gallen/Berlin, Knapp Verlag, Olten etc.).

In Kapitel 3: Prof. Dr. Manuel Menrath ist Autor, Ethno-Historiker und Kulturmanager. Bei Mission 21 verantwortet er das Bildungsprogramm. Zudem leitet er das kulturhistorische Museum Haus zum Dolder in Beromünster und ist Lehrbeauftragter der Pädagogischen Hochschule Luzern. In seinen Forschungen beschäftigt er sich unter anderem mit Dekolonisation und dem indigenen Nordamerika.

Abbildungsnachweis

Abbildungsnachweise

- | | |
|---------|---|
| Abb. 1 | Titelblatt CRN N°1, grafische Gestaltung Simon Meyer |
| Abb. 2 | Steine aus dem Bach Wyna. Fotografie Simon Meyer |
| Abb. 3 | Fotomontage und Selbstporträt Simon Meyer |
| Abb. 4 | Selbstporträt Öl auf Leinwand 40x30cm. Bild und Fotografie Simon Meyer |
| Abb. 5 | Digitales Gemälde. Bild Simon Meyer |
| Abb. 6 | (Originaldateiname SantaCruz-CuevaManos-P2210651b) Creative Commons Attribution-Share alike 3.0 und GNU 2.1. Bearbeitet (Zuschnitt durch Simon Meyer) |
| Abb. 7 | Digitales Gemälde. Bild Simon Meyer |
| Abb. 8 | Digitales Gemälde. Bild Simon Meyer |
| Abb. 9 | Öl auf Leinwand 40x30 cm. Bild und Fotografie Simon Meyer |
| Abb. 10 | Ch'apis Wort <i>gadho</i> |
| Abb. 11 | Ch'apis Wort <i>gabe</i> |
| Abb. 12 | Ch'apis Wort <i>be</i> |
| Abb. 13 | Ch'apis Wort <i>tobe</i> |
| Abb. 14 | Gurgelwald in Römerswil 2017, Foto und Bearbeitung Simon Meyer |
| Abb. 15 | Skizze Simon Meyer |
| Abb. 16 | Skandi-Stein. Steinbearbeitung und Fotografie Simon Meyer |
| Abb. 17 | Tagebuch. Ledereinband und Gestaltung Simon Meyer, Text Manuel Menrath, transkribiert in Kurrentschrift Dr. Michael Blatter |
| Abb. 18 | Ch'apis Wort <i>tu</i> |

Abb. 19	Ch'apis Wort <i>katatehe</i>
Abb. 20	Ch'apis Wort <i>home</i>
Abb. 21	Lehmbüste, Selbstbildnis Simon Meyer
Abb. 22	Höhlenmalerei, digitale Arbeit Simon Meyer anhand verschiedener realer Abbildungen
Abb. 23	Bearbeitetes Selbstporträt Simon Meyer, 2025
Abb. 24	Ch'apis Wort <i>kuku</i>
Abb. 25	Ch'apis Wort <i>toho</i>
Abb. 26	Ch'apis Wort <i>musei</i>
Abb. 27	Steinbearbeitung und Foto Simon Meyer
Abb. 28	Skizze Simon Meyer

Alle abgebildeten Personen gaben ihr Einverständnis zur Publikation ihres Bildes in diesem Buch.

Amot Nussquammer sen., Amot Nussquammer jun. sind Erfindungen von David J. Krieger.

Der Jesuiten-Missionar S.P. SJ ist eine Erfindung von Manuel Menrath

Die Sprache alaju, d'Acíel Arbogast I., Acíel Arbogast II., Nomis Arbogast, Miribal Ciséan, das Schriftsystem *Ch'apis*, das Zahlensystem *Skantscha*, Nienetwil und die Skandaj sowie alle Fundobjekte die im Zusammenhang mit der Nienetwiler-Kultur erscheinen, sind eine Erfindung von Simon Meyer.

Die Geschichten von Miribal Ciséan und alle darin vorkommenden Personen Teil der literarischen Freiheit.

